Humoristische
Reise durch Texas

von

Galveston bis zum Rio Grande

von

Alex. E. Sweet und **J. Armoy Knox.**

Aus dem Englischen

von

Reinhold Teuscher,
Dr. med.

Mit 167 Illustrationen im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln.

Jena,
Hermann Costenoble.
1884.

Humoristische Reise durch Texas.

Gegründet 1850.



S. 303.

Abreise.

Humoristische
Reise durch Texas

von

Galveston bis zum Rio Grande

von

Alexander E. Sweet und **J. Armoy Knox.**

Aus dem Englischen

von

Reinhold Teuscher,
Dr. med.

Mit 167 Illustrationen im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln.

Jena,
Hermann Costenoble.
1884.

Inhalt.

Verzeichniß der Holzschnitt-Tafeln.

1. Kapitel.

Man nannte ihn einen Desperato und Spieler. Man sagte ihm nach, „er gehe immer gespornt, führe Pistolen und sei überhaupt ein schlechter Kerl.“ Er sollte während seiner kurzen Laufbahn fünf, acht, einige sagten zehn Menschen umgebracht haben; wenn man aber den wohlgebildeten jungen Mann ansah, von sanften Manieren und mit wohlgescheiteltem Haar, so würde ihn niemand für den Feuerfresser gehalten haben, für den er galt. Mit einer großen diamantenen Busennadel geziert, ein dünnes Stöckchen in seiner behandschuhten Hand, hätte man ihn für einen Hotelkellner halten können, wären nicht seine Manieren so freundlich und anständig gewesen.

Wenn Phil Parker Fremden als ein Spieler bezeichne wurde und als ein Mann, der verschiedene seiner Bekannten in das andere Leben befördert habe, versäumte man nie hinzuzufügen, er sei bei alledem ein Gentleman und gehe gegen seine Opfer immer nur ehrlich und anständig zu Werke.

Dieser feine und ehrenwerte Desperado „operierte“ vor zwei Jahren in einer der inneren Städte von Texas; er bildete einen von den charakteristischen Zügen des Platzes. Sein Wesen war so mit dem der Stadt verbunden, daß man von dieser ebensowenig hätte sprechen können, ohne Phil Parker zu erwähnen, als von Sheffield, ohne die Messerfabrikation zu nennen. Ein Fremder, der sich einige Tage in der Stadt aufgehalten hätte, wo Parker lebte, könnte sie mit dem Eindruck verlassen haben, der Platz bestände aus einem elenden zerfallenden Gefängnis, einem sehr hübschen Gerichtshaus, aus Phil Parker und aus einigen tausend weitern Bewohnern.

Verschieden von den meisten professionellen Spielern war er selten auf dem Trocknen; wenn er, nach dem Ausdruck der Brüderschaft, eine reiche Ader traf und Geld hatte, feierte er bisweilen seine Erfolge in reichlichem Bowlen-Genuß. In diesem Zustande zeigte er sich gern als Schütze, und sein Enthusiasmus gipfelte in dem Besuche des Salons eines Freundes, wo er seine Geschicklichkeit im Gebrauch des Revolvers zeigte, indem er Spiegel, Lampencylinder, Flaschen und andere zerbrechliche Gegenstände zerschmetterte, worauf er dem Aufwärter die lakonische Bemerkung zuwarf: Sie sind mein — setze sie auf die Schiefertafel.



Ein Desperado von achtzehn Karat.

Sein Recht, sich so harmlosen Ausschweifungen hinzugeben wurde selten bestritten, aus zwei Gründen: erstlich würde es äußerst gewagt gewesen sein, und zweitens kam Phil selbst, sobald er nüchtern geworden war, um den Schaden zu bezahlen. Oefter wurden die Gläser sämtlicher Lampen auf dem Marktplatz

durch Pistolenkugeln zerschmettert, ohne daß der oder die Thäter bekannt wurden.

Nun ist es bemerkenswert, daß bei jeder von diesen Gelegenheiten Phil Parker in der Stadt, und ferner, daß seltsamer Weise der kluge und immer wachsame Polizeidiener gerade um die Ecke gegangen war, um in einer Untersuchung, die diesen luchsäugigen Beamten beschäftigte, von jemand eine Nachricht zu erhalten. (Dieser Jemand trug eine weiße Schürze und lieferte die Nachricht in einem Glase.) So war der Beamte in dem kritischen Augenblicke abwesend, und konnte den Thäter nicht sehen und festnehmen. Der Gegenstand dieser Skizze war überall sehr geachtet, besonders von der Polizei.

Mat Woodlief, ein bekannter Spieler, hielt einst einen Spielsalon in einer der kleinen Eisenbahnstädte im Westen. Eines Nachts kam ein dicker lärmender Texaner hinein mit einigen Freunden. Sie setzten sich um acht oder zehn tüchtige Whiskeygläser herum, und er fing an zu toben und alle Beschwerden aus der Kriegszeit aufzutischen, wie er dabei seine Pflanzung und seine Neger eingebüßt habe (er hatte nie in seinem Leben einen Sklaven besessen und die einzige Verbindung, in der er jemals mit einer Pflanzung gestanden hatte, fand durch einen Hackenstiel statt). Er schimpfte auf die Yankees, nannte sie Lügner und Diebe, und gebrauchte gegen sie die gemeinsten Epitheta. Er sagte: Ich kann den gewaltigsten Mann von ihnen Schmutz essen machen, wahrhaftig. Diese verdammten Menschendiebe haben mir alle meine Neger genommen; aber ich will schon noch mit ihnen quitt werden. Keiner von ihnen ist Manns genug, mir im Kampf frei entgegenzutreten. Ich möchte nur, daß einer von ihnen mir widerspräche, so wollte ich Löcher in ihn bohren, bis er kein Wasser mehr hielte. Käme nur gerade einer von diesen


Der kriegerische Texaner.

feigen Coyoten, ich wollte gleich Stoff zu einem Begräbnis zurichten. Ich sehne mich gerade nach einem Gefecht. Ich bin ein roher Texaner, meinetwegen, aber ich kann dem größten Yankee, der in England gewachsen ist, das Lebenslicht ausblasen.

Während dieser Rede erschien Phil Parker, welcher unterdessen ein ruhiges Spielchen im Hinterzimmer gemacht hatte, auf der Szene. Er war schwarz gekleidet, ein leinenes Staubtuch auf seinem linken Arm und ein seidener Hut nach letzter Mode kühn über sein rechtes Auge geneigt. Am Elfenbeinknopf seines Spazierstöckchens saugend trat dieser 18karatige Desperado auf den kriegerischen Texaner zu.

„Mein Freund,“ sagte er, „ich bin ein Yankee aus Massachussets — ein harmloser und unschädlicher Geschäftsreisender — suaviter in modo, sed fortiter in re — wie wir in der Schule sagten — und es hat mir leid gethan, zu hören, auf welche Weise Ihr soeben Eure Meinung vorgetragen habt. Ich möchte Euern Gefühlen nicht zu nahe treten, mein Herr, aber unter diesen Umständen zwingt mich meine Pflicht, Euch zu sagen, daß Ihr eine Memme seid; meine Achtung vor der Wahrheit nötigt mich, zu bemerken, daß Ihr ein Lügner seid. Um Euch meine aufrichtige Meinung zu sagen, so halte ich Euch nicht für tapfer genug, einen Wurm umzubringen oder mit einer kranken Fliege anzubinden.“

Der kriegerische Yankee verstummte und war sprachlos vor Ueberraschung. Die Tollkühnheit des Mannes von Massachussets entsetzte ihn.

Als Parker diese Bemerkungen mit einer Verbeugung schloß, kochte der große Texaner über von unterdrücktem Grimm und versuchte, sein Pistol zu ziehen, aber ehe er den Kolben berührt hatte, schnitt ihm eine Kugel von Parkers Revolver das Ohrläppchen ab, die Waffe selbst fiel auf seinen Kopf und streckte ihn ohne Besinnung zu Boden. Parker, mit Hülfe eines Freundes, legte den besinnungslosen Mann in einen Wagen, fuhr ihn in eine Apotheke, ließ den Doktor das verwundete Ohr nähen und nachdem er dem Apotheker aufgetragen hatte, „er möge dem Narren sagen, daß er mit Phil Parker gespaßt habe, der ihn mit seiner Privat-Ohr-Marke gezeichnet“, kehrte er zurück, um

im Hinterzimmer von Woodliefs Salon sein Spiel zu Ende zu bringen.

Zwei Jahre nach obigem Vorfall brachte ich mit Phil Parker sechs Tage in einer kleinen Stadt einer der Neu-England-Staaten zu. Ich wußte damals nicht und erfuhr erst viel später, wer er war. Während dieser sechs Tage kannte ich ihn nur als „den Mann von Texas“.

Als ich den Mann von Texas zuerst traf, trug er einen breitrandigen schwarzen Sombrero, mit silberner Schnur und Quaste. Seine langen Stiefel aus Krokodilleder reichten bis zu den Knieen und zwischen dem Dekel des Huts und den Sohlen der Stiefel befanden sich sechs Fuß zwei Zoll von einem Mann, dessen Gleichen in Warren County nicht zu finden war an dem Tage, wo der Bahnzug durch die Brücke brach. Vor dem Unglücksfall saß er im Rauchcoupé, die Füße zum Fenster hinaus gestreckt. Er hatte den Rock ausgezogen und rauchte Cigarretten; der Zug rollte dahin mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen in der Stunde, keuchte durch Einschnitte, rasselte über Gitter und schoß um Kurven herum wie ein feuriger Drache. Es war ein trauriger Unglücksfall; die Ueberschriften der Zeitungsartikel am folgenden Morgen sahen so aus:

Ein schreckliches Ereigniß.

Entsetzliches und furchtbares Unglück.

Eine Brücke eingestürzt.

Eilf Menschen getötet.

Gelähmte Passagiere.

Zerquetschte und blutende Bremser, 2c. 2c.

Tadel wurde reichlich ausgeteilt. Die Direktoren, der Maschinenführer, die verfaulten Balken — alles bekam seinen Teil davon, aber alles Lob war nur für einen einzigen Mann. Er hatte den verbrühten und entstellten Maschinenführer an das Ufer getragen, wobei er sich die rechte Hand verbrannte. Bis zum Hals im Wasser stehend sprengte er das Fenster von einem Wagen und rettete eine alte Dame. Er riß Tücher in Streifen und verband damit verwundete Arme und Beine. Die Unver-

wundeten organisierte er zur Rettung der unglücklichen Passagiere, und nachdem alle noch Lebenden weiterer Gefahr enthoben waren, stürzte er sich in den brennenden Expreß-Waggon und rettete einen daselbst angebundenen Hund, der in Gefahr des Verbrennens schwebte. Er schaffte Erfrischungen aus den benachbarten Farmhäusern herbei und blieb bei den Leuten, bis sie von einem Zug abgeholt wurden. Er that die physische Arbeit von zehn Männern, obgleich er an einer verbrannten Hand und einem gequetschten Fuß litt. Sein Lob ertönte an diesem Tage durch das ganze Thal. In der Aufregung des Augenblicks hatte niemand daran gedacht, nach seinem Namen zu fragen; wir nannten ihn nur „den Mann aus Texas".

Seine Wunden nötigten ihn, in der nächsten Stadt still zu liegen. Mit seinen Satteltaschen an der Hand verließ er den Bahnhof, sich bescheiden verbeugend gegen diejenigen, welche ihm, zum Dank für seine Hülfe in der Not, ihr „Lebehoch" zuriefen. Ich blieb in derselben Stadt zurück, um einige kleine Beschädigungen, die ich erhalten hatte, heilen zu lassen. „Der Mann aus Texas" und ich wohnten in demselben Hotel. Wir wurden bald bekannt, aber so lange er in der Stadt war, erfuhr niemand seinen Namen. Auf die Wirtshausliste hatte er sich eingeschrieben wie ihn die Passagiere des unglücklichen Zugs nannten: „Der Mann aus Texas."

Seine Erzählungen aus dem Grenzleben interessierten mich sehr. Ohne eine Spur von Großthuerei in seinem Tone sprach er von seinen 12000 Stück Rindern, seiner Herde von 800 Pferden und der Armee von Vaqueros und Hirten, die sein Vieh besorgten. Er beschrieb das Vergnügen der Antilopen- und Büffeljagd in den Ebenen, und die Lust, vierpfündige Forellen an das Ufer des schönen S. Marcosflusses zu ziehen und Krokodile in den Bayons und Lagunen des östlichen Texas zu schießen. Er lud mich herzlich ein zu kommen und ein oder zwei Monate in seinem Rancho am Rio Frio zuzubringen.

Ich hatte die Absicht gehabt, mir sechs Monate Ferien zu nehmen und sie mit Reisen in Europa zuzubringen, aber ich änderte meinen Plan, als ich einige Stunden lang den Beschreibungen des Lebens in dem „Einzeln-Stern Staate" von

den Lippen des „Mannes von Texas“ gelauscht hatte. Und als er von der gesunden Luft der westlichen Prärieen sprach, dem reinen Wasser und dem wohlthätigen Einfluß der Leibesübung durch eine Reise auf dem Rücken eines texanischen oder mexicanischen Ponys, so beschloß ich ohne weiteres, meine beabsichtigte Route zu ändern und anstatt mit dem Ränzel auf dem Rücken die vielbetretenen Pfade Europas zu durchwandern, einen Ausflug durch die verhältnismäßig unbekannten Wildnisse von Texas zu machen „an Bord eines mexicanischen Mustang“.

Der Mann von Texas sagte mir seinen Namen nicht, aber er beschrieb mir die Lage seines Ranchos und sagte mir, wie ich ihn erreichen könnte. Ich nahm seine Einladung an und obgleich ich ihm später wieder begegnete, sah ich niemals seinen Rancho. Ich entdeckte später, daß er unter den Luftschlössern lag. Die Folge der Annahme seiner Einladung war für mich ein dreimonatliches Vagabundenleben an der Westgrenze von Texas, dreizehn Wochen langes beduinenartiges Herumschweifen durch Viehweiden, zwischen tausend Hügeln, fern von dem Schrei des Zeitungsjungens und dem Läuten der Straßenbahnwagen.

Ich verließ Newyork am 4. Mai mit dem Dampfer „City of San Antonio“ und erreichte Galveston am 14. desselben Monats. Galveston, vom Deck des Dampfers aus gesehen, ist eine seltsame Stadt und einzig in ihrer Art. Sie ist auf einer Sandinsel erbaut, welche sich nirgends mehr als 6 Fuß über die höchste Flutmarke erhebt.

Als die Sonne hinter der niedrigen Küstenlinie unterging, erblickten wir die Stadt, welche anscheinend auf der Oberfläche des ruhigen Wassers der Bai schwamm. Ihre Türme, Dome und Minarets, in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzend, würden stark an Venedig erinnert haben, wenn Galveston Türme, Dome und dergl. gehabt hätte.

Die kurze Dämmerung machte hellem Mondschein Platz, als wir die Bai hinauf dampften. Wenn man hinüber sieht auf die Stadt, wie sie sich auf dem Meere wiegt, ihre weißen Gebäude und sandigen Straßen mit einer Flut silbernen Mondlichts übergossen, so ergreifen einen seltsame, geheimnisvolle Gefühle, und wenn der Beobachter irgend einen sentimentalen Funken in sich trägt, so „verfällt er in Poesie“.

Galveston ist der Haupthafen von Texas und steht durch Dampf- und Segelschiffe mit allen Teilen der handelnden Welt in Verbindung. Die Insel, auf welcher man die Stadt erbaut hat, ist einige dreißig Meilen lang und ein bis zwei Meilen breit. Sie wird von dem Festland durch eine mehrere Meilen breite Bai getrennt, welche flach gehenden Schiffen einen sicheren Hafen bietet. Eisenbahnbrücken, auf Pfeilern errichtet, verbinden die Insel mit dem Festland. Diese Brücken haben jede eine Meile Länge.

Die Insel ist berühmt durch ihren Strand, der an der Seeseite ihre ganze Länge einnimmt. Zur Ebbezeit bildet er einen von den schönsten Spazierfahrwegen der Vereinigten Staaten; so hart und eben ist er, daß der Eindruck eines Pferdehufs kaum zu unterscheiden ist.

Außer in dem Geschäftsteil der Stadt sind fast alle Häuser aus Holz gebaut — leichte, luftige Konstruktionen, weiß angestrichen, mit Verandas und Galerieen (meist nach Süden), wo zur Sommerszeit die Einwohner in der Abendkühle sitzen, um die balsamischen Golfbrisen und den Wohlgeruch der Oleander- und Orangenbäumen zu genießen.

Der Oleander wächst zu einer Höhe von 20 Fuß und viele Straßen sind damit zu beiden Seiten bepflanzt. Die Orange wächst und reift in den meisten Gärten und im Herbst trägt ihre goldene, tropisch aussehende Frucht viel zur Verschönerung des Platzes bei.

Eine mehr kosmopolitische Bevölkerung, als die Galvestons, giebt es nirgends in der Welt. Alle Nationen der Erde und die Inseln des Oceans haben Repräsentanten in seinen Straßen. Der edle Musiker aus dem sonnigen Italien und der trügerische Mongole sind hier ebensowohl zu Hause, als der fröhliche Milesier und der solide Teutone. Eine Zeitung aus Texas sagt: Der Fremde aus kälterem Klima und weniger blumigem Land, welcher Galveston im zeitigen Frühjahr besucht und den Teil der Stadt durchwandelt, welcher Privatwohnungen enthält, wird unwillkürlich in Entzücken versetzt. Er atmet den Wohlgeruch der Orangen ein und blickt voll Wonne auf den unendlichen Oleander. Hier sind rebenbedeckte Lauben im üppigsten Grün und Wege

glänzend von den schönen tausendfarbigen Muscheln des Strandes. Hier sind Blumen so farbenreich und verschiedenartig, daß man vom Orient träumt."

Nun, ich glaube jedes Wort von dem oben Gesagten, ohne selbst das „Entzücken" auszunehmen; aber warum fügte er nicht hinzu: Hier giebt es Hinterhöfe und Korridore, deren üppige Gerüche und Ausdünstungen im günstigsten Falle „schmerzlich orientalisch" sind. Nichts nützt der Fiktion so sehr, als ein wenig Wahrheit zur Würze.



Seeräuber Lafitte.

Um 1771 war Galveston Island Aufenthalt und Hauptquartier des weltberühmten Piraten Lafitte und seiner Bande. Es hieß damals Campeachy Island. An diese einsame Küste brachte der artige Pirat seine Prisen ein, begrub seine Schätze und fertigte seine Gefangenen ab. Für unsere heutigen Philanthropen ist es angenehm zu hören, daß Jean Lafitte niemals einen Gefangenen briet, wenn ein Strick oder eine Flinte zu haben war, und es muß die letzten Augenblicke vieler seiner Opfer beruhigt haben, zu wissen, daß er, der kühne Räuber der spanischen Gewässer, war „ein Mann von feinen und höflichen Manieren, in grüner Uniform, mit einer Otterfellmütze". Man hat behauptet, Lafitte sei ein Mann von poetischem Temperament gewesen, wenig bewandert in der Welt Betrug und Kniffen. Diese Wahrheit dürfte stark mit Dichtung gemischt sein, und die folgenden Thatsachen unterstützen sie nicht.

Als die Engländer im Begriff waren, New-Orleans anzugreifen, sandte Commodore Percy, ihr Befehlshaber, die

Kriegsbrigg „Sofia“ zu Lafitte und bot ihm eine Anstellung in der Flotte und 1000 Pfund Sterling für seinen Beistand beim Angriff auf New-Orleans. Lafitte steckte das Geld ein und sagte, er würde am Morgen vorkommen, um die Feindseligkeiten zu beginnen. Ja er ging so weit, zu sagen, daß er es teuflisch heiß machen wolle in New-Orleans. In derselben Nacht jedoch ging Lafitte zum Gouverneur von Louisiana und bot ihm seine Dienste gegen die Briten an, unter der Bedingung voller Verzeihung seiner früheren Unthaten gegen die Vereinigten Staaten. Das Anerbieten wurde angenommen und Lafitte und die Seinen fochten mit solchem Erfolg gegen die Engländer, daß dieser „erste große Betrug in Louisiana“ niemals auch nur untersucht wurde. Der Geschichtsschreiber hat nur aufzuzeichnen, daß Betrug nicht von gestern stammt, sondern eine Institution des Staates ist, ehrwürdig durch den Schimmel des Altertums.

Die Stadt Houston, fünfzig Meilen von Galveston an der Grenze der Befahrbarkeit von Buffalo Bayon gelegen, ist ihre Handelsnebenbuhlerin. Jeder sucht den andern aus der Neigung der Abnehmer zu verdrängen und den Handel nach dem Innern an sich zu bringen. Eine gewaltige Eifersucht kommt im kleinen bei den Bewohnern beider Städte zu Tage, und wenn sie sich Spitznamen beilegen, wie „Sandkrabben“, der „Schlammschildkröten“, so ist dies nur ein harmloses Mittel, ihrem Aerger freien Lauf zu lassen.

Sowohl in Galveston als Houston giebt es eine Gesellschaft zur Beförderung der Handelsbeziehungen mit dem Innern, genannt die Gesundheitskommission. Während der kalten Jahreszeit hält sie ihren Winterschlaf und kommt dann im Sommer wieder hervor, bereit in Thätigkeit zu treten. Die Pflicht dieser Kommissionen ist, Keime vom gelben Fieber zu finden, und sie verfahren dabei folgendermaßen:

Zu irgend einer Zeit während des Juni erhält die Gesundheitskommission von Galveston die Nachricht, daß ein Mann in New-Orleans angekommen sei, welcher während der letzten 21 Tage eine Tasse Kaffee getrunken habe; die Bohnen zu diesem Kaffee seien von Rio importiert, wo gelbes Fieber im letzten Jahr epidemisch war. Da nun zu fürchten war, daß ein Gelb-

Fieber Keim in einer Bohne versteckt gewesen und in des Mannes Magen übergegangen sein könne, woraus die Gefahr der Ansteckung folgt, so telegraphiert der Präsident der Gesundheitskommission in Galveston an den Präsidenten der Gesundheitskommission in New-Orleans und zeigt an, daß vom nächsten Tage an Galveston Quarantäne gegen New-Orleans verhängen werde. Das Volk von Galveston bedauert die Notwendigkeit dieser strengen Maßregeln, aber für die Gesundheit des Staates muß gesorgt werden, selbst wenn es die Händler des Innern verhindern sollte, Waren von New-Orleans zu beziehen und sie zwänge, sich nach Galveston zu wenden. Die Bürger von Galveston glauben an das Sprichwort: Verhüten ist besser als heilen. Der Galvestoner Gesundheitsrat telegraphiert täglich an den in New-Orleans, ja bisweilen öfter, und dieser antwortet. Die Telegramme lauten etwa so:

Galveston Texas, 4. Aug. 188—

Dem Präsident des Gesundheitsrates, New-Orleans.

Man sagt, es seien drei Fälle von gelbem Fieber in Eurer Stadt. Wie steht's?

Präsident des Galvestoner Gesundheitsrates.

Nun antwortet der Präsident des Gesundheitsrates in New-Orleans folgendermaßen:

Die Gesundheit von New-Orleans war niemals besser — kein einziger Fall von Fieber in der Stadt.

Dies setzen sie mehrere Monate lang fort.

Man sagt, der Galvestoner Rat lasse seine Telegrammformulare hundertweise lithographieren, wobei sie die Zahl der „angeblichen" Fälle weiß lassen, so daß, wenn sie beabsichtigen die Angst des Publikums durch ein abgesandtes Telegramm zu beruhigen, sie weiter nichts zu thun haben, als die Stelle der Zahl je nach der Höhe des Gerüchts auszufüllen.

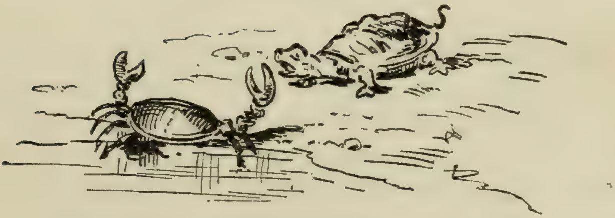
Sobald die Galvestoner Kommission zu stetiger Absendung der Telegramme gelangt ist, fängt der Präsident der Houstoner Kommission an, daran zu denken, daß er auch etwas thun müsse,

um seinen Gehalt und die Zuneigung der Bürger von Houston zu verdienen. So entdeckt er, daß an Bord eines Schooners, der nach New-York segelte, wobei er in New-Orleans einlief und jetzt nach Galveston bestimmt ist, sich ein Passagier befindet, der an demselben Tische mit dem Manne saß, welcher vor zehn Tagen den Fieberkeime enthaltenden Kaffee trank, und welcher den Mann den Kaffee trinken sah ohne Zucker oder ein anderes Desinfiziermittel.

Die Mitglieder der Gesundheitskommission in Houston treten zusammen und verfassen ein Telegramm, welches sie an die Kommission in Galveston übersenden. Dasselbe besagt, daß, wenn die Galvestoner Kommission den Schooner in den Hafen oder seine Ladung und Passagiere an's Land kommen läßt, Houston sogleich Galveston in Quarantäne versetzen werde. Den Leuten von Houston thut es sehr leid, so ängstlich zu scheinen, aber die Leute des Innern müssen vor dem Keim geschützt werden, selbst wenn dadurch die Leute aus dem Innern von Galveston entfernt gehalten und dadurch gezwungen werden müßten, ihre Waaren in Houston zu kaufen. Das Volk von Houston glaubt an den Satz: „Der eigne Nutzen ist das erste Gesetz der Natur.“

Bisweilen, wenn Houston Galveston für längere Zeit in Quarantäne versetzt hat, werden die Sandkrabben unruhig: sie begehren ihre Sandinsel zu verlassen und sich nach den grünen Feldern und murmelnden Bächen des Innern zu begeben. Oder es befindet sich eine Schlammschildkröte von Houston gerade in Galveston, wenn das Quarantäneedikt bekannt gemacht wird und verlangt nach Hause, weil er da Geschäfte hat und die Gesellschaft der Sandbewohner unangenehm wird. Aber er kann nicht fort, denn die Straße nach Houston und dem Innern wird von Quarantäneaufsehern bewacht, mit weittragenden Entenflinten. Bei einer Gelegenheit während der Quarantänezeit (1873, glaube ich), beschlossen die Galvestoner, auf jeden Fall nach Houston zu gehen. Sie schickten Gesandte, um den Versuch zu machen. Dieselben gingen kühn vor bis auf kurze Entfernung von den Houstoner Stadtgrenzen. Sie fingen an auf ihren Erfolg stolz zu sein, erhielten aber von der Gesundheitskommission die bestimmte Anweisung, zurückzukehren. Alles Parlamentieren half nichts. Da erhielt die Houstoner Gesundheitskommission ihrerseits eine An-

weisung — auf die erste Nationalbank, für 2000 Dollars. Die Gesandtschaft wurde eingelassen, und am folgenden Tage die Quarantäne aufgehoben. An Strategie ist die Krabbe der Schildkröte überlegen.



Krabbe und Schildkröte.

2. Kapitel.

Es war Sonntag und ich wandelte durch die breiten, ebenen, reinen Straßen auf den breiten, glatten Trottoirs, beschattet von wohlriechenden Oleandern. Die Privatwohnungen, besonders die an der sehr breiten, modischen Hauptstraße, welche von Ost nach West läuft, waren groß und elegant. Die Magazine am Strand waren vier und fünf Stockwerke hoch, massiv und meist aus Backsteinen gebaut. Die kleine Insel selbst schien ganz aus Sand zu bestehen. Diese Thatsachen machten mich bedenklich. Man hatte mich gelehrt, zu glauben, daß alles, was in der Bibel gedruckt steht, unbedingt wahr sei, es buchstäblich zu glauben; und es war mir niemals erlaubt worden, an einer schwierigen Stelle vorbei oder über sie hinweg zu kommen, indem ich sie allegorisch oder symbolisch auslegte. Ich hatte Jonas und den Walfisch ohne viel Mühe verschluckt, und war so zu sagen dabei gewesen, als die Welt in sechs Tagen, zu vierundzwanzig Stunden jeder, aufgebaut wurde. Ich hatte als Knabe immer ernstliche Zweifel unterhalten, ob gewisse biblische Angaben wirklich als buchstäblich wahre Thatsachen zu verstehen seien: aber es gab eine Behauptung, deren Wahrheit sich niemals in Zweifel zu ziehen gedacht hatte. Ich hatte niemals gezweifelt, daß die Geschichte des Thoren, der sein Haus auf Sand baute, auf einer wirklichen Thatsache beruhe. Nichts konnte natürlicher sein, als daß ein auf so unsicherem Grund errichtetes Gebäude einstürzen müsse, sobald es der Gewalt der Elemente ausgesetzt würde. Hier in Galveston entschwand mir dieser Irrtum mit anderen Illusionen meiner Jugend. Rings um mich her standen Tausende von massiven Häusern auf Sand gebaut, und nichts deutete an, daß

sie einfallen wollten. Ich war verwirrt. Ich traf einen alten Herrn von geistlichem Aussehen, trat zu ihm und fragte ihn, ob es in Galveston jemals regne.

„O ja! Wir haben so schwere Regengüsse, daß die Straßen bisweilen überschwemmt werden.“

„Wie geht es dann zu, daß die Häuser nicht einfallen? Da sie auf Sand gebaut sind, müßten sie doch einfallen?“

„Mein lieber Herr, Sie reden da von einem Dinge, das mir mehr geistige Not verursacht hat, als irgend ein anderes. Alles andere in der Bibel, mit Ausnahme dieser Parabel vom Sand, kann ich erklären. Warum diese Häuser nicht einfallen, obgleich sie auf Sand gebaut sind, ist die einzige Frage der Bibellehre, die ich nicht beantworten kann. Aber ich verliere die Sache nicht aus den Augen.“

Er bot mir guten Tag und ging in eine große Backsteinkirche am Broadway.

Im Hotel traf ich einen sehr eleganten Herrn, welcher mir die Sache ganz zufriedenstellend erklärte. Er war praktischer Architekt und wußte, wovon er sprach. Er sagte:

„Es ist der größte Irrtum, zu glauben, daß Sand und besonders nasser Sand keinen guten Baugrund abgiebt. Wenn Sie irgendwo auf der Galvestoninsel anderthalb Fuß tief graben, treffen Sie auf nassen Sand. Sie können das größte Gebäude in der Welt auf nassem Sand errichten, es wird sich niemals im geringsten senken und die Wände bekommen nie Sprünge.“

„Dies ist in der That seltsam.“

„Ja, aber es ist bei alledem eine Thatsache. Sand giebt einen zehn mal besseren Grund als die schwarze, schmierige Erde im Innern des Landes. Fast alle Gebäude in Houston haben Sprünge. Es ist fast unmöglich, sie am Einsturz zu hindern, selbst wenn Hypotheken darauf liegen. Als man die große Markthalle in Houston zu bauen unternahm, fand man große Schwierigkeit, einen sichern Grund zu finden; darum ließ man einen Newyorker Architekten kommen, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Der Mann verstand sein Geschäft, darum sagte er ihnen, ihr Boden sei nicht geeignet, darauf zu bauen, und wenn ihre Markthalle einen sicheren Stand bekommen solle, so müßten sie ver-

schiedene hundert Wagenladungen voll Sand von der Galvestoninsel holen und als Baugrund gebrauchen."

„Was sagten die Leute von Houston dazu?"

„Sie sagten nicht viel. Sie waren zu toll, um zu reden. Sie glaubten, der Architekt sei von den Galvestonern bezahlt worden, um sie zu beleidigen. Ich weiß nicht, was aus dem Manne geworden ist, man hat niemals wieder von ihm reden hören."

Ich bemerkte, daß mein neuer Bekannter das allgemeine Vorurteil gegen Houston teilte. Was er jedoch über den Sand als guten Baugrund sagte, ist ganz richtig: dadurch wird die Erzählung von dem Mann, der auf Sand baute, nur um so dunkler und unbegreiflicher.

Nach dem Essen ging ich aus, um Galvestons größte natürliche Zierde zu sehen, den Strand. Stellt Euch einen Fußboden von feinem, hartem, ebenem Sand vor, hundert Ellen breit und dreißig Meilen lang, woran sich die blauen Wogen des Golfs brechen, so habt Ihr den Strand von Galveston. Die blauen Wogen, der noch blauere Himmel und die sanfte Golfbrise, welche stetig über die schaumgekrönten Wellen weht, machen einen schwer zu verwischenden Eindruck auf ein poetisches Gemüt. Sonntag Nachmittags ist der Strand der Spaziergang der feinen Welt. Tausende von wohlgekleideten Damen und Herren, viele mit Kindern, spazieren am Rande des Ufers entlang und beobachten den Flug der weißen Möve oder sehen den langnasigen Pelikan aus der Höhe herabstürzen, der den Fischen nachstellt. Das junge Blut der Stadt fährt vorbei in seinen zierlichen Wagen, denn der Strand ist fast die einzige Stelle der Insel, wo sie fahren können, weil sonst überall der Sand zu tief ist. Obgleich der Strand mit zahlreichen Badehäusern besetzt war, sah man nur wenig Leute sich im Salzwasser ergötzen, ausgenommen am Ende der Straßen, wo die Wagenlinien endeten. Hier sammelte sich eine Menge Volks, besonders aus wohlgekleideten Herren bestehend. Viele von ihnen waren von ziemlich vorgerückten Jahren, aber die Mehrzahl schien dem Alter anzugehören, wo es beim ersten Blick schwierig ist, zu sagen, wo der Knabe aufhört und der Mann anfängt. Sie alle sahen aufmerksam nach einigen Personen, welche sich in der Brandung befanden. Nach

dem ernsten Ausdruck ihrer Gesichter und der eifrigen Aufmerksamkeit, welche sie zeigten, glaubte ich, die Schüler Johannes des Täufers feierten ihre altertümlichen Gebräuche, um einige Neophyten in ihre Kirche aufzunehmen. Ich setzte mich auf eine Bank neben einen freundlich aussehenden Herrn und sagte:

„Die Baptisten scheinen in Galveston ziemlich zahlreich zu sein. Sind alle diese zuschauenden Herren Baptisten?“

Der Mann betrachtete mich sehr aufmerksam, aber ehe er antworten konnte, ließ sich ein weibliches Gekreisch hören und ein brüllendes Gelächter erhob sich unter der am Strand versammelten Gemeinde. Da ich niemals gehört hatte, daß eine solche Heiterkeit einen Teil der Baptistenceremonie ausmache, war ich sehr überrascht. Mein Gefährte erklärte mir, daß Sonntags keine anständige Person ins Bad gehe, der Strand gehöre dann der Demi-monde. Die Gesellschaft im Bade, von welcher ich geglaubt hatte, daß sie getauft würde, bestand aus den Mitgliedern einer herumziehenden Künstlergesellschaft, welche im Wasser wunderliche Sprünge und Grimassen ausführten; die wohlgekleideten Herren am Ufer waren nicht religiös gestimmt, wie ich gemeint hatte.

„Aber ist es erlaubt, daß Badende in so mangelhafter Kleidung erscheinen?“ fragte ich — denn die badenden Damen waren so leicht gekleidet, daß man daraus schließen mußte, das Wasser des Mexikanischen Meerbusens sei zu warm, um viel Kleidung zu erlauben.

„Es giebt eine Stadt-Verordnung, welche solche Darstellungen verbietet, und ein Polizeidiener ist am Strande stationiert, um alle diejenigen zu verhaften, welche die Verordnung verletzen; aber da es Sonntag ist, so ist er vermutlich in der Kirche, und diese Gesellschaft benutzt seine Abwesenheit. Nein, beim Jupiter, da ist er!“ und mein Gefährte deutete auf einen Mann in blauem Rock, welcher, auf seines Pferdes Hals gelehnt, das Wasservergnügen aufmerksam beobachtete.

„Warum nimmt er sie nicht fest?“ fragte ich.

„Er wird sie wahrscheinlich festnehmen, wenn er sie gehörig beschaut hat! Er muß sie genau ansehen, um sie vor Gericht wiedererkennen zu können. Sobald er sich dessen versichert haben wird, wird er sie gefangen nehmen.“

Plötzlich richtete sich der Diener des Gesetzes auf und hob sich in den Bügeln. „Jetzt wird er sie aus dem Wasser holen," bemerkte mein Nebenmann. In halsbrechendem Galopp jagte der Polizeidiener am Strande hinab, bei den spärlich bekleideten Badenden vorüber, bis er sein schäumendes Roß mehrere hundert Schritt weiter anhielt. „Hallo da" rief er mit einer Stimme, welche das ungestüme Brausen des Golfs übertönte. Ein kleiner Knabe tauchte aus den Wellen auf, und suchte, an allen Gliedern zitternd, die feindliche Küste auf. Ein wohlgekleideter Herr, offenbar der Vater des Knaben, disputierte mit dem Polizeidiener, welcher sagte: „Es ist gegen die Stadtverordnung, daß irgend jemand über sechs Jahr alt ins Bad geht, ohne vom Hals bis zu den Knieen bedeckt zu sein."

„Aber dieser Knabe ist noch nicht sechs Jahr alt," antwortete der Vater.

„Er sieht aus, als wäre er wenigstens sechs und ein halb Jahr alt," sagte der Polizeidiener, seinen Kopf schamhaft von dem Knaben abwendend.

„Und sein Badekleid reicht bis zu den Knieen," sagte der Vater, auf das triefende Kleid des zitternden Knaben zeigend, dessen Gesicht möglichst jämmerlich aussah.

„Es reicht bis höchstens einen Zoll über die Kniee, und das ist höchst unschicklich," antwortete der Hüter der Moral von Galveston, wobei er verstohlen nach dem Knaben hinsah, worauf er schnell wieder wegblickte.

Gerade bei dieser Krisis erhob sich ein Schrei aus der oben erwähnten Versammlung, welche der Vorstellung im Wasser zusah, und der Polizeidiener, welcher fürchtete, etwas zu versäumen, galoppierte eilig zurück. Als ich aufstand, um fort zu gehen, hatte er noch immer sein Adlerauge auf die Verletzer der Badeordnung geheftet, welche alle über sechs Jahr alt waren, während keiner vom Hals bis zu den Knieen bedeckt war. Der kleine Knabe, welcher das öffentliche Schicklichkeitsgefühl so schwer beleidigt hatte, benutzte die Gelegenheit, sich davon zu machen.

Wahrscheinlich erfreut sich keine Stadt der Vereinigten Staaten so herrlicher Badegelegenheit, als dieser Hafen von Texas. Ein schönerer Strand zu Badezwecken ließe sich nicht künstlich

herstellen. Die Wassertiefe nimmt nur allmählich zu, es giebt keinen Tiefenstrom und alle Bedingungen sind vorhanden, um Galveston zu einem Seebad erster Klasse zu machen.

Man könnte vermuten, daß während der größten Sommerhitze Galveston von Leuten aus dem Innern des Staates überfüllt sein würde: dies ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil, die verhältnismäßig wenigen Leute aus dem Innern, welche den Sommer dort zubringen, kommen an Zahl nicht den Galvestonern gleich, welche nach Long Branch und Saratoga gehen, wo es in der That um mehrere Grad wärmer ist, als auf ihrer eigenen Insel. Einer der Gründe, warum so wenige Texaner die Badegelegenheiten von Galveston benutzen, ist die Furcht vor dem gelben Fieber, in früherer Zeit die einzige Krankheit, an welcher man in Galveston sterben durfte. Wenn ein hervorragender Bürger statt am gelben Fieber an Delirium tremens starb, oder beim Fischen von einem Haifisch geholt wurde, stellte man eine Untersuchung an und fällte den Spruch, daß der Verstorbene auf eine unrichtige und gesetzwidrige Weise den Tod gefunden und sich denselben durch eigene Schuld und Nachlässigkeit zugezogen habe. Denn die Eingebornen gewöhnten sich mit der Zeit an das gelbe Fieber, sie gewannen es allmählich lieb, obgleich viele es nicht zum zweiten Male probierten. Fremde, welche nur eine unvollkommene Idee von der gefährlichen Krankheit hatten, faßten ein Vorurteil gegen dieselbe und weigerten sich, in Galveston ihre Sommerfrische zu halten. Heutzutage ist das gelbe Fieber in Galveston zu einem Ding der Vergangenheit geworden, aber die Furcht davor ist noch eben so stark, wenn nicht stärker, als jemals. Seit Jahren ist kein Fall von gelbem Fieber vorgekommen, aber diese Thatsache, statt das Volk zu beruhigen, hat gerade die entgegengesetzte Wirkung. Die Leute sagen: wenn seit so langer Zeit das gelbe Fieber nicht in Galveston gewesen ist, so wird es in diesem Jahr um so gewisser dahin kommen, gerade so wie man beim Billardspiele, wenn jemand eine unglaubliche Zahl Points nach einander gemacht hat, schließt, daß der nächste Stoß um so sicherer ein Fehlstoß sein werde. Aus diesen Gründen ist Galveston im Sommer verlassen.

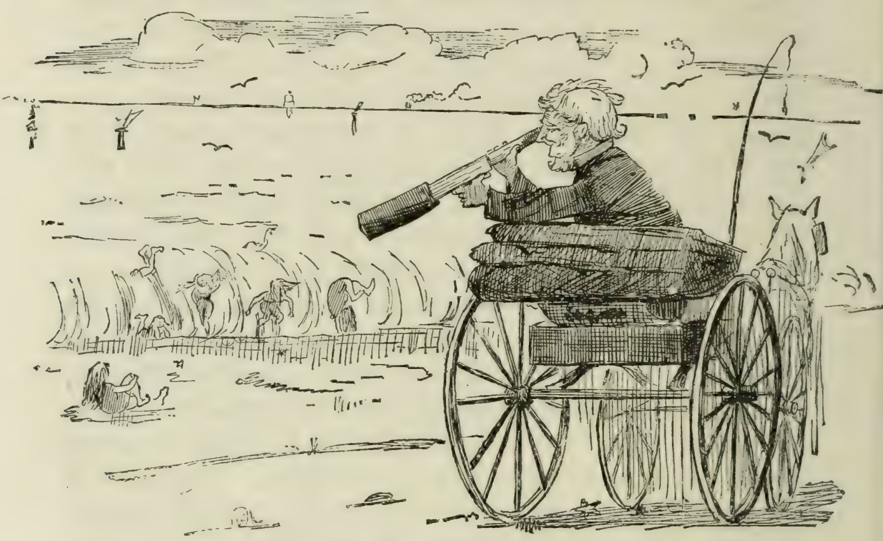
Als ich mit meinem neuen Bekannten am Strande entlang

wandelte, trafen wir einen sehr elegant gekleideten alten Herrn, mit weißen Haaren, welcher, in seinem Wagen sitzend, sich die badenden Damen durch ein vier Fuß langes Fernrohr betrachtete.

„Was soll das heißen, daß Ihr durchs Fernrohr nach den Badenden seht?“ fragte mein Gefährte ärgerlich.

„Es ist nicht meine Schuld, daß meine Augen so schlecht sind. Ich bin ein alter Mann und brauche ein Fernrohr.“ Und so setzte er seine Beobachtungen fort.

Den Hauptgegenstand für die Unterhaltung bietet der Zustand der Barre, auf welcher das Wasser so flach ist, daß große



Naturgenuß.

Schiffe es vorziehen, außerhalb zu ankern. Wenn Wasser genug auf der Barre wäre, daß größere Schiffe hereinkommen könnten, würde Galveston weit mehr Handel haben, als es wirklich hat. Das Schlimme ist, daß die Barre ohne Geld nicht fortzuschaffen ist, und zwar gehört ziemlich viel Geld dazu. Was das Auffressen von Geld ohne praktischen Nutzen betrifft, so gleicht die Galvestoner Barre einer Zeitung von vier Pferdekräften in einer Stadt von einer Pferdekraft. Die Vereinigte Staaten-Regierung hat verschiedene Anstrengungen gemacht, die Barre zu entfernen, aber die gewährten Summen waren zu gering; sie könnte durch alle

Ewigkeit fortfahren, jährlich 70 000 Dollars herzugeben und am Ende dieser Zeit würde eben so viel Wasser auf der Barre sein, als immer gewesen ist, nämlich ungefähr zwölf Fuß, obgleich es einen Fuß etwa mehr zu betragen pflegt, so oft ein Berichterstatter mit etwelchen dabei interessierten Personen auszieht, die Barre zu untersuchen und die Unternehmer Champagner liefern &c. Hat der Berichterstatter sich sehr gut amüsiert, so ist es bisweilen vorgekommen, daß das Wasser auf der Barre bis zu sechzehn Fuß gestiegen ist; aber das geschieht nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Ein Schiffskapitän, dessen Schiff mehr als zwölf Fuß tief geht, sieht diese Tiefwasserangaben und glaubt sie. Er windet seinen Anker auf und versucht, in den Hafen zu kommen, aber auf der Barre bleibt er stecken und da liegt er. Das Schiff wird leck und die Eigentümer in England geraten in Verzweiflung, sowie sie davon hören. Sie telegraphieren zurück, das Schiff zu verkaufen, ehe es in Stücke geht, und das geschieht. Ein Galvestoner Kaufmann kauft es für einige hundert Dollars, mietet einen Schleppdampfer, um es von der Barre fortzubringen, pumpt das Wasser aus, setzt es mit geringen Kosten wieder in Stand, giebt ihm einen neuen Namen und feiert ein Festmahl an Bord, bei dem natürlich die Presse vertreten ist und die großen natürlichen Vorteile Galvestons und der Unternehmungsgeist der Inselstadt gepriesen werden.

Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß ich diese Aufklärungen von einem Manne aus Houston erhielt. Er behauptete fest, die lokalen Zeitungsschreiber seien die einzigen Personen, denen es jemals gelungen sei, die Barre von Galveston zu vertiefen, und ebenso, daß der größte materielle Nutzen Galvestons in dieser Barre bestehe; fremde Schiffe litten auf ihr Schiffbruch, ohne bedeutend beschädigt zu werden; dann würden sie von einem Galvestoner Kaufmann um ein Butterbrot angekauft, mit sehr geringen Kosten wieder hergestellt und gäben einen Nutzen von mehreren tausend Prozent. Ich entdeckte später, daß die ganze Geschichte eine Houstonsche Verleumdung ist, erfunden in der Absicht, das Gedeihen Galvestons zu schädigen; und ich lege ihr nur den Wert bei, daß sie die Rivalität der beiden Hafenstädte illustriert.

Die Kaufleute von Galveston treiben einen gewaltigen Handel

und einige von den Etablissements sind in der That großartig. Eines von den Geschäften wurde mir von dem höflichen Eigentümer selbst gezeigt. Alle Eigentümer sind höflich. Das erste, was man mir zeigte, war eine lange Reihe von „domestics", worunter ich nicht eine lange Linie von Domestiken verstehe, sondern die besondere Art Baumwollenzeuge, welche diesen Namen tragen. Da übersah man Kattun, genug, um jedem Frauenzimmer im Land ein Kleid zu liefern, und es wäre noch genug zu Windeln für das Kind übrig geblieben. Bei dem Anblick machte der Eigentümer nur eine bedauerliche Handbewegung und sagte: „Wie Sie sehen, sind unsere Kattune noch nicht angekommen. Wir haben nur noch einige Rester vom vorjährigen Vorrat. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nichts Rechtes zeigen kann."

Darauf kamen wir in das Bereich der Wolldecken; sie waren in doppelten Reihen zehn Fuß hoch auf eine Länge von mehreren hundert Ellen aufgeschichtet.

„Wie Sie bemerken werden," sagte der Kaufmann, „sind wir gerade fast ganz ohne Decken. Wir haben einige Ladungen unterwegs, aber was jetzt hier liegt, würde kaum hinreichen, um den Markt von Houston für ein Jahr zu versehen."

Und so war es überall. Ich wurde ersucht, nicht auf eine Menge Kleinigkeiten zu achten, welche die Oberfläche eines Acre bedeckten. Er sagte, es sei nicht die rechte Jahreszeit für Kleinigkeiten. Das was ich sah, wurde nur vorrätig gehalten, um die Houstoner Kaufleute zu versorgen und als Schaustücke. Das Comptoir schwärmte von einer kleinen Armee von Buchhaltern und Commis. Er warf einen Blick auf die geschäftige Scene und sagte:

„Es ist niemand da. Fast alle regelmäßigen Angestellten sind auf einem Ausflug nach Houston begriffen. Mir ist's zu Mut, wie einem, der allein in einer verlassenen Festhalle herumirrt, nachdem der letzte Schwärmer von der Polizei fortgeschafft worden ist. Wir befinden uns in der schlechten Jahreszeit und unser Laden sieht aus wie ein Dorfkirchhof; doch ist es hier natürlich noch bei weitem lebhafter, als in Houston während der Geschäftszeit."

Zu meiner großen Ueberraschung traf ich am Mittagstisch einen alten Freund. Wir nannten ihn im Kolleg den Doktor,

weil er einmal versucht hatte, Medizin zu studieren. Als wir uns herzlich begrüßt und Suppe bestellt hatten, sagte der Doktor:

„Wer hätte das gedacht!"

Ich gab des Doktors Frage zurück.

„Wie, ich glaubte, Sie wären in Europa," sagte er in einem beleidigten Tone.

„Und ich vermutete, Sie wären in Californien."

„Aber was in aller Welt hat Sie denn hierher gebracht?"

„Ich kam, um zu sehen — nur um zu sehen."

„Ja, Sie kamen offenbar über die See," sagte der Doktor, welcher außer einer beträchtlichen Dosis von Rücksichtslosigkeit eine große Neigung zu Wortspielen besaß, welche mehr als einmal zwischen ihm und einigen seiner besten Freunde Kälte verursacht hatte.



Zusammentreffen mit dem Doktor und Reisegefährten.

Als ich fragte, warum der Doktor nach Texas gekommen sei, gab er mir zu verstehen, daß zufällige Umstände und ein baufälliges Kellergeländer — (sein Oheim überlebte dessen Einsturz nur zwei Tage) ihn in den Stand gesetzt habe, seine Zeit dem Studium des Nichtsthuns zu widmen, daß es ihm in den Kopf gekommen sei, Texas zu besuchen, Büffel zu schießen, Indianer zu jagen, und — „dergleichen mehr, Ihr wißt schon."

Ich sagte dem Doktor, daß ich noch nicht entschlossen sei, ob ich mich mit Indianer- und Büffelschießen abgeben wolle, oder nicht, daß ich aber ohne Zweifel mehrfach mit dem „der-

gleichen mehr, Ihr wißt schon" zu thun haben würde, da ich beabsichtigte, den Staat bis zum Rio grande zu durchreisen. Ich lud den Doktor ein, mich zu begleiten.

„Zu Pferde?" sagte der Doktor.

„Ja."

„Im Freien lagern?"

„Ist meine Absicht."

„Indianer in Menge antreffen?"

„Quien sabe."

„Eine Büchse mitnehmen?"

„Auf jeden Fall."

„Dann, bei Jupiter, könnt Ihr auf mich zählen, und wenn möglich, wollen wir am 20. aufbrechen. Macbeth sagt: Die That will ich thun, ehe der Entschluß sich abkühlt."

3. Kapitel.

Um acht Uhr Morgens am 20. Mai konnte man eine Prozession über die Planke schreiten sehen, welche den Dampfer „Charles Fowler“ mit einem der hölzernen Quais von Galveston verband. Die Prozession war bewaffnet, trug Satteltaschen und bestand aus dem Doktor und mir. Unsere Kleidung konnte man für einen Bastard ansehen zwischen der Alltagsuniform eines Landstreichers zweiter Klasse und dem Anzug eines Comanche-Kriegers, und an jeder Stelle unserer Körper, wo etwas angeschnallt oder angehängt werden konnte, waren Waffen jeder Art befestigt, von der mörderischen Spencer-Büchse an bis zu der besänftigenden und heilkräftigen Reiseflasche.

Nachdem wir von einem teuflischen Reporter besichtigt und befragt worden waren, der uns für den Kern einer „neuen mexikanischen Revolution“ hielt, kamen wir endlich sicher in das nach Houston bestimmte Dampfboot. Auch unser Gepäck war in Sicherheit, obgleich es gefährlich aussah. Es bestand außer dem erwähnten Arsenal aus zwei Decken, zwei Sätteln und zwei Paar Satteltaschen. Jede der letzteren enthielt ein Hemd zum Wechseln, mehrere Pfund Tabak und einige Tabakpfeifen. Der Doktor wünschte, eine Portion Glasperlen mitzunehmen, um sich diejenigen Indianer zu Freunden zu machen, die wir etwa zu Gefangenen machen und nicht totschießen wollten. Ich bewies ihm, daß in unseren Satteltaschen für Glasperlen kein Platz sei, und daß wir besser thun würden, alle unsere Indianer auf jeden Fall zu erschießen.

Er gab widerstrebend nach und gebrauchte das Geld, welches er zum Ankauf von Perlen bestimmt hatte, zur Erwerbung eines Jagdmessers mit silbernem Griff, welches sehr bequem war, wenn man etwa jemand zu skalpieren haben sollte.

Wir verließen Galveston, fuhren quer über die Bai und auf die Mündung des Bayou los. Buffalo-Bayou ist von seiner Mündung bis Houston schiffbar, funfzig Meilen weit, obgleich er im Durchschnitt nicht vierzig Ellen breit ist. Täglich gehen Dampfer nach Houston, aber wegen der vielen Windungen des



Ausrüstung.

Bayou und seiner Enge fahren sie sehr langsam und bringen zehn Stunden mit dem Weg zu. Die Ebbe und Flut erstreckt sich bis Houston.

Das Land auf beiden Seiten ist ebene Prärie; man bekommt sehr wenig davon zu sehen, weil beide Ufer hoch und dicht mit Holz bewachsen sind. Oft streifen überhängende Zweige an die Esse an, und wenn man bei einer scharfen Biegung am Geländer lehnt, kann man die prächtigen, wachsartigen Blüten der Magnolien abpflücken. Blumen von den mannigfaltigsten Farben und Gerüchen säumen die Ufer, und über alles hinaus erheben sich mächtige Eichen, die Aeste mit Guirlanden von



Fahrt auf dem Bayon.

spanischem Moos behangen, welches über den Boden tiefe Schatten wirft und den Bäumen, an denen es hängt, ein düsteres und trauerndes Ansehen giebt. Ich weiß nicht, warum ich jedesmal, wenn ich einen Baum mit diesem zottigen Moos behangen sehe, an den Tod denke.

Die Postfelleisen werden an mehreren Stellen abgegeben und eingenommen, ohne das Boot anzuhalten. Bisweilen legen wir an, um Holz zu laden, und es ist interessant, eine Bande halbnackter und schwitzender Neger zu sehen, wie sie zwei oder drei Klafter Holz in ebenso viel Minuten an Bord werfen. Sonst ereignet sich nichts Bemerkenswertes, was die Reisenden unterhalten könnte.

Der Tag war heiß — 32 Grad im Schatten und weit über vierzig in der Sonne. Nach dem Essen suchten wir uns ein schattiges Plätzchen im Hinterteil und suchten uns für den Rest des Weges dem einschläfernden Einfluß des Tages, der Umgebung und der Cigarre zu überlassen; aber es war bestimmt, daß wir keine Ruhe finden sollten. Ich hatte mich eben auf einem weichen Brett ausgestreckt, mit dem Kopf auf einem zusammengerollten Tau, und fing an, mich behaglich zu fühlen, als ein alter Mann, der sich auf der schattigen Seite von einhundert und funfzig Wintern zu befinden schien, kam und sich neben mich setzte. Er hatte nur ein Auge und zwei sichtbare Zähne, war aber dafür desto reichlicher behaart. Indem er seinen Mund verdrehte, als beabsichtige er, einen tauben Hund aus einer langen Gasse herbeizupfeifen, sagte dieser altersgraue Hühnerkorb:

„Seid Ihr im alten Tennessee geboren?“

„Nein, ich bin im März geboren,“ antwortete ich.

„Wir alle hier auf Erden marschieren auf das Grab zu,“ sagte der alte Mann, indem er einen Seufzer und ein ausgekautes Stück Tabak über Bord schickte.

Ich fragte ihn, ob er es mit Gelbe-Fieber-Keimen zu thun habe, aber er wußte nicht viel vom gelben Fieber zu sagen, sondern beabsichtigte, mir die Campagne von James J. Polk und Clay im Jahre 1842 weitläufig zu erzählen. Eine Gesundheitskommission hätte ihn nicht aufhalten können, als er einmal unterwegs war, und so hatte ich sieben und zwanzig Meilen

lang seine alte Whig- und Demokraten-Geschichte anzuhören. Es war unterhaltend, und einen dieser Tage gedenke ich zehn bis funfzehn Meilen davon dem schutzlosen Publikum zum Besten zu geben.

Verschiedene Viehzüchter hinter aus sprachen von trockenen Zeiten. Einer sagte, er habe den Brazos-Fluß so niedrig gesehen, daß er ihn in ausgeschnittenen Schuhen überschritten habe, ohne die Füße naß zu machen.

„Herr," sagte ein langer, feierlich aussehender Kuhbube (cow-boy): „das ist gar nichts; als ich im Jahre 67 den Potomac herunterfuhr, konnten wir die Ufer nicht erkennen vor den Staubwolken, welche die Räder des Dampfers aufwirbelten. Trockenheit! das war allerdings eine."

Hier blickte der Mann, welcher den Brazos trockenen Fußes überschritten hatte, traurig und resigniert die anderen Zuhörer an und lud das Publikum ein, an den Schenktisch zu kommen und neues Brennmaterial einzunehmen.

Krokodile, welche auf Cypressenstumpfen nnd verfaulten Stämmen ihre Mittagsruhe hielten, stürzten sich bei der Annäherung des Dampfers ins Wasser. Viel Pulver wurde verpufft von den Passagieren, welche diese Reptilien zu schießen suchten; aber entweder wegen der dicken Haut der Alligatoren oder wegen des reichlich ausgeschenkten Whiskeys führte das Schießen zu keinem Erfolg.

In einem halben Traumzustande nach dem Essen dachte ich darüber nach, wie sehr das Leben einer Reise auf dem Dampfboot gleicht. Das erste, was Euch zum Bewußtsein kommt, ist, daß Ihr Euch früh im Leben, bei heiterer Stimmung an Bord befindet. Bald macht Ihr die Bekanntschaft Eurer Mitreisenden, aber kaum habt Ihr sie kennen gelernt, so verlassen sie das Schiff unterwegs. An jedem Landungsplatz geht jemand ab, und Fremde kommen dafür herein; aber das Schiff geht immer vorwärts. Ihr bewundert die Landschaft und wenn Ihr durstig werdet, reicht Euch der Kellner einen Bittern und giebt Euch eine Citronenscheibe dazu zu kauen. Dies sind die Freuden des Lebens: aber sie gleichen schwerlich das Elend aus, das man von schlüpfrigen Deckplanken und alten Stolpersteinen aus Tennessee erwarten muß; doch das Schiff geht immer vorwärts. Leben

und Dampfbootreisen haben ihre Freuden, aber es giebt auch Stromschnellen und Baumstämme und harte Arbeit flußaufwärts, und wenn Ihr Euch nicht in Acht nehmt, fliegt Euch eine Kohle ins Auge. Manche Leute freilich werden mit einem Dutzend silberner Löffel und einem plattierten Serviettenring im Munde geboren, und bekommen niemals eine einzige Kohle ins Auge auf der ganzen Reise von Kindheim bis zur Styx-Fähre; dagegen kommen andere arme Teufel immer zu spät zum Essen, tragen niemals feine Kleider und werden niemals Major oder Oberst angeredet, so lange sie an Bord sind. Bei jeder Wendung des Lebens fliegt ihnen eine hübsche frische Kohle ins Auge und wenn sie sterben, wird in dem Wochenbericht des Armenhauses ihr Name unorthographisch gedruckt. Aber das Schiff geht immer vorwärts. Zuletzt, wenn Ihr es am wenigsten erwartet, kommt der Pilot mit dem Stundenglas und in sehr mangelhafter Bekleidung an Bord und steuert Euch über die Styx-Fähre nach dem Hafen von —

„Barnes House, feinstes Hotel in der Stadt — beste Unterkunft und mäßige Rechnung — Geht nur hier gerade aus und steigt in den Omnibus — kostet Euch keinen Pfennig."

So wurde meine Träumerei durch den Hoteldiener unterbrochen. Barnes House, jetzt ein Hotel, berühmt durch die Zähigkeit seiner Beefsteaks und durch die blumige und malerische Lügenhaftigkeit seines Eigentümers, war einst das Haus, worin die rauhen Pioniere von 1845 die Gesetze der jungen Republik machten. Uns wurde ein Zimmer angewiesen, welches in der Jugendzeit der Republik einen Teil der Staatshalle von Texas ausgemacht hatte.

Houston ist der Eisenbahnmittelpunkt von Texas und, was Bevölkerung und Reichtum betrifft, die zweite Stadt des Staates. Die Bahnen bringen der Stadt einen immer steigenden Handel zu, weil die reichen und produktiven Ländereien sich schnell entwickeln und die Ausdehnung der Straßen mit dem Fortschritt der Grenzen nach Westen Schritt hält.

Der Abbé Domenick, ein französischer Priester, welcher 1840 von Houston schrieb, sagt: „Houston ist ein kleines schmutziges Dorf, aus einigen Blockhäusern bestehend, und wimmelt von roten Ameisen und Methodisten."

Die Stadt hat jetzt 18—20 000 Einwohner. Die Häuser

im geschäftlichen Teil sind aus Backsteinen. Viele schöne Wohnungen, meist aus Holz, kann man auf einem Gange durch seine Straßen und schattigen Spaziergänge sehen.

Houston ist berühmt durch die üppige Schönheit seiner Privatgärten und durch den flüssigen Schmutz seiner Straßen. Die Hauptfahrwege sind nicht durch Menschenarbeit gebessert worden, seit ihr Grund am Schöpfungstage aus den Tiefen des Chaos aufstieg. Diese Arterien des Handels werden oft als bodenlos bezeichnet, und man hört gelegentlich einen sanften, christlichen Kutscher, wenn er seinen Weg durch das zähe Alluvium hindurch pflügen muß, eine ermutigende Anrede an seine Maultiere mit einer Anspielung auf jenen anderen Platz beginnen, welcher im Ruf der Bodenlosigkeit steht.

In Houston blühen die Rosen um Weihnachten, und das ganze Jahr lang ist die balsamische Luft mit dem Wohlgeruch tausend duftender Blüten erfüllt, welche von den sanften Winden des Mexikanischen Meerbusens hin und her geweht werden. Myrte, Jasmin und die prächtige Magnolia blühen hier und verstreuen ihr süßes Arom mit einem Ueberfluß und einer Verschwendung, welche geradezu sündlich ist.

In diesen warmen Breiten sieht man regelmäßig des Abends eine Gruppe von Männern auf Stühlen unter dem Vordach des Hotels sitzen. Die Gruppe besteht gewöhnlich aus den Hotelgästen, dem Wirt und einigen verheirateten Männern, welche nach dem Essen „in die Stadt gehen, um noch ein Geschäft zu besorgen". Ihre Beschäftigung besteht in dieser Zeit darin, ihre Namen in die Stühle des Hotels einzuschneiden, und ihr Vergnügen, im Lügen zu wetteifern.

Als wir nach dem Essen hinaus kamen, schaukelten sich mehrere Männer auf den Hinterbeinen ihrer Stühle, die Füße an die Säulen des Vordachs gestemmt, und ließen ihre Gedanken im Reich der Einbildungskraft herumspazieren.

Ein lustiger Lügner, mit dem Rest einer Wassermelone auf dem Schoße und etwas stotternd, hatte gerade eine schauerliche Erzählung zu Ende gebracht, betreffend ein Abenteuer, welches er einst unten in der alten Caney-Marsch mit einem Bastard-Ungeheuer, halb Coyote und halb Bulldogg bestand, und wo er seine Rettung nur einer besonderen Fügung der Vorsehung und

einem gefleckten Stier verdankte, auf dessen Rücken er sich von dem Baume herabfallen ließ, auf den er sich geflüchtet hatte.

Dies erinnerte den Wirt an eine andere Geschichte. „Als ich eine Restauration oben in Bryan hielt, ehe die Eisenbahn dahin kam, versuchte ich ein Paar junge Hunde aufzuziehen — Ihr wißt schon, von den kleinen mexikanischen Hunden, welche keine Haare haben, außer einem Büschel auf der Spitze des Kopfes. Als sie ungefähr sechs Wochen alt waren, wurde ihre



Wurzelhunde.

Mutter von einem Wagen überfahren und starb. Nun besaß ich zu der Zeit eine Sau mit Jungen, die gerade die Größe der Hundchen hatten. Ich wollte die Hunde womöglich retten, und hatte dem alten Brown einen davon versprochen; so kam mir der thörichte Einfall, zu versuchen, ob die alte Sau sie aufziehen möchte. Würden Sie es glauben, meine Herren! Sie schmiegten sich an die Sau so liebevoll, als wenn es ihre eigene Mutter gewesen wäre. Und da lagen sechs junge Schweine und zwei sechs Wochen alte Hunde, und wuchsen in vollkommener Harmonie zusammen auf.

Ungefähr eine Woche nachher erschien ein Gelbschnabel von einem Engländer, einer von diesen verdammten Narren, die immer „weiß schon, weiß schon“ sagen, von diesen Lumpen, die immer im alten Lande etwas viel Besseres gesehen haben und es mit einer Miene von unausstehlicher Ueberlegenheit vortragen. Er hatte sich ein paar Tage herumgetrieben, ehe ich an die Hunde dachte. Er hatte mich eines Morgens mehr als gewöhnlich mit seinem Geschwätz von Hunden und Pferden geärgert, die sie in England hatten. Ich stellte einige von meinen Jungen an und hieß sie gegen Abend bei der Hand sein. So saßen wir denn in der Veranda, gerade wie jetzt, als es anfing, dunkel zu werden. Sage ich zu dem Engländer: Major, um wieder auf die Hunde zu kommen, giebt es auch Wurzelhunde in Eurem Land? Was für welche? sagt er. Wurzelhunde, sage ich; wir gebrauchen sie um Taranteln zu jagen und Trüffeln einzusammeln. Sie sind ein Produkt der Kreuzung zwischen dem mexikanischen Wildschwein und dem Bulldogg. Sehen Sie, der Tarantelbiß tötet einen gewöhnlichen Hund in weniger als einer Minute, sage ich; während Schlangenbisse und dergleichen ein Schwein gar nicht inkommodieren. Nun, der Wurzelhund ist halb Schwein, halb Hund und darum gerade, was wir brauchen. Wäre er nicht in das Land eingeführt worden, so hätte sich der Handel mit Taranteln gar nicht entwickeln können, und was das Einernten von Trüffeln betrifft — sie wachsen unter der Erde, wißt Ihr — giebt es kein Tier, das so viel Arbeit erspart, wie der Wurzelhund. Sehen Sie, der Schweine-Anteil in ihm gräbt die Knollen aus, während der kluge Hunde-Anteil ihn fähig macht, zu lernen, die Trüffeln längs des Weges in kleinen Häufchen zusammenzutragen. Der Engländer schien alles das halb und halb zu glauben, aber er lachte in verständnisvoller Weise und sagte: Pah, so etwas müßt Ihr den Matrosen erzählen, Ihr könnt nicht erwarten, wißt Ihr, daß sonst jemand das alles glaubt. Gut, sage ich, Ihr mögt es glauben oder nicht; diese Gentlemen alle wissen, daß ich Euch nur die reine Wahrheit sage. Einige von ihnen halten selbst Wurzelhunde, und wenn Ihr mit mir in den Hof kommen wollt, will ich Euch zwei echte junge Wurzelhunde zeigen, die ich gerade jetzt aufziehe. Ihr könnt sie bei ihrer Mutter sehen, das wird Euch hoffentlich

überzeugen. Der Engländer sah sich um, aber da er nirgends ein Lächeln entdecken konnte — denn die Burschen sahen alle so feierlich aus, wie eine Reihe Aasgeier, welche Totenschau über ein gestorbenes Pferd halten — sagt er: Meinetwegen will ich mitgehen, um die dummen Dinger anzusehen. So erhoben wir uns alle und gingen in den Hinterhof, und da lag richtig die alte Sau mit den beiden Hundchen neben sich. Ich hatte dem farbigen Diener befohlen, alle Ferkel wegzutragen, ehe wir in den Hof traten. Großes Schauspiel! Ihr hättet den Engländer sehen sollen, wie er hinstarrte und sein Glas ins Auge schraubte, als Jim Johnson ihm eines von den Hundchen in die Hand gab, um, wie Jim sagte, zu untersuchen und sich zu überzeugen, daß wir einige Produkte besitzen, die England nicht erzeugen kann.

Einer von den Burschen zeigte ihm, wo sich der Schweins-Anteil in der Haut zu entwickeln anfing, mit Borsten auf dem Rücken und dem gewundenen Schwanz, während ein anderer seine Aufmerksamkeit auf das Auftreten des Hundes am Kopf und an den Pfoten richtete.

Bevor wir die Erklärung der besonderen und wertvollen Teile des jungen Hundes zu Ende gebracht hatten, zitterte der Engländer vor Eifer, einen von ihnen zu erwerben, um ihn mit in das alte Land zu nehmen. Er bot mir zwanzig Dollars dafür, aber ich verlangte dreißig. Nach einigem Hin- und Herreden ermächtigte er mich, auf seine Rechnung zu setzen: „Ein Wurzelhund, fünfundzwanzig Dollars“, mit der Bedingung, daß ich ihn pflegen solle, bis er mit Sicherheit entwöhnt werden könne. Er war so stolz auf seinen Kauf, wie ein Schulknabe auf seinen neuen Gummiball, und bis spät in der Nacht saßen die Burschen im Krug, gaben interessante Erinnerungen an Taranteljagden zum Besten, lieferten ihm naturgeschichtliche Erklärungen und teilten eine interessante Statistik des Trüffelhandels mit.

Aber, du lieber Gott! Der rechte Spaß fing erst am nächsten Morgen an, als der Engländer unten in Schmits Apotheke über den Hund zu schwatzen anfing, und irgend ein verdammter Narr, der nicht im Geheimnis war, der ganzen Geschichte den Spund ausschlug. Sie teufelten den armen Kerl

fast zu Tod. Zuerst versuchte er, uns glauben zu machen, daß er den Witz von Anfang an gemerkt und sich verstellt habe, um den Spaß nicht zu stören, aber das glaubte niemand. Dann schwor er und verfluchte „das verdammte Land, wißt Ihr", zuletzt aber fand er seine gute Laune wieder und traktierte die ganze Gesellschaft. Er konnte jedoch das endlose Sticheln nicht aushalten; am folgenden Morgen mietete er einen Wagen und verzog sich nach San Antonio. (Ich habe alle die gottlosen Redensarten weggelassen, womit diese Geschichte verziert war, denn sie sollten nur die Wahrheit bekräftigen und waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt.)

Es scheint passend, hier die Thatsache anzuführen, daß die Texaner nicht fanatisch voreingenommen sind und gegen keine Nation ein Vorurteil haben. Sie selbst gehören vielen Nationalitäten an und diese Verbindung mit Leuten aus allen Ländern giebt ihnen freie und vorurteilslose Ansichten. Partikularistische Gefühle sind unbekannt außer bei vereinzelten Gelegenheiten. Der Einwanderer oder Reisende aus den Nordstaaten findet immer herzliches Willkommen in Texas. Doch giebt es ein Ding, welches dem Texaner sogar lieber ist, als das Hängen eines Pferdediebes, nämlich gegen junge Leute, welche „grün aus den Staaten" kommen, praktische Späße auszuführen. Diese Späße sind gewöhnlich harmlos und bestehen in abenteuerlichen Erzählungen über Texas, seine Produkte, die Indianer, Verbrecherwesen und Sitten und Gewohnheiten des Volkes, begleitet von gutem Rat, wie der Fremde sich unter gewissen Umständen benehmen solle. Wer ein guter Reiter ist und in Kleidung und Sprache nichts Geziertes hat, der hat keine solchen Späße zu befürchten und wird von dem Eingebornen warm bewillkommnet. Ja, wenn er bei passender Gelegenheit ein wenig fluchen kann, wenn er Zwillichhosen trägt, aber keine Strümpfe, jenen weibischen Luxus, so nimmt die Wärme tropischen Charakter an. Die Redensart „grün aus den Staaten" erinnert an etwas anderes. Die Texaner sagen „nach den Staaten zurückkehren", „Vieh aus den Staaten holen" und dergleichen, ohne daran zu denken, daß Texas selbst einer von den Vereinigten Staaten ist.

Vor nicht langer Zeit war Texas eine unabhängige Republik; damals waren solche Ausdrücke richtig. Aber die alten

Einwohner haben es sich noch nicht abgewöhnen können, es als ein besonderes und alles übertreffendes Territorium zu betrachten. Vorzüglich stolz sind sie auf die weite Ausdehnung ihres Staates, sie nennen ihn gern „das große Reich der Zukunft", und in der That, was Flächenausdehnung und natürlichen Reichtum betrifft, so hat die Welt selten ein größeres gesehen..

Am Morgen nach unserer Ankunft in Houston gingen wir aus, die Stadt zu besehen (es würde richtiger sein zu sagen: wir wadeten). Der Grund, den man als Entschuldigung für den schlechten Zustand der Straßen anführt, ist Mangel an Geld; die Stadt ist 1 800 000 Dollars schuldig; also von den 18 000 Einwohnern jeder 100 Dollars.

Die Folgen des Geldmangels im städtischen Schatz sind überall sichtbar; es giebt so wenig Polizeidiener, daß manche von ihnen täglich größere Strecken zu durchlaufen haben, als ein Schnellläufer von Profession, und bei Nacht sind sie so weit von einander entfernt, daß einer den andern nicht schnarchen hören kann. In Galveston giebt es einen Polizeidiener für je fünf oder sechs Kneipen, aber in Houston muß er an fünfzehn verschiedenen Orten Bier trinken, von denen manche zwei Meilen von einander entfernt sind. Wenn man ihn auf seiner Runde schlafend findet, schlägt man ihn auf den Kopf und zahlt ihn aus in entwerteten Zetteln, die funfzehn Cents für den Dollar betragen. Jeder Polizeidiener hat so viel zu thun, daß er von Kräften kommt und einen Betrunkenen nicht auf die Wache bringen kann, ohne unterwegs drei mal anzuhalten. Eine Zeit lang war die Stadt so arm, daß sie die Leute nicht für ihre ganze Zeit bezahlen konnte, sondern sie nur stundenweis mietete. Die Nachtschwärmer warteten diesen Augenblick ab und brachen dann ungestraft alle Verordnungen des Magistrats.

4. Kapitel.

Es giebt viele „älteste“ Einwohner in Houston. Das erste, was sie den Fremden sagen, ist, daß im Jahre 40, als sie hierher kamen, ein einziges zweistöckiges Haus in dem Ort vorhanden war. Wenn Ihr den Reden eines dieser Pionier-Veteranen einige Zeit gelauscht habt, beginnt Ihr zu fühlen, daß die Erschaffung der Welt, die Anordnung des Sonnensystems und alle darauf folgenden Ereignisse mit Einschluß der Entdeckung Amerikas ausdrücklich von der allweisen Vorsehung so ins Werk gesetzt worden sind, um den Fortschritt und die Handelsinteressen von Houston zu begünstigen. Einer der alten Einwohner erzählte mir ausführlich über die New-Orleans-Eisenbahn, welche, wie er sagte, Galveston hoch und trocken auf dem Triebsand des Unglückes zurücklassen würde, während Houston weiterblühen würde wie ein junges mutiges Pferd auf einer üppig grünen Wiese. Ich bemerkte, daß ich nicht einsähe, wie eine direkte Bahn nach New-Orleans Houston viel nützen könnte.

Nun ja, sagte er, das ist richtig, sie wird uns wenig helfen, außer in der Beziehung, daß Galveston sich zu Tod ärgern wird.

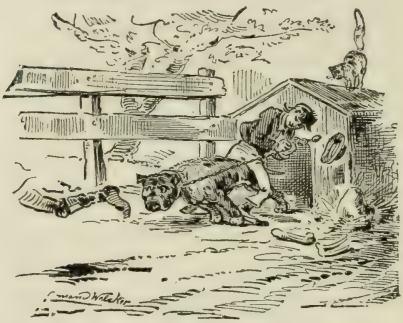
Es scheint ein angeborner Haß gegen Galveston zu herrschen und jede Unterhaltung über die Hülfsquellen und Aussichten endigt mit der Bemerkung, welche einen an das „delenda est“ des alten römischen Senators erinnert. Man darf seine Meinung über keine besondere Einrichtung von Houston äußern, ohne daß sie ausdrücklich für den Markt von Houston eingerichtet ist. Zum Beispiel: Ich war in einer Apotheke, Arznei zu holen, und führte eine sehr interessante meteorologische Unterhaltung mit dem Eigen-

tümer, während er ein kleines Papier zusammenfaltete, das er aus einer Flasche mit der Aufschrift: „Pluribus Unum, Nux vomica, Vox populi“ oder dergleichen gefüllt hatte. Als er mir das Papier geben wollte, bemerkte ich in Zerstreuung:

„Eure Stadt scheint ziemlich gut angelegt*) zu sein.“

Ich wollte damit weiter gar nichts sagen, als daß die Straßen breit und gerade sind, aber ehe ich mich weiter erklären konnte, sprangen alle Anwesenden auf. Mein spezieller Freund, der Droguist, aber starrte mich an und schrie:

„Houston ist gut hingelegt, so! Ihr aussätziger Auswurf von Galveston! Ich sage Euch, Ihr elender Spion von Galveston, Houston ist eine hinreichend lebendige Leiche, um das elende Fischerstädtchen am anderen Ende des Bayon niederzulegen. Ihr streicht hier hochmütig herum und sucht unseren Handel zu stören, nicht wahr? Also Houston ist gut hingelegt, so! wir werden ja sehen, wer zunächst (als Leiche) hingelegt wird.“ Damit begann er, in eine Polizeipfeife zu blasen. Der Ladendiener lief die Treppe hinauf nach seiner Flinte, während ein jüngeres Mitglied der Firma dem Hausknecht zuschrie:



Laß den Bulldogg los.

„John, laß den Bulldogg los, es ist Zeit ihn zu füttern.“ Diese Umstände machten mein Verweilen in diesem Teile der Stadt langweilig, außerdem fürchtete ich, wenn das so fort ginge, ärgerlich zu werden; darum sagte ich: Ich will Euch nicht länger in Euren Geschäften stören und verabschiedete mich auf Nimmerwiedersehen.

Ueberall war es ebenso. Als der Doktor nach dem Hotel zurückgekehrt war, um seine Schuhe abschaben zu lassen, machte er gegen den Aufwärter die Bemerkung, daß der Staub in den Straßen in etwas saftigem Zustand sei. „Ja,“ sagte dieser mit

*) to lay out.

großer Selbstgefälligkeit, „wir haben hier niemals von Trockenheit zu leiden und brauchen uns nicht den Sand aus den Ohren zu graben, wie die Galvestoner. Die da unten haben einen artesischen Brunnen graben müssen, fünfundzwanzighundert Fuß tief, und gebrauchen ihn als einen Anker, um ihren alten Sandhaufen von Insel festzuhalten, daß sie nicht fortschwimmt."

Ich hatte sagen hören, Houston sei ein Seehafen, hielt es aber für einen Scherz. Ich wußte jedoch, daß eine Barre vorhanden sei, denn einer der ersten Herren, dem ich vorgestellt wurde, führte mich hin und zeigte sie mir. Sie war ganz wie die Barren in anderen Hafenstädten, die ich gesehen hatte. Es standen zwei Zoll Wasser auf der Barre von Houston, und ich vermutete, der Rest des Seehafens sei in demselben Verhältnis. Den nächsten Mann, der mir von einem Seehafen sprach, nahm ich auf die Seite, sagte ihm, daß ich gern die neuesten Seenachrichten hätte, und darum ernstlich wissen möchte, ob ein Seehafen in der Stadt sei. Er erklärte sich bereit, es mir schriftlich zu geben. Darauf bat ich ihn, mich auf einer Ausfahrt nach der Seeküste zu begleiten, wo ich mich an dem wilden Brüllen des Oceans ergötzen und die weißbeschwingten Boten des Handels sehen könnte, beladen mit Gewürznelken von dort, wo würzige Lüfte sanft über Ceylons Insel wehen, und mit anderen Spezereien aus dem weitentfernten Cathay. Der Mann von Houston sah mich scharf an und sagte:

„Ihr scheint mir verdammt neugierig zu sein für einen Fremden. Wollt Ihr das alles deutlich sehen?"

„Ganz deutlich," antwortete ich.

„Nun, laßt mich sehen," sann er nach: „Ich habe mit jemand ein Zusammentreffen verabredet, und es ist schon neun Uhr; wenn ich nicht eile, so versäume ich den Omnibus" und fort ging er.

So blieb ich unbefriedigt. Ich sehnte mich, diesen Seehafen zu sehen, und hätte ich einen Detektiv gebrauchen sollen, um ihn aufzutreiben. Ich wußte, er war in Houston irgendwo verborgen, und fürchtete, er würde an einen sicheren Platz gebracht werden, ehe ich ihn zu sehen bekäme. Der nächste Herr, dem ich vorgestellt wurde, hatte wieder etwas über den Seehafen zu sagen. Ich fragte:

„Laßt Ihr ihn Fremde täglich sehen, oder bloß Sonntags, oder wie sonst? Bleibt er das ganze Jahr über geöffnet? Auf Geld kommt es mir nicht an, wenn ich ihn nur zu sehen kriege. Ich denke, es wird nicht allzu viel Zeit kosten."

Sagte er, „kommt mit mir, ich will Euch die Schiffe zeigen."

Er führte mich hinunter hinter Hutchins House, und in einer Lache, wenigstens vierzig Fuß breit und drei Fuß tief, sah ich die Flotte. Einer von den Kauffahrern hatte zwei Masten und führte wenigstens drei Wagenladungen Sand. Er schien nicht viel Einrichtungen für Passagiere erster Klasse zu haben, welche etwa das Atlantische Meer in einem anständigen Fahrzeug kreuzen möchten. Das andere Schiff hatte nur einen Mast und einen geringeren Tonnengehalt als das größere.

„Wie sind sie dahin gekommen?" fragte ich. „Auf dem Schiffahrtskanal?"

„Mit dem Schlepper."

„Dann müssen sie einen ziemlich starken Schlepper haben, um hierher zu kommen. Ich sehe ja keine Panzer- oder Kriegsschiffe. Könnt Ihr mir nicht den Kriegsschlepper zeigen, der zwischen hier und Galveston fährt?"

„O ja, Ihr mögt spaßen, aber dies ist ein Seehafen bei alledem, gemäß einem Beschluß der gesetzgebenden Körperschaft."

Ich hatte gehört, daß das Abgeordnetenhaus Gesetze gab, wußte aber nicht, daß es auch Seehäfen mache.

„Nun," sagte mein Houstoner Freund, „wir müssen wohl ein Seehafen sein. Neulich wurde ein Schweinfisch ganz nahe bei der Stadt getötet! Habt Ihr je gehört, daß dergleichen bei einer Stadt vorgekommen sei, die kein Seehafen war?"

Ich warf einen letzten Blick auf die Flotte, von welcher ein Mann unterdessen einen Teil ans Land gezogen hatte, um zu trocknen — seufzte und kehrte ins Hotel zurück.

Alle Seehäfen leiden von gewissen Seeungeheuern, welche man Moskitos nennt. In Binnenstädten muß man sie in einer Cisterne erziehen oder sich ohne sie behelfen. Beide Küstenstädte, Houston und Galveston, haben die schönsten natürlichen Gelegenheiten, um Moskitos hervorzubringen. Ich habe beide Arten von Moskitos versucht, oder vielmehr beide haben mich versucht, und ich weiß nicht, welchen man am meisten aus dem Wege

gehen soll. Der Moskito, wie der Matrose, hat seine Heimat auf dem Wasser, aber er geht und kommt nicht wie dieser, denn er verläßt Euch niemals. In Galveston sind sie so groß, daß ein Fremder sie leicht für Pelikans nehmen kann. Ein Galvestoner fragte mich eines Tages, ob ich Pelikans gesehen hätte?

„Sind es große Vögel,“ fragte ich, „mit langen Schnäbeln?“

„Jawohl, gerade diese Art von Tieren sind sie.“

„Fliegen sie um die Wirtshaustische und suchen nach etwas Eßbarem?“

„Ganz recht.“

„Dann ist mein Zimmer voll davon, und wenn sie beißen, entsteht jedes mal eine Blase.“

Was die Rivalität der beiderseitigen Moskitos betrifft, muß ich leider bemerken, daß sowohl Galveston, als der andere Seehafen geneigt sind, die nackte Wahrheit in das blumige Kleid der Dichtung zu hüllen. In Houston zeigte man mir Zeugnisse, daß in Galveston die Moskitos so groß würden, daß sie in die Rindvieh-Verordnungen eingeschlossen würden, während man mir in Galveston sagte, die Houston-Moskitos trügen fünf und vierzig zöllige Unterhemden. Die Wahrheit ist, daß der Moskito der Küstenstädte selten größer ist, als der gewöhnliche Spottvogel von Texas.



Moskito.

(NB. Als ich New-York verließ, hätte ich keine Lügen sagen können, nicht um mein Leben zu retten, und hier, nach dreitägigem Aufenthalt in Texas, bin ich so weit gekommen — und doch bin ich nur mit den feinsten Leuten umgegangen. Die Houstoner sagen, ich sei auf meinem Weg durch Galveston angesteckt worden.)

Allen Leuten, welche Texaser Häfen besuchen, gebe ich den Rat, ihre Moskitos zu Hause zu lassen; sie können neue billiger bekommen.

Der Hoteldiener benachrichtigte uns, es seien Indianer in der Stadt; doch möchten wir uns nicht beunruhigen, es seien befreundete Indianer von dem Muscogee-Stamme. Sie lebten

in den Ebenen des Trinity-Flusses und kämen bisweilen zur Stadt, um die Früchte ihrer Jagd gegen Branntwein und andere Früchte der Civilisation umzutauschen. Er sagte, sie ständen in guten Beziehungen zu ihren weißen Brüdern, und die Stadtbeamten gäben ihnen nicht selten in öffentlichen Gebäuden Nachtquartier, und am folgenden Morgen sei öffentliche Empfangsfeierlichkeit, welcher der Bürgermeister und die Stadtbeamten pflichtschuldigst beizuwohnen pflegten.

Hier, dachte ich, ist eine Gelegenheit, die ich nicht verlieren darf. Ich werde den edeln roten Mann aufsuchen. Es wird ein aufregendes Kapitel für mein Buch werden, gesunde Romantik — ein guter Gegenstand für eine Abbildung — ein Holzschnitt, der eine ganze Seite einnimmt: Im Vordergrunde sitzen ich und ein Muscogee-Krieger auf einem alten Baumstamm, rauchen die Friedenspfeife und halten Rat; im Hintergrund mein Pferd, des Indianers Poney und ein erlegter Hirsch; der Krieger, Heulendes Brummeisen, ein junger Häuptling, groß, wohlgebaut und schlank wie eine Tanne, gekleidet — bemalt sollte ich sagen — auf solche Weise, wie nur ausgezeichnete Häuptlinge, die manchen Krieger erschlagen haben, erscheinen dürfen — einen Federbusch aus einem Adlerflügel auf dem Kopf, prächtig gestickte Moccasins an den Füßen, eine Büffelhaut mit nachlässiger Grazie von seiner linken Schulter hängend, mit edlen Gesten, anmutigen Bewegungen und sein Gesicht mit dem Ausdruck der Majestät und Mannhaftigkeit, welche dem freien Sohne der Wildnis eigentümlich ist, seine Sprache — nun, die kannte ich genau. Ich hatte vor kurzem Indianergeschichten gelesen und fühlte mich über ihre Ausdrucksweise wohl unterrichtet. Ich hatte gerade folgendes auf die Texas-Indianer Bezügliche in einer neuen Nummer der Galveston News gelesen:

Ihre Sprachen sind nicht poetisch, aber sie gebrauchen die einfachsten und natürlichsten Bilder. Niemand kann unter ihnen gelebt haben, ohne die Tiefe des Gefühls und die Kraft der Sprache, worin sie es ausdrücken, zu bemerken und ohne Ausbrüche einer wilden, ungeschulten Beredsamkeit zu hören. Die Kraft ihrer Beschreibungen ist bemerkenswert: so klar und deutlich ist der hervorgebrachte Eindruck, daß man glaubt, gesehen zu haben, was sie beschreiben. In dieser Beziehung erinnern sie

oft an die lebhaften, barbarischen Bilder Homers, wie sie in dem griechischen Original enthalten sind, aber nicht in der matten Photographie der Uebersetzungen.

Ich las einst ein Buch von einem Mann namens Cooper, der offenbar wußte, was er schrieb. Er schilderte den Indianer — den Edelmann von Natur — mit Meisterhand und so ins einzelne, daß, wenn man sein Buch gelesen hatte, über ihre Gewohnheiten, Besonderheiten und Sprache nichts zu lernen übrig blieb. Was die letztere betrifft, so fühlte ich mich fähig, mich mit einem gewöhnlichen Indianer in seiner eigenen Sprache zu unterhalten und mich ihm verständlich zu machen. Ein Fremder fühlt sich immer geschmeichelt, mit ihm in seiner angeborenen Sprache sprechen zu können.

Ich gedachte die Unterhaltung folgendermaßen zu eröffnen:

„Genießt mein Bruder, der große Häuptling der Muscogees, bisweilen das gewürzte Eiswasser der Blaßgesichter?“

Er würde antworten: „Der bleichgesichtige Jäger ist freundlich: der Sachem der Muscogees ist durstig und mag es wohl thun.“

Und dann, während wir das Nationalgetränk genießen, fährt ersterer fort: „Mein roter Bruder weiß meinen Namen nicht. Es wäre gut, wenn ich ihn ihm nennte, damit er weiß, zu wem er spricht.“

„Wah! Das ist unnötig. Ich weiß, daß mein weißer Bruder ein großer Häuptling ist. Er trinkt Feuerwasser, wie ein Veteran. Doch, er möge sprechen, die Ohren des roten Bruders sind offen.“

„Heulendes Brummeisen sieht vor sich einen amerikanischen Bürger, einen Autor, einen Schriftsteller, der die Wahrheit sagt. Seine Waffen sind die Feder und die Scheere. Seine Zunge ist nicht gespalten.“

„Gut, möge mein Bruder seine Ohren öffnen: ein Häuptling will sprechen. Heulendes Brummeisen ist ein berühmter Krieger. Bei seinem Namen zittern die Comanchen wie Weiber. Die Comanchen sind Hunde. Viele Scalps hängen im Rauch seines Wigwams. Heulendes Brummeisen ist ein Sachem seines Stammes. Dreihundert Krieger folgen ihm auf dem Kriegspfad. Die Muscogee sind Männer.“

So, dachte ich, als dieser eingebildete Dialog in der bilderreichen Sprache der Kinder des Waldes durch meinen Kopf ging — so werden wir reden; und vielleicht wird mich der edle rote Mann in sein Dorf einladen, die Freuden und Gefahren der Jagd mit ihm zu teilen. Der Gedanke war köstlich, aber ich hatte nicht Zeit, viel nachzudenken, denn der Doktor war ebenso enthusiastisch, als ich, und wir eilten fort, die Indianer aufzusuchen und einige von den Ausbrüchen ihrer wilden, ungeschulten Beredsamkeit zu genießen.

Wir gingen Main Street hinunter, und als wir auf den Marktplatz kamen, entdeckten wir diejenigen, die wir suchten: drei einzelne Reiter auf kleinen Ponies. Einer hinter dem andern kamen sie langsam die Straße herauf. Ihre Ponies waren die elendesten Exemplare der Pferderasse, die ich je sah. Der Doktor sagte, sie müßten mit Decken behangen werden, um einen Schatten werfen zu können. Wildpretkeulen und wilde Truthühner hingen von beiden Seiten ihrer zerrissenen Sättel herab, und das Aeußere der Indianer entsprach dem ihrer Ponies und ihres Geschirres. Ihre kleine Gestalt, stupides Ansehen und zerlumpten Kleider machten uns durchaus nicht den Eindruck, den wir erwartet hatten. Keine Kriegsbemalung, keine Bogen und Pfeile, keine gestickten Mocassins, keine — aber ja, sie hatten Federn in den Haaren. Coopers Erzählungen waren nicht ganz erlogen. Dies war für mich die einzige Hoffnungs-Oase in der öden Wüste der Verzweiflung. Sie sahen aus, als hätten sie in einem Federbett geschlafen, welches über Nacht leck geworden wäre.

Diese Indianer verstehen englisch, sprechen es aber so wenig wie möglich. Man muß annehmen, daß sie auch den Gebrauch des Wassers kennen, aber es scheint ihnen niemals einzufallen, es zu gebrauchen, nicht einmal mit Branntwein.

Ich näherte mich dem Haupt der Gesellschaft, ich sah, daß er der Häuptling war, denn er war der am stärksten betrunkene unter den dreien, und alle Häuptlinge, die gesehen hatte, waren es von Feuerwehren, und sie — aber schweigen wir davon. Ich sagte:

„Wünscht mein roter Bruder seinen geleerten Schatz wieder zu füllen durch den Verkauf seiner Jagdbeute, der Opfer seiner nie irrenden Hand?“

Mit einem Ausbruch wilder, ungeschulter Beredsamkeit erwiderte er:

„Ja, sechs Bit (kleine Münze) für einen verdammt großen Truthahn."

Der Doktor meinte: Vielleicht zieht der Häuptling vor, in der Sprache der Bleichgesichter zu reden. „Wollt Ihr Euer Wildpret verkaufen?"

Der „Unbeschützte' antwortete „in dem lebhaften, halbbarbarischen Stile Homers": „Wie viel gebt Ihr? Großes, dickes Vieh. Kein Geld, kein Wildpret. Sabe?"



Besuch bei den Muscogee-Indianern.

Der Doktor schwankte; aber um ihn noch einmal auf die Probe zu stellen, sagte er:

„Macht Ihr auch Kleider aus den Fellen des Wildes, das Ihr erlegt?"

Der Indianer sah den Doktor einen Augenblick an, dann erleuchtete das ferne Dämmern eines Lächelns sein schmieriges Gesicht, als er antwortete:

„Nun, schwerlich — hik — jemals."

Der Doktor fühlte Ekel und zog mich fort. Auf dem Rückweg zum Hotel sprachen wir über die Sache, und kamen beide zu der Ansicht, daß der Indianer, wenn er von der Civilisation gezähmt und mit Feuerwasser verdünnt ist, eine elende Fälschung darstellt.

Da war wieder ein Idol zerbrochen, wieder eine Ueberlieferung vernichtet, ein Roman in die Wirklichkeit übersetzt. Der edle Wilde ist eine Täuschung, eine Fiktion, ein Mythus. Er existiert nicht, hat niemals existiert, und doch haben wir Jahre lang an ihn geglaubt, und sind sogar bisweilen melancholisch geworden, wenn wir daran dachten, daß die letzten Ueberbleibsel einer edlen Rasse allmählich von der Erde verschwinden, verdrängt von der Civilisation und einer väterlichen Regierung. Wenn das so ist, woran sollen wir noch glauben? Können wir uns noch auf irgend etwas verlassen? Die geduldig forschende Wissenschaft bringt erstaunliche Dinge an den Tag. Die Wahrheit von gestern ist der Irrtum von heute. Die Lehren, die in unserer Jugend orthodox waren, werden heterodox, wie wir im Leben vorschreiten. Schon glaubt fast niemand mehr, daß es jemals eine fünf Cent-Cigarre mit Havanna-Einlage gegeben habe, ja die Zweifelsucht geht so weit, daß man uns versichert, daß es niemals eine gute alte Zeit gegeben habe, wo die Politiker ehrlich waren. Man hat sogar behauptet, der Koch, der unter Benjamin Franklins Namen bekannt ist, sei gar nicht von ihm erfunden. Wird man gleicherweise von uns verlangen, daß wir unseren Glauben an Jonas oder Sindbad den Seefahrer aufgeben, sowie an andere historische Männer und Begebenheiten? Wir glaubten bisher fest an die poetische und bilderreiche Sprache der dunkelhäutigen Wilden; wird man nicht eines Tages noch von uns verlangen, die reimlosen Verse, in welchen die Könige und Hofleute zu Shakespeares Zeit sprachen, nur für eine Schöpfung von des Dichters Hirn zu halten? Wer weiß, welche lieb gewonnenen Illusionen wir noch aufzugeben haben, welche alten Ueberlieferungen wir noch werden fahren lassen müssen?

Die Bewohner von Houston verdienen viel Anerkennung wegen des Unternehmungsgeistes, den sie gezeigt haben, nicht nur in der Erbauung ihrer eigenen Stadt, sondern auch in der Entwickelung des weiten Territoriums, durch welches sie Eisenbahnen gebaut haben. Houston, gelegen am Ende der Schiffbarkeit des Buffalo Bayon und als Verbindungspunkt zahlreicher Eisenbahnen, bietet Vorteile für Fabriken, welche nirgends im Süden übertroffen werden; ohne Zweifel werden diese Vorteile

bald von Kapitalisten erkannt werden und Houston wird von dem Rasseln der Spindeln und dem Schlag des Eisenhammers ertönen. Schon hat man hier mit eigenem Kapital eine Baumwollenspinnerei und mehrere Eisengießereien erbaut, aber diese sind nur die Eicheln, aus denen sich der gewaltige Eichbaum der Industrie entwickeln wird.



Handel in —

5. Kapitel.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft in Houston gingen ich und der Doktor nach Pferden aus. Wir wollten zwei Reitponies kaufen. Wir hatten oft von der wunderbaren Dauerhaftigkeit des eingeborenen Pferdes von Texas gehört; die oft wiederholten Erzählungen von den langen Märschen, die es zurücklegen kann, waren uns wohlbekannt, wobei Gras seine einzige Kost bildete, und man hatte uns berichtet, in Ansehung des langen Ausfluges, den wir zu Pferde machen wollten, daß der eingeborene Pony dem größeren und ansehnlicheren Tiere „aus den Staaten" vorzuziehen sei. Wir erfuhren, daß eine Caballada (Pferdeherde) in einem etwa drei Meilen von der Stadt entfernten Curral (Umzäunung) vorhanden sei, mieteten einen Wagen und fuhren in der angegebenen Richtung aus. Jetzt, sagte ich, werden wir endlich das wilde Roß der Prärie zu sehen bekommen — den Mustang mit weit geöffneten Nüstern und fliegender Mähne, dessen Bilder die Blätter der Grenzer-Litteratur zieren, wo er abgebildet ist furchtbare Abgründe überspringend, wütende Ströme durchschwimmend und seinen Reiter mit unfehlbarer Sicherheit aus dem Bereich verfolgender Indianer tragend. Eines dieser feurigen, ungezähmten Rosse zu besitzen und auf seinem Rücken die grenzenlosen Prärieen des Westens zu durchfliegen, war der Ehrgeiz meiner Knabenjahre gewesen. Jetzt, wo ich der Erfüllung meiner Jugendhoffnungen so nahe war, regte das Vorgefühl des Vergnügens mein Blut auf, und ich strengte meine Augen an, um den ersten Blick auf das edle Tier zu werfen, während der Doktor leise murmelte:

„Wenn traurigen Geist's und müde des Lebens
Ich gegen das Schicksal kämpfe vergebens,
Nicht Rat noch Trost verlang' ich von Euch:
Nein, sattelt mein mutiges Roß mir sogleich."

Draußen, ein bis zwei Meilen jenseits der Grenzen der Stadt, über eine Prärie fahrend, kamen wir in Sicht einer Pferdeherde. Einige befanden sich in einem Curral, andere wurden von drei oder vier wild aussehenden Reitern getrieben. Diese Männer jagten die erschreckten Pferde mit geschwungenem Lasso, und begleiteten ihre Geberden mit unheimlichem Gebrüll und höllischen Flüchen.



Das castilianische Caballo.

Es waren im ganzen etwa hundert Pferde da; aber wo war unter ihnen der ideale Renner der Ebenen? Wo, rief ich, ist der feurige Abkömmling des edlen castilianischen Caballo? Und das Echo, wenn es dergleichen gegeben hätte, würde mir schwerlich angeben können, wo.

Stellt Euch einen Knaben vor, welcher sich seine Vorstellung von dem wilden, haarigen Seepferd (mit großen Kosten aus den Wüsten Afrikas eingeführt, einziges lebendes Exemplar, das zu sehen ist) nach den bunten Gemälden, welche vor der Bude hängen, gebildet hat — wenn er sich dann mit schmerzenden Gliedern und im Schweiß seines Angesichts einen Weg durch das Gedränge geöffnet hat — stellt Euch die Gefühle dieses Knaben vor, wie er das elende Original des Gemäldes betrachtet. Oder denkt Euch einen unverdorbenen Hinterwäldler, der seine Begriffe von Staatsmännern aus den Lebensbeschreibungen von

Washington, Adams und Jefferson geschöpft hat: er reist von den Thoren der untergehenden Sonne nach der Reichshauptstadt, um ein großes moralisches Schauspiel zu genießen, die Versammlung der Intelligenzen der ganzen Nation in den Kongreßhallen zu sehen: und denkt Euch seine Gefühle, wenn er der jetzigen Menagerie von Angesicht zu Angesicht gegenüber steht. Wenn Euer Auge dann trüb geworden ist vom Anschauen dieser eingebildeten Gemälde, werdet Ihr in der nötigen Stimmung sein, um mit mir zu sympathisieren und einen Begriff von meinen Gefühlen haben, wie ich dastand, nicht gerade angewurzelt, aber knöcheltief im Schmutz und den glänzenden Traum meiner Jugend in das Bereich der schnöden Wirklichkeit herabsinken sah.

Ich sah etwa hundert elende, magere Ponies von allen möglichen Farben und von Gestalt und Bauart so beschaffen, daß sie eher von Sägeböcken, als von dem edlen castilianischen Roß abzustammen schienen. Sie waren unbeschlagen, trugen auf Schenkeln und Schultern die ausschweifendsten alphabetischen Phantasieen und abgeschmackte Mónogramme als Marken eingebrannt, und wußten offenbar ebensowenig von dem Gebrauch eines Striegels, als der gewöhnliche Texaner Friedensrichter von den Bräuchen des Gesetzes weiß. Keines von ihnen war mehr als vierzehn Hand hoch. Sie waren so weit gezähmt, daß sie waren was man „zügelkundig“ nennt. Die Eigentümer deuteten dies so, daß sie an den Sattel gewöhnt seien und den Gebrauch des Zügels kennten. Nach meiner späteren Erfahrung war die Bedeutung die, daß sie klug genug waren, sich aus dem Bereich des Zügels zu halten, wenn es irgend möglich war.

Der Traum meiner Knabenjahre war roh zerstört, ich wischte eine Thräne ab, als ich den Doktor fragte, was er zu thun gedächte. Er schien die Lage für günstiger zu halten als ich und antwortete mit einem Leichtsinn, der schlecht zu dem wichtigen Augenblick paßte: „Das Beste, was wir können, wißt Ihr: wir müssen die Umstände so gut benutzen, als möglich. Dieser bulgarische Wilde hier auf dem Schimmel sagt, er kann uns zwei Ponies auswählen, die uns davon tragen werden wie Rauch. Darum heitert Eure Phantasie auf und dichtet den Beestern Tugenden an, die ihnen fehlen. Wie der Dichter sagt:

„Setz' Du Glasaugen auf
Und stell' Dich, gleich dem schuftigen Politiker,
Als sähst Du, was Du nicht siehst."

Wir kletterten auf die Pfosten der Verzäunung und wählten zwei Exemplare von diesem edelsten unserer Haustiere aus, die am mildesten und sanftesten aussehenden, die wir erspähen konnten. Einer von den Aufsehern ritt in den Orkan ausschlagender Ponies hinein und lassote die, welche wir bezeichnet hatten. Mit dem an seinem Sattel befestigten Lasso schleppte er sie einen nach dem andern aus der Verzäunung heraus.

Der eine der Ponies war von blaßbrauner Farbe, gezeichnet mit Flecken vorjährigen Haares und Klumpen diesjährigen Schmutzes, der andere war lehmfarbig. Für funfzig Dollars sollten die beiden Ponies in einem gewissen Stalle in der Stadt abgeliefert werden. So fuhren wir nach der Stadt zurück, um zu Mittag zu essen, worauf wir unsere Vorbereitungen zur Abreise machten. Da wir uns, wenigstens für die nächsten Tage, darauf verließen, in den Pflanzungen und Ranchos an der Straße die nötigen Lebensmittel zu finden, so beschwerten wir uns nicht mit Kochgeräten. Unsere Satteltaschen enthielten nur geringere Bedürfnisse, die Büchsen waren an den Seiten der Sättel festgeschnallt, Anbindestricke hingen am Sattelknopf, und die wollenen Decken waren gerollt und hinten aufgeschnallt.

Wenn ich den gewaltigen Texassattel betrachtete mit seinem hohen Sattelknopf, der Unzahl herabhängender Riemen, und seinen wunderbaren Steigbügeln, und die Fracht von Büchse, Satteltaschen und Wolldecken, alles auf dem Rücken meines kleinen Ponys, dreizehn und eine halbe Hand hoch, dann dachte ich an Falstaff: „Für einen Sechser Brot zu dieser gewaltigen Menge Sekt."

Um ein Uhr waren wir alle an Bord; unser nächstes Reiseziel war die alte Stadt San Antonio, zweihundert und funfzig Meilen westlich von Houston; der Weg ging durch die reichen Zucker- und Baumwollengegenden am unteren Brazos und durch die weiten Viehzuchtländereien am Guadalupe und San Marcos. Was wir weiter unternehmen würden, sollte von den Umständen abhängen.

Der Anfang war vielversprechend. Unsere Ponies schritten

lustig aus, und bald waren wir auf der offenen Prärie, außer Sicht von Houston und kamen wirklich vorwärts, im Verhältnis von fünf Meilen in der Stunde. Ungefähr funfzehn Meilen weit ist die Prärie ganz eben, hie und da mit Waldinseln besetzt, und es fällt auf, daß man so nahe bei einer Stadt so wenig kultiviertes Land sieht. Als einzigen Grund dafür hörte ich anführen, daß der Boden arm sei, und nicht wie anderen Orts, und doch zeigte mir derselbe Mann, der dies behauptete, ein Feld, auf welchem er im verflossenen Jahr drei Ernten Kartoffeln eingeheimst hatte, und zwar ohne Düngung. Im Januar pflanzte er Kartoffeln und grub sie im April aus; dann pflanzte er süße Bataten, welche er zeitig genug einerntete, um noch einmal Kartoffeln zu legen, im September, glaube ich. Der Durchschnittsertrag war von jeder Ernte etwa hundert und funfzig Bushel auf den Acre. Und das nennen sie armes Land. Im Namen von allem, was fruchtbar ist, was mag diesen verwöhnten Texanern genügen? Wenn die hinten in Aegypten gepflanzt hätten in den Jahren des Ueberflusses, als Joseph Vorratshäuser anlegte, so würden sie ohne Zweifel noch über den geringen Ertrag gemurrt haben; wäre es nicht ganz so trocken gewesen, oder hätten sie etwas mehr Regen gehabt, dann „hätten sie vielleicht mehr als eine halbe Ernte gewonnen".

Land, welches in anderen, weniger begünstigten Ländern für ausgezeichnet gelten würde, wird hier vernachlässigt, weil in geringer Entfernung noch viel besseres zu finden ist und weil sich in dem Staate ein solcher Ueberfluß an wunderbar reichem Boden findet. Es giebt kein Land auf der Erde, wo des armen und unbrauchbaren Grundes verhältnismäßig so wenig ist. Nach Zahlen ist es fast unmöglich, sich einen Begriff von der ungeheuren Ausdehnung von Texas zu machen.

„Zahlen lügen nicht," sagte mir einmal jemand. Es war ein ehrlicher Mann, wenigstens war er niemals Kassirer einer Versicherungsbank gewesen, noch hatte er ein öffentliches Amt bekleidet. Ich glaubte ihm, aber wenn auch Zahlen nicht lügen könnten, selbst wenn sie wollten, so sagen sie doch nicht die ganze Wahrheit, wenn sie in die Hunderte und Tausende gehen, oder vielmehr, unser beschränkter Geist kann aus ihnen keine klare Vorstellung schöpfen. Von Nord zu Süd mißt Texas 670 Meilen,

von Ost zu West 825. Seine Grenzen umschließen 175000000 Acres Land, oder 275000 Quadratmeilen: seine Oberfläche ist so groß, wie die von Frankreich und Spanien zusammen. Es erstreckt sich durch zehn Breitengrade und vom sechzehnten bis zum dreißigsten Längengrade westlich von Washington. Es hat über 250 Bezirke, einige sehr groß: Tom Green und Crockett zum Beispiel sind jeder ebenso groß, als der Staat Massachussetts.

Frankreich hat 175 Bewohner auf die Quadratmeile; in diesem Verhältnis könnte Texas eine Bevölkerung von 48 Millionen ernähren; Großbritannien hat 260 Einwohner auf die Quadratmeile, was für Texas siebzig Millionen gäbe. Innerhalb seiner Grenzen finden sich die verschiedensten Produkte, sein Boden ist vielleicht der fruchtbarste in der bekannten Welt. Baumwolle, Zuckerrohr, Weizen, Gerste und fast alle bekannten Getreidearten wachsen neben tropischen Früchten und den harten Pflanzen der nördlichen Gegenden.

Texas produziert jährlich eine Million Ballen Baumwolle — ungefähr ein Fünftel von der ganzen Baumwollenernte der Vereinigten Staaten, und besitzt genug Baumwollenland, um fünfmal mehr davon hervorzubringen, als auf der ganzen Erde erzeugt wird. Die Weizenregion wird auf funfzigtausend Quadratmeilen geschätzt.

Texas mit seinen gewaltigen natürlichen Hülfsquellen, seinen Weidegründen für Millionen von Rindern und Schafen, seiner ungeheuern Erstreckung von Ackerbauland, seinem unendlichen Reichtum an Erzen und Mineralien ist im Stande, sogar eine noch viel zahlreichere Bevölkerung zu erhalten, als das am dichtesten bevölkerte Land der Welt. Dies ist keine bloße Behauptung, sondern eine auf Rechnung und Zahlen gegründete Thatsache. Mit einem Klima, welches das ganze Jahr hindurch Feldarbeit erlaubt, einer Luft von mehr als italienischer Sanftheit, welche zu atmen dem Fremden ein Genuß ist, kann man sich da wundern, daß der Texaner gewöhnlich von hohem Wuchs ist, mit lauter Sprache und zur Ruhmredigkeit neigt?

Texas zerfällt von Natur in drei Teile: zuerst das Küstenland, fast tausend Meilen lang, das sich etwa hundert Meilen ins Innere erstreckt; zweitens Centraltexas, der große Baum-

wollen- und Getreidegürtel; drittens die weiten Prärieen und Tafelländer, welche sich weit bis zur Westgrenze des Staates ausdehnen, die Heimat des Viehzüchters, des Indianers und des Büffels. Jeder Hauptteil hat wieder viele Unterabteilungen. Es besteht eine solche Mannigfaltigkeit in Scenerie, Boden und Produkten, daß eine Beschreibung eines Abschnittes auch nicht im allgemeinen einen Begriff von der Beschaffenheit eines anderen geben würde.

Bis vor wenigen Jahren kannte die Außenwelt wenig von Texas und dieses Wenige bestand großenteils in erfundenen Geschichten und wesenloser Romantik. Man betrachtete es sonst als die Heimat des mörderischen Indianers und den Zufluchtsort der ebenso mörderischen Verbrecher, welche der Gerechtigkeit der Vereinigten Staaten entkommen waren. Wenn vor dem Bürgerkriege in einem der älteren Staaten ein Mord verübt worden war, oder wenn ein Sonntagsschulen-Vorsteher sich die Kassen, die er zu führen hatte, zueignete, so endeten die Zeitungsberichte über dergleichen Vorfälle regelmäßig mit „nach Texas gegangen".

Man erzählt von einem Verbrecher im westlichen Texas, welcher vor dreißig Jahren wegen Pferdediebstahls gefangen saß. Sein Advokat sagte ihm, daß seine Sache verzweifelt schlecht stehe. „Ihr werdet ganz sicher durch die Zeugen überführt und dann gehängt. Ich rate Euch, zu versuchen, ob Ihr Euch fortmachen könnt."

„Mich fortmachen! Wohin denn?" sagte der Pferdedieb — „Ums Himmels willen, wohin kann ich denn entkommen, ich bin ja doch schon in Texas?"

In jenen Tagen war die Gesellschaft in Texas wenig besser, als sie es heutzutage in Chicago oder Brooklyn ist, und der General Sheridan hatte ganz recht, zu sagen: Wenn er zugleich Texas und die Residenz des Vaters der Lüge besäße, so würde er Texas verpachten und in seinem anderen Besitztum leben.

Jetzt, wo Texas jedermann durch seine Eisenbahnen zugänglich ist, wird Unwissenheit inbetreff der großen Veränderungen, die dort stattgefunden haben, unverzeihlich; aber es giebt verständige Leute in den Vereinigten Staaten, welche immer noch

Texas als das Land der Desperados und des langhornigen Viehes ansehen.

Als eine Erläuterung dafür und als einen Beweis, daß es in fremden Ländern noch immer Tiefen geographischer Unwissenheit giebt, welche noch nicht ergründet sind, führe ich das folgende aus einer neuen Nummer des Londoner „Spectator" an:

„John Wesley Hardin, ein bekannter Geistlicher, hat eine von jenen Thaten begangen, welche für die amerikanische Civilisation charakteristisch sind, und wir lenken die Aufmerksamkeit darauf als auf ein Durchschnittsbeispiel der Gerechtigkeitspflege in den Vereinigten Staaten. Texas ist einer von jenen wilden Grenzstaaten, am Mexikanischen Meerbusen gelegen, und vom Rio Grande begrenzt. Die Stadt Comanche ist eine blühende Stadt, deren Bevölkerung großenteils aus Desperados und Comanche-Indianern aus Indiana besteht. Vor ungefähr zwei Jahren betrat Hardin, ein religiöser Fanatiker, einen Wirtshaussalon und erschoß, ohne die geringste Herausforderung, den Sheriff Webber, und darauf folgte eine Niedermetzelung von Männern, Weibern und Kindern ohne Unterschied. Dies führte zu einem allgemeinen Kampf zwischen den Weißen und Indianern, welcher endlich durch ein Regiment Texaner Kavallerie, genannt die Rangers, beendigt wurde, aber erst nachdem viele Menschen das Leben gelassen hatten. Während des Kampfes entkam Hardin, und hat seitdem aufgehört, der Schrecken jener Gegend zu sein. Der Oberrichter der Provinz mußte aus einer Grafschaft in die andere unter dem Schutz einer Kompagnie der Rangers und einer Batterie Gatlingkanonen eskortiert werden, welche den von Hardin geführten Wilden Schrecken einflößten. Der kühne Anführer wurde zuletzt gefangen und zu zweijähriger Zwangsarbeit verurteilt. Das Volk ist sehr abergläubisch und betrachtet den Desperado als eine schwer verleumdete Person."

Die Geschichte ist zu unsinnig, als daß man zu ihrer Widerlegung nur ein Wort verlieren sollte. Darum wollen wir zur Erzählung unserer Abenteuer zu Pferde zurückkehren.

Drei Stunden lang, nachdem wir Houston verlassen, waren wir über eine scheinbar grenzenlose Prärie geritten, zu beiden Seiten nichts, worauf das Auge ruhen konnte, außer ungeheuren

Viehherden, welche das üppige Präriegras abweideten. Der unendliche leere Raum einer Prärie ist nicht zu beschreiben: man muß ihn gesehen haben, um begreifen zu können, daß eine so ausgedehnte ebene Fläche auf unserem Erdball existieren kann. Nach jeder Seite bis zum Horizont ist das Land so eben, wie das Meer, man befindet sich im Mittelpunkt eines Oceans von trockenem Land. Es scheint, wenn man einige Einbildungskraft besitzt, oder etwa der Reiseflasche etwas reichlich zugesprochen hat, als wäre man irgendwie auf einen neuen Planeten geraten, der für eigene Rechnung durch den Raum segelt. Der Himmel scheint blauer und klarer, die Luft reiner zu sein und die Sonne heller zu scheinen, als auf der alten Erde, an die man gewöhnt war. Das eifrige Jagen nach Dollars und Cents scheint einem jetzt nicht mehr der Hauptzweck des Lebens, sondern eher eine traurige Zurschaustellung menschlicher Schwäche und Jämmerlichkeit. Der Geist erweitert sich im Verhältnis der Ausdehnung der Umgebungen und wird von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt, wenn man die Größe und Schönheit der Schöpfung erblickt, bis man sich in Bewunderung und Entzücken verliert und sich nach dem Ende der Tagereise nach dem Thor einer Farm sehnt, wo das Arom der bratenden Schnitte eines zerlegten Schweins einen aus dem Reich der Gefühle zu den Wirklichkeiten dieses Lebens zurückführen.

Unsere Ponies schritten vorwärts mit einem Ansehen von Resignation und Mattigkeit, welche durchaus nicht der Lebhaftigkeit entsprach, die sie am Morgen gezeigt hatten. Dies jedoch war uns eher angenehm, als sonst etwas, denn es zerstreute die Furcht, daß unsere frisch gekauften Tiere „bockende Ponies“ sein möchten. Die meisten Texaner Ponies bocken oder bäumen sich, so oft irgend welche Umstände sie zu solchen lustigen Streichen herausfordern, und zeigen diese Idiosynkrasie des Charakters vorzüglich, wenn sie am Morgen bestiegen werden, können aber auch während des Tages hin und wieder Anfälle dieser lustigen Laune haben. In der That, manche Ponies bocken stundenlang und halten nur ein, um Atem zu schöpfen und dann von neuem anzufangen. Diese Sorte wird solchen empfohlen, die an Verdauungsbeschwerden oder an Leberverhärtung leiden. Ein bockender Mustang, wenn er sich Mühe giebt und sich seinem Geschäft

mit Liebe widmet, ist der erstaunlichste Anblick, den ich je gehabt habe; sein Rückgrat scheint aus Fischbein zu bestehen und die Wirkung seiner Bewegungen ist ebenso unwiderstehlich, als eine Dampfbootsexplosion oder ein Erdbeben.

Wir waren froh, daß unsere Ponies nicht zu den bockenden gehörten und wünschten einander Glück zu dem glücklichen Umstande. Natürlich, so schlossen wir, wenn einer von ihnen Lust zum Bocken hätte, so würde sich das seit dem Morgen schon gezeigt haben. Wohlverstanden: wir fürchteten uns nicht; denn behauptete nicht der Doktor, in England oft Fuchsjagden mitgemacht zu haben und nur einmal abgeworfen worden zu sein? Und war ich nicht neunzig Meilen weit auf einem Karren gefahren, jenem schrecklichsten aller vierräderigen Fuhrwerke, und war an meine Bestimmung gelangt ohne einen schlimmeren Zufall, als etwa einen Beinbruch? Nein, wir fürchteten nicht, abgeworfen zu werden, das rechneten wir nicht unter die Möglichkeiten. Wir wollten es nur darum vermeiden, weil wir bei dem warmen Wetter eine Abneigung gegen heftige Leibesbewegung fühlten.

Mir gefiel immer die Denkweise der alten Heiligen und Sünder, von denen wir lesen, daß sie einander Namen gaben, welche auf irgend eine besondere gute oder böse Charaktereigenschaft Bezug hatten. Dieser alten Gewohnheit gemäß nannte ich meinen Pony „Ueberlegung". Dieser Name schien passend, denn er schritt auf eine so überlegte, feierliche Weise vorwärts, war so artig und ruhig, nichts schien ihn aufzuregen. Man konnte ihm die Zügel auf den Nacken werfen und ein Schwefelholz am Sattelknopf anstreichen. Ich sage, man *konnte* dies thun, aber das weitere Schicksal dieses Schwefelholzes würde ohne Bedeutung für den Reiter sein, denn dieser wäre anderweit beschäftigt. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß ich den Versuch machte, ich entzündete das Schwefelholz, oder glaube wenigstens, daß ich es that, aber die darauf folgenden Ereignisse sind in einen solchen Nebel gehüllt, daß ich nichts genau behaupten kann. Ich erinnere mich deutlich, daß ich das Schwefelholz anstrich, aber in diesem Augenblick wurde ich plötzlich in die Höhe geschleudert: ein Tornado ergriff mich und wirbelte mich elf mal im Kreise herum. Dann kam ich zur Erde mit einem

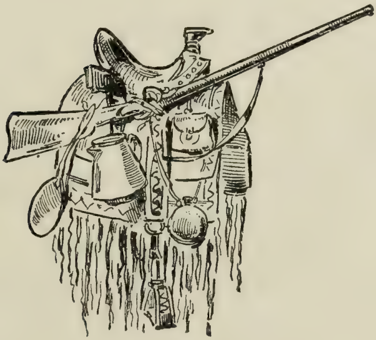
furchtbaren Krach und erblickte ganze Milchstraßen von Sternen, die niemals vorher existiert hatten. Ich nahm zum ersten Mal die dichte Festigkeit der Erde wahr und machte die erstaunliche Entdeckung, daß unser Planet, statt sich in vier und zwanzig Stunden einmal um seine Achse zu drehen, unter gewissen Umständen wenigstens hundert mal in der Minute herumwirbeln kann. In dem ganzen Bereich der Sprache giebt es keinen Ausdruck, um den Zustand meiner Gefühle, die Masse des Schmutzes, mit dem ich bedeckt war, oder den chaotischen Zu-



Abgeworfen.

stand meines Kopfes zu schildern. Sobald die Erde zu der gewöhnlichen Schnelligkeit ihrer täglichen Bewegung zurückgekehrt war, kam ich zu dem Schluß, daß man nicht immer nach dem Anschein urteilen soll. Mit dem meinem Roß gegebenen Namen hatte ich mich übereilt; Ueberlegung besaß es offenbar keine. Es giebt Augenblicke, welche uns in Versuchung führen, Umstände im Leben jedes Christen, wo er wünschen möchte, etwa fünf Minuten lang kein Kirchengemeinde-Mitglied zu sein, um den Verhältnissen durch einen kräftigen Fluch Gerechtigkeit wider-

fahren lassen zu können. Ein solcher Moment war es für mich, als ich meine gequetschten Ueberbleibsel zusammenraffend, das lustige Rößlein ruhig grasen sah, während der Doktor nicht weit davon auf seinem Pony saß, ruhig pfeifend: „Die irdischen Schmerzen der Himmel heilt all'".



Sattel.

6. Kapitel.

Aus der Prärie ritten wir in das waldige Land am Brazos in dem Bezirk Fort Bent. Der Lauf des Brazos ist ungefähr ebenso gerade, als der eines gewöhnlichen Kongreßmitgliedes: man braucht ihn nur auf der Karte anzusehen, um schwindlig zu werden. Die berühmten Tiefebenen dieses Flusses sind gegen sechs Meilen breit; der Boden, reines Schwemmland, ist zehn bis zwanzig Fuß tief und schön chokoladebraun. Ich hörte einen Mann aus dem Osten, der ihn untersuchte, sagen, der Boden am Brazos würde in seiner Heimat für guten Dünger erklärt werden.

Die Ebene ist mit Eichen, Nußbäumen, Pappeln und vielen kleinern Baumarten bestanden. Die Rebe, welche die Mustangtraube trägt, nimmt ungeheure Verhältnisse an: manche Stämme werden so dick, wie ein Mannsschenkel. Sie klimmt auf die Spitze der höchsten Bäume hinauf und hängt von da in den prachtvollsten Laubgewinden herab, wie von Künstlerhand angeordnet. Große Massen von Trauben, wild und ungepflegt, wachsen in diesen Wäldern. Sehr wenige davon werden eingesammelt, obgleich sie einen sehr guten Wein geben sollen, so gut wie Claret. Ein einziger Mann könnte täglich eine Wagenladung davon einheimsen, und es ist zu verwundern, daß kein Weinfabrikant ihre Ausbeutung unternimmt, welche sicher guten Nutzen bringen würde.

Ich habe von einem Manne gehört, der nach Texas kam in der Erwartung, Geld auf den Bäumen wachsend zu finden und wieder abzog, weil der Erfolg nicht seinen Erwartungen entsprach: er muß diesen Teil von Texas übersehen haben, denn

hier wächst buchstäblich Geld auf den Bäumen und biegt die Aeste tief herunter. Energie und ein Maultiergespann ist das ganze Kapital, das man braucht, um aus diesen natürlichen Quellen nicht nur seinen Lebensunterhalt, sondern Reichtum zu schöpfen.

Pecannüsse, im Handel anderthalb Dollar der Bushel wert, kann man hier in fast unbeschränkter Menge von den Bäumen schütteln und am Brazos, sowie im ganzen östlichen Texas ist die Menge des spanischen Mooses ganz ungeheuer und jedermann kann es einsammeln. Es ist ein wertvolles Surrogat für Roßhaare, um Matratzen, Kissen u. s. w. zu füllen, und wird jährlich in großen Massen nach New-Orleans und anderen Plätzen verschifft. Manche Leute haben ein Vorurteil dagegen, weil sie meinen, seine Gegenwart zeige Wechselfieber und sonstige Krankheiten an. Einen Eingeborenen hörte ich einmal starke Ausdrücke dagegen gebrauchen, er nannte es Tillandsia usneoides. Wahrscheinlich meinte er nichts Böses damit, denn er gehörte zu der Art von Leuten, welche statt Kartoffel sagen würden: die eßbare mehlige Knolle aus der Familie „Solanam tuberosum“ und sich in vielsilbigen, hochtönenden Phrasen auszudrücken lieben, aber gewöhnlich unversehens aus den Höhen des Pathos in die Abgründe des Lächerlichen herabzustürzen pflegen.

Einst traf ich diesen Mann an einem nassen Tage, als ich zu Fuß einen felsigen Weg in West-Texas hinaufhumpelte. Während der Unterhaltung bemerkte ich, welche nutzlose Verschwendung von gutem Baumaterial hier stattgefunden habe. Er sagte: „Mein lieber Jüngling, in diesen großen und erhabenen Schauspielen, welche sich dem aufmerksamen Naturbeobachter gewaltsam aufdrängen, ist nichts ohne Nutzen. Selbst über diese anscheinend nutzlose Kalksteinformation könnte man eine Predigt halten. Hätte nicht der erhabene Weltenschöpfer in seiner Allweisheit, als er im grauen Dämmerlichte der Schöpfung



Erklärung.

die Ordnung aus dem Chaos hervorrief, — hätte er da nicht auch diese Steine gebildet und hierher gelegt, so will ich verdammt sein, Herr, wenn wir beide nicht jetzt bis zu den Knieen im Dreck stäken."

Man erzählt eine Geschichte von einer Rede, welche dieser Behälter aufgeblasenen Wortschwalls einst hielt, und welche, wenn auch schon hie und da bekannt, doch zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden. Er sprach im Freien und wurde durch den Ruf „lauter" unterbrochen. Der Sprecher verstärkte seine Stimme, aber eine Minute darauf ertönte das Wort „lauter" von neuem. Noch stärker erhob der Sprecher seine



Der Campmeeting-Ermahner.

Stimme, so daß sie über die ganze Versammlung hinwegschallte, aber zum dritten Mal ertönte das „lauter". Der Redner schwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: Mitbürger! Es wird einst ein Tag kommen, wo das ganze Getriebe dieser Welt still stehen,



Baumwollenernte.

S. 63.

wo alle ihre Räder zur Ruhe kommen werden, wo die Sphären aufhören werden zu rollen und alle endlichen Zeitperioden in der Ewigkeit aufgehen müssen. In dieser schrecklichen Stunde, wenn der gewaltige Gabriel von den Zinnen des Himmels herniedersteigen, und mit einem Fuß auf dem Meere, mit dem anderen auf dem Lande stehend, seiner Trompete einen Ton entlocken wird, der in den fernsten Winkeln der Welt widerhallt, wird dann irgend ein hundsföttischer Narr schreien „lauter, lauter“!

Baumwolle, Weizen und Zuckerrohr sind die vorzüglichsten Produkte des unteren Brazos. Vor dem Bürgerkrieg, oder, wie die Texaner sagen, „vor dem Krach“, war diese Gegend viele Meilen weit zu beiden Seiten des Flusses in große Pflanzungen geteilt, die reichen Sklavenhaltern gehörten; manche Pflanzer besaßen bis dreihundert Sklaven. Die Pflanzer lebten wie Barone — Selbstherrscher von Ländereien, welche manches europäische Herzogtum an Größe übertrafen, und mit jährlichem Einkommen, größer, als das der meisten Fürsten der alten Welt. Die Negerquartiere auf diesen großen Pflanzungen waren kleine Städte voll glücklicher Menschen und hallten wider von der lauten Fröhlichkeit, welche der äthiopischen Race eigentümlich ist.

Ein Ueberfluß von Schweinefleisch, Polenta, Maiskuchen und Syrup; gern erteilte Erlaubnis, Tanzfesten oder Campmeetings beizuwohnen — dies machte den „armen, niedergetretenen Afrikaner“ zum glücklichsten unter den Sterblichen, zur „guten alten Zeit vor der Emanzipation“. Sie wurden ausgepeitscht, wenn sie Unrecht gethan hatten; aber peitschen wir selbst nicht in diesen Tagen der allgemeinen Freiheit gewisse Verbrecher? Wegen gewisser Uebelthaten wurden sie in Ketten gelegt, wie wir den „Menschen und Bruder“ auf dem Titelblatt mancher Abolitionistentraktätchen abgebildet zu sehen pflegten; aber legen nicht die Beamten der besten Regierung, welche die Welt jemals sah, diejenigen in Banden, welche das Gesetz brechen? Der Negersklave wurde zu harter Arbeit gezwungen und mußte sich mühen von Sonnenaufgang bis nach dem Untergang; aber giebt es nicht freie Weiße genug in den Vereinigten Staaten, welche ebenso harte Arbeit verrichten müssen, ohne daß ihr Verdienst

ihnen erlaubt, genug Brot und Fleisch zu kaufen, um Leib und Seele zusammenzuhalten?

Ich legte mir diese Fragen vor, während wir durch eine einst blühende Pflanzung ritten, reich an wallenden Weizenfeldern, weiß von aufbrechenden Baumwollenkapseln: jetzt eine traurige Wildnis von Unkraut; die einst reinlichen und bequemen Negerwohnungen jetzt die Heimat von Schmutz und Pestilenz; die palastähnliche Wohnung des Herrn jetzt unbewohnt, außer von Fledermäusen und Eulen. Wie ich diesen großen Wechsel betrachte, denke ich daran, daß der Negersklave (dessen Voreltern während der vielen Jahrhunderte, die sie als Volk zusammenlebten, niemals die nötige Intelligenz entwickelt hatten, um eine Brücke zu bauen) von seinem Herrn Kleidung, Nahrung und Wohnung erhielt und in seinen Krankheiten gepflegt wurde; und dann sehe ich um mich und erblicke den heutigen „farbigen Gentleman“, faul und arbeitslos, schmutzig und zerlumpt, wie er in der Sonne schläft. Ich betrete seine elende Hütte und sehe sein Weib und Kind ebenso schmutzig und zerlumpt wie er selbst. Seine Kinder sind krank und werden jung sterben aus Mangel an vernünftiger Fürsorge und medizinischer Hülfe. Wie ich dem klagenden Gesang der Mutter lausche, drängen sich mir die jubelnden Chöre auf, welche die Pflanzung sonst durchtönten. Geschichte von der alten dicken „Mammy“, liebevoll gegen die Kinder und treu dem „alten Massa und Missus“, und von dem uralten Onkel mit seiner würdigen Haltung und seinem Banjo — steigen vor mir auf, wenn ich bedenke, welcher ungeheure Betrag von Sympathie und Unsinn an den „gefesselten Leibeigenen“ verschwendet worden ist. Wohlverstanden: ich bin kein Parteigänger der Sklaverei als Institution. Als ein Uebel unter der Sonne verabscheue ich sie, als ein Ueberlebsel der Barbarei bin ich froh, daß sie zu den Dingen gehört, welche waren; aber wenn ich Gegenwart und Vergangenheit ohne Vorurteil betrachte, finde ich, daß der farbige Mann von heute mit seiner Freiheit und allen seinen Bürgerrechten der Sympathie mehr bedarf, als der Sklave vor der Kriegszeit. Man kann es als eine Thatsache ansehen, daß die einzige Vorstellung, welche sich der Durchschnittsneger von Freiheit machte, die Befreiung von der Arbeit war.

Einst trafen wir einen alten Schwarzen bei Richmond, im Fort Bent Bezirke, und fragten ihn nach der Entfernung der Stadt.

„Nun, Herr, es ist ein ziemliches Stück Wegs dahin."

„Aber wie viel Meilen ist es?"

„Nun, Herr, ich denke, es ist etwa vier Meilen mehr oder weniger."

„Habt Ihr lange in dieser Gegend hier gelebt, Onkel?"

„Du lieber Gott, Herr, ich bin ein alter Pionier, ich. Ich bin hier Sklave gewesen vor dem Kriege. Ich gehörte dem Richter Waters und habe seitdem einen Platz auf der alten Plantage gepachtet."

„Und wie findet Ihr die Zustände jetzt im Vergleich mit sonst, vor der Emanzipation?"

„Die Zeiten sind verdammt knapp jetzt, Herr, wahrhaftig. Ein Schwarzer muß sich gewaltig plagen jetzt, um durchzukommen, und den Weißen geht es jetzt auch nicht so glänzend, wie sonst. Der Wechsel ist für sie noch schlimmer gewesen, als für den farbigen Mann."

„Wie geht das zu, Onkel?"

„Seht, Herr, wenn Ihr gewohnt gewesen wäret, in Eurer Kutsche zu fahren und Neger zur Bedienung zu haben, so würde Euch das besser gefallen, als auf einem alten Maultier zu reiten, und eine Ecke Eures Baumwollenfeldes selbst umzuhacken, während Ihr sonst fünfzig Neger beaufsichtigtet. Selbst Schweine sind für das weiße Volk jetzt eine wichtige Sache und sie machen einen Teufelslärm, wenn sich eines ihrer Hühner unter die des Negers verläuft und aus Versehen geschlachtet wird. Ja, Herr, die Zeiten sind hart, sie haben sich geändert, Herr, so wahr als Ihr geboren seid."

„Nach Euren Reden sollte man glauben, Sklaverei wäre besser, als Freiheit. Ihr wünscht Euch doch nicht gar die alten Zeiten zurück?"

„O nein, junger Herr, ich weiß, es ist besser für das junge Volk, daß sie frei sind, aber für mich, ich wollte lieber, wenn es dem lieben Gott gefiele, meine Viktualien aus des Herrn Küche holen, als mich selbst um meine Nahrung quälen, wie ich jetzt muß."

„Aber glaubt Ihr denn nicht, Onkel, daß die Zeiten sich bessern werden, daß die junge Generation der Farbigen mit der Zeit vorwärts kommen wird und daß —“

„Verzeiht die Unterbrechung, Herr, aber die junge Generation der farbigen Leute geht zum Teufel, so schnell sie kann, ja Herr, das ist wahr. Ich bin kein Philosoph, aber ich habe die Sache überlegt, und dieser alte Schwarze hier weiß was er sagt, so sicher, als Ihr einen Fuß hoch seid. Die Neger aus der alten Zeit haben nicht viel Verstand, aber sie sind ehrlich und die meisten davon arbeiten; aber das junge Volk ist der elendeste Schund. Bei meinem Leben, Herr, die kümmern sich um nichts, als Politik und Branntwein. Die Jungens arbeiten nicht, außer soviel sie zum Schnaps brauchen, und ich sage, das ist eine schlechte Freiheit, die dem Manne erlaubt für das Geld Schnaps zu kaufen, womit er seine Frau und Kinder erhalten sollte. Das sage ich!“

Der alte Mann stand auf der staubigen Straße, auf einen krummen Stock gelehnt, seinen Hut in der Hand, und seinen kahlen Kopf umgab eine Franze weißer Wolle, die in der Sonne glänzte. Wenn er kein „Philosoph“ war, so war er doch offenbar ein Prediger, denn seine Stimme wurde nach und nach immer lauter und hatte den richtigen Klang eines Campmeeting-Redners. Ueber den Gegenstand hatte er offenbar viel nachgedacht und sich ohne Zweifel darüber betrübt. Er war bereit, sich weiter darüber zu verbreiten und die Gelegenheit zu benutzen, aber unsere Zeit war beschränkt und so empfahlen wir uns. Als wir uns zufällig umsahen, sahen wir den Alten die Straße entlang hinken, und hörten ihn laut vor sich hin sprechen.

Die Sonne war unter, als wir in Richmond ankamen — einer Stadt von 2500 Einwohnern, am Ufer des Brazosflusses gelegen. Die Spanier nannten diesen Fluß „Los Brazos de Dios“ (Die Arme Gottes). Was könnte passender sein, als dieser Name? Die Stärke eines Gottes liegt in seinem mächtigen Strome, wenn seine trüben Gewässer sich in der Regenzeit zum Meere hinstürzen. Der Boden, den sie bei ihrem Rücktritt in vergangenen Zeiten zurückgelassen haben, hat die Brazosebene zum

Synonym von Fruchtbarkeit gemacht. Es ist ein unerschöpflicher Boden, vielleicht der reichste der Welt. Der Brazos ist für flache Fahrzeuge bis etwa 50 Meilen von seiner Mündung schiffbar; als Verteiler solcher Segnungen kann man ihn wohl den Arm Gottes nennen.

Die alten spanischen Pioniere pflegten die Indianer unter dem besänftigenden Einfluß von Daumschrauben und anderer christlicher Praktiken zum Christentum heranzulocken. Außerdem stellten sie ihre Stiergefechte immer Sonntags an, und waren, im ganzen genommen, eine entartete Rasse, aber sie hatten einiges Gefühl für passende Namengebung an Berge und Flüsse. Wäre ein civilisierter und aufgeklärter Amerikaner der Entdecker des Brazos de Dios gewesen, so hätte er ihn sicher nach der Tante seiner Frau benannt, oder zu Ehren irgend eines ausgezeichneten Stadtratsmitgliedes seiner Vaterstadt.

An den Ufern dieses Flusses gründete im Jahre 1821 Stephen F. Austin, ein Virginier, die erste amerikanische Kolonie in Texas; sie bestand aus dreihundert Familien. Sie bauten sich ihre Heimat in einer damals unbewohnten und unbekannten Gegend. Unter vielen Mühseligkeiten blühten sie auf und nahmen zu an Zahl und Reichtum. Die Geschichte dieser einstigen Kämpfe dieser Kolonie, der „alten drei Hundert“, wie sie sich später gern nennen ließen, würde ein Buch von ungewöhnlichem Interesse ausmachen, voll von Erzählungen von Heroismus, Selbstverleugnung und edeln Thaten.

Im Fort Bend Bezirk waren vor dem Krieg (1860) 3532 Negersklaven, geschätzt auf 3 139 856 Dollars. Damals waren die Abgaben, einschließlich Staats-, Bezirks- und Kopfsteuern, nicht höher als 20 Cents von hundert Dollars, das Land am Brazos war 50—80 Dollars der Acre wert, und die Baumwolle 20 Cents das Pfund; heutzutage betragen die Abgaben 75 Cents von 100 Dollars, das Land gilt nur fünf bis zehn Dollars der Acre und die Baumwolle acht Cents das Pfund.

Im Jahre 1878 wurde die Bevölkerung des Bezirks auf 10 000 geschätzt, von denen nur 2000 Weiße waren. Alle Bezirksbeamte, zwei ausgenommen, waren Neger. Ist es da ein

Wunder, wie der alte Neger sagte, „daß es den Weißen jetzt auch nicht so glänzend geht wie sonst.“

Wir überschritten den Brazos bei Richmond auf einer Fähre; die Eisenbahn von Houston nach San Antonio kreuzt ihn hier auf einer schönen Eisenbrücke. Richter Schulz war unser Mitpassagier auf der Fähre; diese kam langsam vorwärts, des niedrigen Wasserstandes wegen und gab so dem Richter Gelegenheit, folgendes von sich zu geben:

„Sehen Sie diese Eisenbahnbrücke? Nun Herr, die war noch nicht vorhanden, als ich den Fluß vor zehn Jahren im Waggon kreuzte. Die Züge fuhren über eine Schiffbrücke, die einzige Eisenbahnbrücke dieser Art in der Welt, Herr. Die Schienen lagen nur wenige Fuß über dem Wasser und die Ufer sind sehr hoch; so war der Fall der Straße zum Wasser hinab wie eins zu drei, und ebenso auf der anderen Seite hinauf. Darum schleppte die Maschine nur einen Wagen auf einmal hinüber, ließ ihn dort los, und kam zurück, um einen anderen zu holen. Dabei fuhr sie dann jedesmal gegen hundert Ellen an der Bahn zurück, um einen gehörigen Anlauf zu nehmen, und dann, Donner und Blitz, ging es mit furchtbarem Gekrach auf einer Seite hinunter und auf der anderen wieder hinauf. Bisweilen entgleiste sie beim Hinauffahren, dann mußte man eine andere Lokomotive holen, um sie mit Stricken in die Höhe zu ziehen.“

Der Richter, der wahrscheinlich ein ungläubiges Zwinkern meiner Augen gesehen hatte, fuhr fort:

„Ja, Herr, es ist in der That schwer zu glauben, wenn man es nicht selbst gesehen hat, aber hier ist ja die Anhöhe gerade vor Euch, um jedes Wort zu beweisen, das ich gesprochen habe.“

Ich gestehe, daß ich, ehe der Richter mir die Anhöhe gezeigt hatte, etwas ungläubig war, wenigstens hielt ich es für möglich, daß der Richter vielleicht ein wenig übertreiben möchte, ich war bereit, seine Erzählung mit dem gewöhnlichen Disconto anzunehmen. Sobald ich jedoch die Anhöhe gesehen hatte, bedauerte ich, nur leise an des Richters Wahrhaftigkeit gezweifelt zu haben, denn da erhob sich vor mir im Mondschein dieselbe Höhe

vierzig Fuß über uns, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß des Richters Geschichte die unverfälschteste Lüge sei, die ich je gehört hatte.



7. Kapitel.

In den Bezirken Fort Bend, Wharton und Colorado liegt eine Menge des schönsten Zuckerlandes in der Welt, und vor dem Kriege gab es hier ausgedehnte Zuckerplantagen. Noch jetzt wird hier Zuckerrohr gebaut, doch nicht so massenhaft, wie früher wegen der Schwierigkeit, die nötigen Arbeiter zu finden. Es ist ein sehr einträgliches Gewächs. Mr. Freemann, ein Zuckerpflanzer, sagte mir, er könne beweisen, daß die sämtlichen Ausgaben für Bewirtschaftung einer Zuckerpflanzung im Bezirk Fort Bend geringer sind, als die bloßen Kosten für die Abzugsgräben und Dämme für einen gleich großen Landstrich in den Zuckergegenden von Louisiana.

Sorghum ist dem Zuckerrohr ähnlich und aus ihm wird eine geringere Art Syrup gemacht, und es wird in den Marschen des Brazos- und Colorado-Flusses in großer Menge angebaut. Mr. M. Gardner sagt in einem Artikel über Sorghum-Kultur in den „Galveston News": Ich habe mich während der letzten zwanzig Jahre mit der Fabrikation von Syrup aus Sorghum beschäftigt und einen Durchschnittsertrag von achtzig bis hundertunddreißig Gallonen vom Acre erzielt. Als die Baumwolle fünfzehn Cents und mehr kostete, verkaufte ich den Syrup zu 50 Cents bis einen Dollar die Gallone; und das Rohr ist viel leichter zu kultivieren, als Baumwolle.

Des Doktors Pony hatte sich als unbefriedigend erwiesen und schien längerer Ruhe zu bedürfen; darum wünschte er ihn zu veräußern und ein größeres Pferd zu kaufen. Unser Wirt erzählte ihm, ein Zuckerpflanzer in der Nähe der Stadt suche

gerade einen solchen Pony und würde einen guten Preis zahlen, wenn er ihm gefiele. Wir ritten hinüber zu ihm fanden ihn auf dem Felde. Der Doktor zeigte den Pony und sprach aller Wahrheit Hohn, indem er seine Tugend pries. Er (der Pony) war so zahm, daß ein Kind ihn füttern konnte, so schnell, daß man eine kräftige Lunge brauchte, um ihn zu reiten, und unermüdlich. Der Pflanzer nahm den Sattel ab und sah hin, ob wie gewöhnlich eine Wunde darunter sei. Er war offenbar zufrieden und bot dem Doktor zwanzig Dollars.

„Es ist ein Geschenk von meinem armen alten Onkel," sagte der Doktor, und da ich seinen Wert kenne, würde ich ihn um keinen Preis verkaufen, aber ich bin gezwungen, mit der Eisenbahn weiter zu reisen, um rechtzeitig zu meines Onkels Begräbnis zu kommen. Aber ich will ihn Euch für vierzig Dollars lassen."

„So viel ist er nicht wert," sagte der Pflanzer, aber der Bursche gefällt mir, und wenn Ihr den Sattel und Zaun dazu geben wollt, will ich Euch vierzig geben."

„Dann könnt Ihr ihn haben," sagte der Doktor.

„Gut — führt ihn nach hinten und bindet ihn an's Thor — aber denkt daran, daß Ihr die Fässer zu liefern habt."

„Fässer? Was habe ich denn mit Fässern zu thun?"

„Ihr habt doch nicht geglaubt, vierzig Dollars für diesen Pony zu bekommen, ohne die Fässer zu liefern, wie?"

„Aber wozu ins Himmels Namen brauchen wir denn überhaupt Fässer?" fragte der Doktor.

„Na, aber das übersteigt alles! Ihr wisset wohl gar nicht, daß Sorghum-Syrup hier gesetzliches Zahlmittel ist? Das ist die Münze, die Ihr annehmen müßt, wenn Ihr ein Geschäft machen wollt."

„Schön, ich will verd— Vorwärts!" sagte der Doktor, gab seinem Syrup die Sporen und galoppierte davon.

Wir verließen Richmond bei Sonnenaufgang nach einem eiligen Frühstück von Schinken, Maisbrot und Kaffee. Um Mittag kann man in diesen warmen Gegenden nicht reisen. Gewöhnlich bricht man bei Sonnenaufgang auf und reitet etwa bis elf Uhr, dann sucht man sich ein schattiges Plätzchen am

Ufer eines Baches oder an einem Wasserloch, wo Wasser für die Pferde und zum Kaffee zu finden ist, und „mittagt“. Mittagen bedeutet: einen Strick auf die Prärie legen mit einem Pflock an einem Ende und einem Pferd oder Maultier am anderen; es bedeutet einen Arm voll Holz und Büffelmist zusammensuchen und eine Masse Schwefelhölzer, eine ausgesuchte Geduld und viele schlimme Redensarten verbrauchen, um Feuer anzumachen; es bedeutet ein Mittagsessen von Kaffee ohne Zucker aus einem Zinnbecher, mit Maisbrot, in einem schmutzigen Tiegel gebacken, und eine Cigarrette als Nachtisch; es bedeutet ein Schläfchen nach Tische, während die fleißige Ameise die tiefsten Tiefen unserer Unterkleider durchforscht und der artesische Holzbock sich sein Grab in unsere Haut gräbt; und es bedeutet endlich, das zerstreute Küchengeschirr zusammenlesen, aufpacken und um drei Uhr nachmittags weiterziehen.

In Richmond hatten wir uns mit allen nötigen Utensilien versehen, um im Freien zu kampieren, wir hatten also vor, alle menschlichen Wohnungen zu vermeiden, Mahlzeiten im Wald oder auf der Ebene selbst zu kochen, und zu schlafen wo immer uns die Nacht überfallen würde — da ist der Reisende sein eigener Stallknecht, Koch und Haarkräusler, und hängt ganz von sich selbst ab, vom Schießen eines Wildes zur Nahrung bis zum Waschen eines Hemdes für die Reinlichkeit. Unsere Ausrüstung bestand aus einem Tiegel, einem Kaffeetopf, einer Metze Maismehl und einem Stück fetten Schinkens, um das Innere des Tiegels zu bestreichen, ehe das Brot darin gebacken wurde, einem kleinen Sack mit gemahlenem Kaffee und zwei Blechbechern. Als wir überlegten, wie wir diese bescheidene Ausstattung transportieren sollten, begriffen wir erst, wozu die mancherlei Riemen und Lederstreifen, welche von unseren Sätteln herabhingen, bestimmt waren. Daran hingen wir die verschiedenen Gegenstände auf und verteilten sie möglichst gleichmäßig. Der Tiegel fiel dem Doktor zu und verursachte ihm ein paar Tage lang schweren Aerger, weil der lange Stiel immer an seine Beine schlug, bis er auf die neue Idee kam, ihn auf der Croupe anzubringen und den Stiel wie ein Ruder herabhängen zu lassen. Der Gedanke erwies sich als nicht übel; sein Pony, der sonst kein glänzender Läufer und eher etwas zu bedächtig war, wurde durch das An-

schlagen des Ruders an seine Hinterbeine oft zu ganz anerkennens-werten Leistungen angeregt.

Wir legten ungefähr vier Meilen in der Stunde zurück und der Weg wand sich durch Wälder von Eichen und Ulmen, wo außerhalb des Pfades das Unterholz von Mustang- und Black-berry-Reben so dicht war, daß nur eine verfolgte Schlange daran denken konnte, sich durchzudrängen. Aus diesen dunkeln Wegen, wo die von beiden Seiten in einander greifenden Aeste der Bäume mit ihrem zerlumpten Behang von spanischem Moos den Brand der Mittagssonne milderten und eine sanfte Dämmerung verbreiteten, traten wir plötzlich in den blendenden Sonnenschein auf der offenen Prärie heraus, und unsere Pferde wadeten knie-tief in dem groben Gras.

Diese Prärieen sind in der That dem Ocean in vielen Punkten ähnlich. Man reitet und reitet, ohne jemals irgend einem Gegenstande näher zu kommen; zuletzt sieht man eine Feueresse weit draußen am Horizont, dann erhebt sich ein Dach und scheint sich immer zu vergrößern, wie die Segel des Schiffs, bis zuletzt der Rumpf — ich meine die Mauern des Hauses — sichtbar wird.

Im allgemeinen ist es ein sehr eintöniges Vergnügen, über diese Ebenen hinzureiten, und doch giebt es Ausnahmen, und eine davon ist noch frisch in meiner Erinnerung.

Es war am zweiten Tage nach unserer Abreise von Houston und wir waren mehrere Stunden lang unter den glühenden Sonnenstrahlen über die offene Prärie geritten. Wir waren sehr durstig, hielten an einem Wasserloch, ich stieg ab und reichte dem Doktor einen Becher mit Wasser aufs Pferd. Er ließ den Becher fallen und erschreckte damit mein Pferd, welches etwa fünfzig Ellen weit fortlief. Da es stehen blieb und zu grasen anfing, machte ich mir nicht viel daraus, denn nachdem ich meinen Durst gestillt hätte, gedachte ich hin zu gehen und wieder aufzusteigen. Es ließ mich auf fünf Schritt herankommen und schien nichts dagegen zu haben, ja ich muß leider sagen, es schien sich zu freuen, daß ich kam. Gerade als ich den Zügel ergreifen wollte, ging es fort; nun rannte ich, das Pferd desgleichen. Es lief eine kurze Strecke mit gesenktem Kopfe, anscheinend innerlich über meine Niederlage kichernd; dann hob es die Fersen in die Luft

und galoppierte im Kreise um mich herum, wobei es spöttisch wieherte. Dann blieb es wieder stehen und wartete, bis ich es beinahe erreicht hatte, paßte aber scharf auf, um sogleich davon zu gehen, sobald ich meinen Gang beschleunigte. Das Interessanteste an der Unterhaltung war, daß jedesmal, wenn der Pony einen Sprung machte, der Kaffeetopf und andere Gegenstände, welche lose am Sattel hingen, ebenfalls ins Hüpfen gerieten, was seine Lustigkeit vermehrte und ihn zu den seltsamsten Kapriolen antrieb, deren man ihn niemals fähig geglaubt hätte. So kam es, daß er im Rennen all' mein bewegliches Eigentum nach und nach abschüttelte — erst die lose hängenden Gegenstände, dann den Inhalt der Satteltaschen, eins nach dem anderen — und seinen Weg mit Blechware und allerhand sonstigen Dingen bestreute.



Zu Fuß auf der Prärie.

Ich mußte ihm also Schritt für Schritt folgen, um mein zer- streutes Eigentum aufzusammeln, hier eine Zahnbürste, dort ein Stück Seife; darüber hing ein Handtuch auf einem verwelkten

Cactus, und der Kaffeetopf mit abgebrochenem Henkel und ohne Deckel fand sich in einem Dornstrauch eingeklemmt, weiter hin mein Notizbuch in einer Pfütze und die Photographie einer Person mit goldigem Haar lächelte mir aus einem Busch blauer Blumen entgegen.

Es war ein schmerzlicher Anblick, aber mein Pony gehörte nicht zu den Tieren, welche sich um anderer Schmerzen bekümmern. Der Doktor ritt ihm nach und versuchte, ihn einzufangen, aber das mißlang gänzlich wegen der geringen Schnelligkeit seines Tieres.

Endlich nach zwei Stunden fruchtloser Versuche, meines Ponys habhaft zu werden, und nach der Anwendung einer Menge trügerischer Versuche jeder Art — ich ging auf ihn zu mit einem Büschel ausgesuchtesten Grases in der Hand und bot es ihm auf die achtungsvollste Weise und mit den süßesten Tönen meiner Stimme, oder hielt ihm meinen Hut hin, um ihn glauben zu machen, er enthielte ungefähr zwei Quart geschälten Maises. Nachdem all' dies vergeblich gewesen war, fing er sich selbst, indem ein lose von seinem Hals herabhängender Strick sich in die Zweige einer Acazie festschlang.

Ich bestieg das schändliche Vieh ohne ein Wort zu sagen. Mancher würde sich gerächt und das Tier bestraft haben, und in der That, in könnte in jenem Augenblicke als unbewegter Zuschauer dabei gestanden haben, wenn mein Pferde-Eigentum lebendig geschunden worden wäre, und ich könnte ein Vergnügen daran gefunden haben, die Ueberbleibsel mit Pfeffer und Salz zu bestreuen. Wahrhaftig, im damaligen Zustande meines Geistes würde mir keine Tortur mehr als gerecht erschienen sein; aber ich unterdrückte meine Gefühle, denn der Doktor machte sich selbst lächerlich, indem er mein Abenteuer für das beste Bereiterstück erklärte, das er je gesehen hätte. Ich machte eine einfältige Bemerkung über einen Clown, wollte aber nichts weiter sagen, bis wir an einen Platz kamen, wo wir beschlossen, die Nacht zuzubringen.

Die Stelle, die wir wählten, war ein enges Thal oder Canyon, durch welches die Straße lief. Wir pflöckten unsere Pferde an einer Stelle an, wo sie gutes Gras im Ueberfluß fanden. Der Doktor zündete das Feuer an, ich machte Brot

und Kaffee, und wir speisten zu Abend; darauf wurden die Pfeifen angezündet. Es giebt wenig angenehmere Augenblicke im Leben, als wenn man nach einem langen und ermüdenden Ritte und kräftigen Abendbrot seine Wolldecke unter einen Baum breitet, seine Pfeife anzündet, und sich, mit dem Kopfe auf dem Sattel, auf den Rücken legt und alle Sorge und Unruhe nebst den Hotelkellnern hunderte von Meilen weit entfernt sind. Man blickt hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe mit seinen Myriaden von strahlenden Welten, welche sich nach der Sphärenmusik in harmonischen Kreisen drehen, und fragt sich, ob alle diese weit entlegenen Planeten auch bewohnt sind — von Flöhen. Der sandige Boden jener Gegend enthält nämlich zahllose Flöhe und zwei Reisende sollen sich darüber gestritten haben, ob er aus einer Hand voll Sand und einigen Flöhen, oder aus einer Hand voll Flöhe mit einigem Sande bestände.

Das Lagerfeuer brannte nieder und ich schlief ein. Plötzlich fuhr ich in die Höhe. Als ich zum Bewußtsein kam, stand ich aufrecht mit dem Tiegel in der Hand, den ich in der Verwirrung



Chor von Dämonen.

als Waffe ergriffen hatte. Als ich in der Unruhe und Dunkelheit dastand, brach sich das Echo des das Blut gerinnen machenden Tons, der mich geweckt hatte, in dem Canyon, wurde von

Hügel zu Hügel zurückgeworfen und erstarb in einer höllischen Cadenz weit oben im nördlichen Ende des Thales.

Ich entdeckte den Doktor hinter einem Baume verschanzt, das Flackern des Feuers zeigte die düstere Entschlossenheit seines Auges, und in seinem sonst friedlichen Gesicht die feste Absicht, lieber zu sterben, als über sich ergehen zu lassen — sei es, was es sei.

Ehe ich Zeit hatte, ihn anzureden, ertönte das Geheul von neuem aus der Finsterniß heraus, und nicht bloß aus einer Richtung, sondern schien von einem Chor von Dämonen auszugehen, welche das Lager im Kreise umstanden. Es war der düsterste, traurigste, geisterhafteste Ton, den ich je gehört habe, eine Kombination von Tönen: zuerst ein Stöhnen der Enttäuschung, dann ein Winseln der Betrübnis, und ein ausdrucksvolles Aechzen der Verzweiflung, durchflochten mit einigen Takten eines irischen Caione, um eine gewisse Stimmung hineinzubringen. Ich hatte das Geschrei eines unglücklichen Schweins gehört, das in einem Zaun eingeklemmt war; ich hatte schon einen Zimmergenossen, der die Flöte lernte, ich hatte durch eine italienische Oper ausgehalten, die uns Signor Blatantizo und Konsorten vorquälten, ich habe des Nachts mit einem Kinde zu thun gehabt, das an Leibschmerzen litt: aber von allen schrecklichen und schauervollen Tönen, die ich je gehört habe, mochten sie von belebten oder unbelebten Gegenständen ausgehen, waren diese sicher die gräßlichsten und grauenvollsten. Der Doktor wisperte heiser „Indianer". Stellt Euch die Lage vor; zwei einsame Reiter in einem wilden Canyon, fern von jeder menschlichen Wohnung; die Nacht „dunkel wie das Chaos, bevor die junge Sonne zusammengeballt wurde", und eine geheimnisvolle Gefahr uns bedrohend. Hier saßen wir, von allen Seiten bedroht und von einem unbekannten Feinde umringt. Wir hatten keine Hoffnung, zu entkommen; da war keine Höhle, uns darin zu bergen, nicht einmal ein reines Hemd, um darin zu sterben.

Die Lage war niederschmetternd für den Doktor. Als ich den Schluß des zweiten Musikstückes gehört hatte, war mein einziger Gedanke, mich auf seine Kosten lustig zu machen, denn ich hatte das Geheul der Coyotes erkannt, und wußte, daß der schreckliche Ton, den wir gehört hatten, nichts weiter war als

der ungeduldige Chor eines Rudels von Präriewölfen, welche auf unsere Abreise warteten, um die Reste unseres Abendessens aufzusuchen.

Der Doktor glaubte, wir seien von Comanchen umzingelt, und zwei Stunden lang ließ ich ihm den Gedanken, er würde von fünfzig heulenden Wilden bedroht. Zwei Stunden des Genusses für mich und der Todesangst für ihn: ich war sie ihm schuldig für sein Gelächter am Morgen. Ich zahlte ihm meine Schuld mit hundert Prozent Zinsen zurück. Er vollführte einige erstaunliche Manöver, um den Feind zu täuschen und sich vor den Kugeln zu schützen. Die Thatsache, daß man nicht sechs Fuß weit sehen konnte, machte des Doktors Bewegungen erst recht absurd. Zuerst stellte er sich quer an die Seite des Baumes, die ihm am sichersten schien. Beim nächsten Geheul, welches anderswoher zu kommen schien, drehte er sich nach der Seite, von wo er vorher Gefahr befürchtet hatte. Dann fiel ihm ein, der Baum möchte zu dünn sein, um seinen Körper hinreichend zu decken. So schlich er von Baum zu Baum und ließ bisweilen seinen Rock neben einem Baum an einem Stock hängen, um die Kugeln der Wilden anzuziehen, während er hinter einen dickeren schlüpfte. Ich hörte den kalten Schweiß von seiner Stirn in Eiszapfen zu seinen Füßen niederfallen. Ich ertrug dies, so lange ich konnte und unterdrückte mein Lachen, bis ich so viel davon in mir angehäuft hatte, daß ich ein richtiger Lustigkeitsbehälter geworden war und an mehreren Stellen aufzuplatzen drohte, wenn ich nicht einige herausgelassen hätte. Aber sie ist noch jetzt nicht alle verflogen.

Ich näherte mich dem Doktor im Geschwindmarsch und teilte ihm vorsichtig die Wahrheit mit. Ich teilte es ihm zuerst ganz zart mit aus Furcht, daß er den Spaß nicht zu schätzen wüßte. Er sagte kein Wort, aber er sah schlimm aus, und zog sich unter seine Büffelhaut zurück. Einige Tage später, wo er ruhig genug geworden war, um wieder auf die Sache zurückzukommen, gab er mir zu verstehen, daß er jenen Spaß für den schauerlichsten halte, der jemals außerhalb eines Leichenhauses ausgeführt worden sei. Der Coyote ist das kleinste und schwächste Tier aus der Wolfsfamilie, und greift kein tapfereres Tier an, als Kaninchen oder Schafe. Sein nächtliches Heulen ist seine gefährlichste

Eigenschaft, der kühnste Mann zittert, wenn er es zum ersten Mal hört, und man hat erlebt, daß der Charakter eines Kongreß-kandidaten in einer Nacht davon weiß wurde.

Wir verließen das Lager bei Tagesanbruch und wendeten uns gerade nach Westen. Vor dem Frühstück ritten wir zehn Meilen weit durch Wälder, bei Pflanzungen vorbei, wo der Mais mannshoch war, und die Baumwollenfelder eine einzige Masse von weißen und purpurnen Blüten bildeten, über Prärieen, wo unzählige Blumen wuchsen und Vieh graste. Der Tag war heiß und keine Wolke am Himmel. Anderwärts würde die Hitze drückend gewesen sein, aber hier weht immer eine sanfte Brise vom Mexicanischen Meerbusen her über diese Hochebenen, welche Gras und Blumen in wallende Bewegung setzt wie das sanfte Wogen eines Binnenseees.

Wir lagerten am Ufer eines kleinen Baches, kochten und frühstückten und zogen nach einstündiger Rast weiter.

Welcher junge Mann hat sich nicht irgend einmal einen Platz gewünscht, wo er ungehört seine Lyceumsrede hersagen könnte? Wer hat nicht unter solchen Umständen die Boden-kammer oder die Scheune aufgesucht, wo er seine Stimme dämpfen mußte, und wo er sicher war, im glühendsten Fluge seiner Phantasie durch ein Kichern am Schlüsselloch unterbrochen zu werden? Noch heute erröte ich, wenn ich daran denke, wie ich einst im obern Stock eines alten Packhauses entdeckt wurde, wo ich auf einem Faß mit Nägeln stand und mit Donnerstimme einen eingebildeten Zeugen, den ich als mir gegenüber auf einer alten Kiste sitzend annahm, schreckliche und unbeantwortbare Fragen vorlegte. Das große Bedürfnis unserer Zeit ist eine Räumlichkeit, wo angehende Staatsmänner sich in der Redekunst üben können, ohne eine Unterbrechung durch zudringliche Lauscher fürchten zu müssen. Dieser langgefühlte Mangel wird in un-beschränktem Maße durch unsere großen Prärieen im Westen beseitigt. Hier kann der angehende Politiker sich auf einen Rasenfleck stellen und meilenweit nach jeder Seite sich selbst überzeugen, daß er von niemand gehört wird. Hier kann er reden und donnern, bis der Geier hoch oben am blauen Himmel vor Furcht zittert, und der Coyote in seiner Höhle vor Neid knirscht. Wie zweckmäßig wäre es, wenn jedes Dorf, welches

groß genug ist, um eine Debattier-Gesellschaft zu besitzen, zu dem eben genannten Zwecke sich eine Prärie anschaffte; oder besser vielleicht sollte jede Prärie, vorzüglich wo feindliche Indianer wohnen, mit einer unserer überzähligen Debattier-Gesellschaften ausgestattet werden.



Mittag im Lager.

Zu Mittag rasteten wir in dem Schatten eines Lebens-Eichen-Wäldchens, an einem Ort von der größten natürlichen Schönheit, die man sehen kann. Die Stelle lag etwas höher, als die umgebende Prärie, und abweichend von dem niedrig liegenden Waldland besaß sie kein Unterholz. Der leicht sandige Boden war mit einem prächtigen Teppich von üppigem Gras

und bunten Blumen bedeckt, und zwischen den Bäumen hindurch boten sich prächtige Ausblicke über die wellige Prärie bis zu den Hügeln, welche den fernen Horizont begrenzten. Auf der Prärie grasten zahllose Rinder und Pferde; fern zur Linken der Fluß, wie eine Silberfranze am Rande der Hügel; an seinem Ufer eine Farm mit Mais- und Baumwollenfeldern, mit einer schlechten Umzäunung und zerfallendem Hause. In größerer Nähe ein großer Wagen mit Leinwand überspannt — Prärieschoner nennt man sie — langsam die Ebene entlang kriechend,



wie ein Lugger bei Windstille auf ruhiger See. Die Bäume über uns mit üppigem, dunkelgrünem Laube, ihre Zweige nur sanft von der leichten Brise bewegt; der einschläfernde Einfluß der Umgebung auf Vögel und Insekten, nichts in Thätigkeit, als die immer emsige rote Ameise und

„Sanft spielt der Schatten in der Bäume Zweigen,
Sanft strahlt die Sonne auf den grünen Wald,
Sanft wogt der See, wie Winde drüber streichen,
Sanft Vögleins Lied vom Hüttendach erschallt."

An dieser Stelle kochten wir unser Essen, oder vielmehr der Doktor kochte es, während ich den Tisch deckte. Letzteres

war leichte Arbeit: ich warf zwei Blechbecher ins Gras und zwischen sie ein Säckchen mit Salz.

Während der Kaffee kochte und der Schinken briet, lagen wir unthätig im Grase, dachten an weit entfernte Scenen und kratzten Ameisen aus unseren Ohren. Während wir so in Träumen verloren waren, verlor sich unser Mittagsessen in den Magen von zwei elenden, magern Schweinen, welche unsere Zerstreuung benutzten, um mit allem unsern Schinken und einem Teil des Maisbrotes durchzugehen.

8. Kapitel.

Nach den Erfahrungen der vorigen Nacht hielt es der Doktor für besser, in einem Hause zu übernachten, wenn wir am Abend ein solches finden könnten. Wie wir nun so dahin ritten, sagte uns ein Mann, den wir antrafen, wir könnten wahrscheinlich in dem Hause eines Baumwollenpflanzers, namens Magruder, der etwa eine Meile von der Straße entfernt wohnte, ein Unterkommen finden.

„Ich habe viel von der Gastfreundlichkeit der südlichen Pflanzer reden hören," sagte der Doktor, „und zweifle, ob Herr Magruder uns erlauben wird, den Schatten seines gastlichen Daches in weniger als zehn Tagen zu verlassen."

Ich sah den Doktor an, ob er im Ernst sprach, und bemerkte, daß dies wirklich der Fall war. Er hatte viel über Baumwollenpflanzer und ihr edelmännisches Leben vor dem Krieg gelesen, ohne den ungeheueren Wechsel zu begreifen, der seitdem stattgefunden hatte. „Wie stellt Ihr Euch Magruders Pflanzung vor?" fragte ich.

Sagte der Doktor: „Natürlich kann ich das nicht genau sagen; aber ich denke mir eine alte Familienwohnung, angenehm in einem Park von ehrwürdigen Lebenseichen gelegen, das spanische Moos von ihren kräftigen Aesten herabhängend. Die wohlgenährten, glücklichen schwarzen Arbeiter sind bei der Arbeit auf den Feldern und singen dabei ihre alten Negerlieder. Mr. Magruder wird ein hochgewachsener, schöner Mann sein mit schwarzem Haar und Augen; er verbindet die stolze Zurückhaltung eines spanischen Hidalgo mit der Fröhlichkeit eines —

„Eines was?“ unterbrach ich ihn, „eines Mannes, der Euch fünf Dollars abborgen will!“

„Nein, das meine ich nicht, aber einerlei, wir werden's ja sehen, wenn wir hinkommen. Ohne Zweifel werden wir Herrn Magruder von einigen ausgewählten Freunden und Nachbarn umgeben finden, denen er die Gastfreundschaft erweist, um derentwillen der südliche Pflanzer so berühmt ist. Aber ich sehe kein Anzeichen einer Pflanzung.“

„Wir wollen doch in diesem Schuppen anfragen,“ bemerkte ich, indem ich auf ein verwahrlostes Gebäude zeigte, welches der Ausbesserung bedurft hätte, um einen anständigen Kuhstall abgeben zu können, aber offenbar von Menschen bewohnt war. Der größte Teil des Zaunes war umgefallen, das Thor fehlte; so ritten wir in Rufweite an das Haus heran, in der Hoffnung, zu erfahren, wo das Schloß des ritterlichen Baumwollenpflanzers, des Oberst Magruder, gelegen sei.

„Hallo da!“ rief der Doktor.

In Texas ist dies die Art, wie Besucher ihre Ankunft anzukündigen haben. Es ist viel bequemer, als abzusteigen und die Thürklingel zu ziehen, besonders wenn weder Thür noch Klingel vorhanden ist; außerdem klingt es romantisch und mittelalterlich. Auf den ersten Anruf erfolgte keine Antwort, darum rief der Doktor das Haus von neuem an, wie ein Herold in alten Zeiten die Bewohner einer Burg zur Uebergabe aufforderte. Ich hätte mich nicht gewundert, wäre aus der Ruine eine Stimme erschallt: „Heda, draußen! Freunde, ergreift den Kerl dort am Ausfallpförtchen und stürzt ihn von den höchsten Zinnen in den Wallgraben hinab, wo er hinter dem Burgverließ vorbeifließt!“ Statt dessen hörten wir eine piepende Stimme von den Wällen des alten Kuhstalls herab rufen:

„Hallo, wer da?“

Die Stimme ging von einem Gegenstande aus, den wir zuerst für ein Bündel Lumpen gehalten hatten; jetzt wies es sich als ein Eingeborener aus.

„Könnt Ihr mir sagen, wie weit es noch bis zu Oberst Magruders Pflanzung ist?“ rief der Doktor.

„Ihr seid schon da, Fremder; ich selbst bin Oberst Magruder.“

Ich bückte mich auf meinen Sattel nieder, um eine Gemüts-

bewegung zu verbergen, der Doktor war wie betäubt und brauchte einige Zeit, um sich hinreichend zu erholen, um sagen zu können: „Können wir hier über Nacht bleiben, Oberst?“

„Nun ja, meinetwegen, wenn Ihr fürlieb nehmen wollt. Die alte Frau liegt am Fieber, aber wir wollen für Euch thun, was wir können.“

Wir stiegen ab und der Oberst zeigte uns, was er den Stall nannte. Es war ein elender offener Schuppen, von einer Schweinefamilie bewohnt. Wir mochten unsere Ponies nicht an einen Luxus gewöhnen, den sie später vermissen könnten, darum brachten wir sie nicht in den Schuppen, sondern banden sie an einen Baum; doch zweifeln wir nicht, daß Magruder ihn wirklich für einen bequemen Stall hielt. Als Don Quixote auf Abenteuer auszog, hielt er auch ein elendes Wirtshaus für ein stattliches Schloß, den Wirt für einen Edelmann von hohem Rang, die Blechlöffel für Silber und die Messingleuchter für reines Gold. In unserem Falle war es der Wirt, und nicht der Gast, der unter Hallucinationen litt.

Nachdem wir unsere Pferde besorgt hatten, gingen wir nach dem Hause und setzten uns in der Veranda nieder. Es war ein niedriges Landhaus, oder vielmehr zwei Häuser unter einem Dach. In dieser Art von Gebäuden, die man ein doppeltes Blockhaus nennt, bildet der Raum zwischen den beiden Teilen eine offene Halle, welche als Eßplatz benutzt wird, und wo man Sättel, Wagendecken, Mehlsäcke und dergleichen unterbringt. In diesem kühlen und schattigen Raum — man nennt ihn Veranda, und kann ihn in heißen Ländern nicht entbehren — verschlafen die Bewohner: Männer, Weiber, Kinder, Hühner und Hunde, die schwülen Stunden nach dem Essen. In dieser luftigen Halle hängt vom Dache herab ein Eimer mit Wasser, auf welchem ein aus Kürbis- oder Cocosnußschale verfertigter Trinkbecher liegt. Die Ritzen zwischen den Balken, welche die Wände des Hauses bilden, sind mit Kies und Mörtel oder Lehm ausgefüllt, das Dach besteht aus Schindeln von Cypressenholz. Die aus Lehm gebauten Nester der Mauerbiene überziehen die Dachsparren und das gelbe Insekt fliegt summend ein und aus.

Oberst Magruder konnte — ohne der heiligen Sache der Wahrheit zu nahe zu treten — ein sehr magerer Mann genannt

werden; er war wie die geometrische Definition der geraden Linie, und sah aus, als könnte er mit Vorteil zum Bohren von artesischen Brunnen benutzt werden. Das einzige, was bei dem Obersten reichlich vorhanden zu sein schien, waren Haare und Galle.

„Weit hergereist, meine Herren?" fragte der Oberst, als wir uns auf lederbeschlagenen Stühlen auf der Veranda niedergelassen hatten. Wir nannten ihn „Oberst", obgleich wir nicht wußten, ob er diesen Titel besaß, aber da man sich in Texas unter Fremden allgemein Oberst oder Richter anredet, so wählten wir instinktmäßig den Titel „Oberst". Wir hielten es für passend, die alte Reliquie so zu nennen, weil etwas in seiner Haltung an Krieg und ein hölzernes Bein erinnerte.

„Wir kamen heute von jenseits Richmond. Ihr wohnt hier in einer prächtigen Gegend, Oberst."

„Ja, Herr, in der schönsten und gesundesten Gegend der Welt. Wer hier nicht leben könnte, hielte es auch im Garten Eden nicht aus, und wenn er neben der Apotheke wohnte. Ihr seid Fremde aus den Staaten, rechne ich?"

„Ja, wir sind in Texas erst seit einigen Tagen."

„Reist Ihr Eurer Gesundheit wegen oder in der Absicht Euch anzukaufen?"

Der Doktor machte einige wilde Handbewegungen, um die Fliegen abzuwehren und antwortete freundlich, wir reisten vorzüglich zum Vergnügen und hätten viel Genuß dabei.

„Nun, was das Vergnügen betrifft," sagte der Oberst, „so werdet Ihr hier wohl weder so feine Speisen noch so feine Küche finden, als dort, wo Ihr herkommt; aber was Ihr in Texas bekommt, ist gesund und besser für den Magen, als die feingewürzten Bissen, die Ihr in den Städten kriegt: und was Gesundheit betrifft, so ist dies die gesundeste Gegend in der Welt; wenn Ihr Euch hier nur ein paar Monate aufhaltet, werdet Ihr genug davon einschlucken und in Eurem Leibe mit fortnehmen, daß es Euer Lebelang aushält. Ihr werdet es für wunderbar halten, aber es ist wahr."

Jemand rief den Oberst hinein. Er wackelte in das Haus, erschien aber sogleich wieder mit einer enormen Handglocke, groß genug, um die Gemeinde in einer sparsam bewohnten Gegend

zusammen zu rufen. Nachdem er im Hin- und Hergehen die Glocke geläutet hatte, bis die Luft meilenweit mit Dissonanzen erfüllt war und die Bewohner der Küste denken mußten, es sei eine Chicagofeuersbrunst in irgend einer Binnenstadt, machte er einen Endtriller und lud uns förmlich ein, in das Speisezimmer zum Essen zu kommen. Das Mahl befand sich auf einem einfachen Tisch aus Tannenholz ohne Tischtuch. Wir sahen nicht gleich, daß er aus Tannenholz war, weil er seit der Revolution in Texas nicht abgewaschen zu sein schien. Das Abendessen bestand aus Kaffee ohne Milch, Fliegen ohne Butter, Maisbrot und „Fry“. Fry bedeutet ranzigen Schinken, am Feuer verkohlt. Wir setzten uns zu Tische, der Oberst, der Doktor und ich; aber ehe wir anfingen zu essen, ging der alte Herr noch einmal hinaus und beleidigte das Echo mit seiner höllischen Klingel. Dies brachte seine beiden Söhne an den Tisch. Sie waren einige zwanzig Jahre alt und sahen nicht aus, als hätten sie mehr, als eine notwendige Portion von dem „gesundesten Klima der Welt“ eingeschluckt.

„Versüßt Ihr Euren Kaffee nicht? Langt doch Maisbrot zu — Bedient Euch mit Fry,“ und sah dabei aus, als böte er uns die ausgesuchtesten Delikatessen der Jahreszeit an.

Ich bemerkte auf dem Tisch eine Flasche mit weißem Pulver; die drei Männer nahmen einer nach dem anderen eine Messerspitze voll davon heraus. Es war Chinin, und diese Drogue, wie ich später erfuhr, ist auf dem Eßtisch der Bewohner dieser Gegend so gewöhnlich wie Salz und wird von jedem Familienglied zu Anfang jeder Mahlzeit eingenommen.

„Habt Ihr lange hier gewohnt, Oberst?“ fragte der Doktor.

„Ich kam hierher, Herr, vom Mississippi im Jahre 46, und bin seitdem nur einmal wieder in dem alten Staate gewesen, ich konnte es dort nicht aushalten, denn die ganze Zeit, die ich dort zubrachte, war ich unwohl. Es ist eine sehr ungesunde Gegend, Major, besonders der östliche Teil, woher ich kam.“

Ich war zu sehr damit beschäftigt, den Fry mit einem alten Messer, das sich im Griff herumdrehte, zu zersägen und meine Eingeweide mit Stücken davon in Erstaunen zu versetzen, um mich viel auf Tischgespräche einzulassen, aber der Doktor fuhr fort, uns in der Unterhaltung zu vertreten.

„Giebt es Wild hier herum, Oberst?“ sagte er.

„Heutzutage ist das Wild hier schrecklich selten; als ich im Jahre 46 hierher kam, gab es massenhaft Wild überall, Bären und Hirsche und wilde Truthühner, und allerlei Ungeziefer.“

„Die Gegend ist wohl jetzt zu dicht bewohnt, als daß Wild sich halten könnte?“

„Es wohnt jetzt reichlich Volk hier, im Vergleich mit 46, als ich herkam. Das Wild ist fast ganz alle geworden, außer in den Marschwäldern, wo man noch bisweilen einen Bär oder eine wilde Katze findet.“

„Ihr scheint ein alter Mann zu sein, Oberst, aber offenbar taugt Ihr noch für manches Jahr, um auf die Jagd zu gehen.“

„Da könnt Ihr wohl recht haben, Major,“ sagte das lange alte Gerippe; „ich verdanke es diesem gesunden Klima, daß ich mich noch ebenso gut rühren kann, als manche jungen Leute. Als ich 46 hierher kam, war ich neunundbreißig Jahr alt. Es ist wunderbar, aber wahr. Jetzt bin ich dreiundsiebzig und denke es noch eine Weile auszuhalten.

„Wie stehen Eure Felder, Oberst?“

„Aermlich, Herr, ärmlich wegen Regenmangels. Ich bin hier seit 46, und außer einmal, — das trockene Jahr, es war Anno 57 — sah ich nie ein so trockenes Wetter, wie wir jetzt haben. So pflegt es nicht zu gehen, denn als ich hierher kam —

Der Oberst hielt plötzlich inne und fing an zu zittern; sein Gesicht wurde so blau und er schüttelte sich so stark, daß die Teller auf dem Tisch rasselten.

„Seid Ihr krank, Oberst?“ fragte der Doktor etwas ängstlich.

„Ich krank!“ sagte der Oberst und lächelte, das heißt er that, als ob er lächelte, aber die klappernden Zähne und der Versuch zu spotten gaben diesem Lächeln etwas höchst Unheimliches. „Was, ich kam hierher Anno 46 und habe mich in der ganzen Zeit niemals so wohl befunden, als gerade jetzt. Es ist nur ein Anfall von Schüttelfrost.“

Das Gespräch ging aufs Fischen über, und der Doktor ist Enthusiast in Fischereisachen. Er kann in einer gegebenen Zeit mehr Fische fangen, als irgend jemand, von dem ich weiß, das heißt, er kann wirklich mehr Fische angeln, als irgend ein gewöhnlicher Lügner, wie man sie antrifft. Die riesigen Barsche,

die gewaltigen Forellen, die furchtbaren Haifische, die er geangelt hat, und die ihm zufällig entkamen, weil die Angel zerbrach, oder weil die Schnur sich in einen Ast verwickelte, oder durch einen anderen Unglücksfall, wie sie Sonntagsfischern zu passiren pflegen, könnten alle zusammengenommen sechs Eiswaggons füllen und außerdem alle Männer, Weiber und Kinder in Südwesttexas sättigen. Der Doktor hat eine wundervolle Gabe, das Gewicht des Fisches, den er angelt, genau, bis auf die Unze, abzuschätzen, und diese Gabe ist um so wunderbarer, als er Euch auch bis auf die Unze das Gewicht jedes der großen Fische angeben kann, die er verloren hat.

Er trug unter anderen eine Fischereigeschichte am Savannahfluß vor, wo ein sechspfündiger Barsch seine Aufmerksamkeit zwei Stunden lang beschäftigt hatte; als er dann in der Zerstreuung die Schnur schlaff werden ließ, wickelte der Barsch, der offenbar nur auf die Gelegenheit gewartet hatte, dieselbe zwei oder drei mal um eine Cypressenwurzel, und fraß dann mit Muße den Köder ab; dann schwamm er fort und wackelte mit dem Schwanz, als wären solche Streiche ganz gewöhnlich bei ihm.

Nach verschiedenen anderen Lügengeschichten gingen wir nach der Veranda zurück. Des alten Mannes Sohn Sam forderte seinen Bruder Bud auf, morgen den Zaun auszubessern. „Das geht nicht," sagte Bud; „morgen ist mein (Fieber-) Frosttag, das solltest du nun endlich wissen, aber Du bist so mit Dir selbst beschäftigt, daß Du Dich nur um Deinen eigenen Frost bekümmerst."

„Erbose Dich nicht darüber," antwortete Sam, „ich wollte das elende Ding morgen selbst machen, aber ich muß morgen in die Stadt und übermorgen ist mein Frosttag; aber vielleicht bleibt er aus bis Freitag, und dann besorge ich es selbst."

„Habt Ihr auch bisweilen Fieberfrost, Oberst?" fragte der Doktor.

„O! Frost hat nichts zu bedeuten, ein wenig langweilig zuweilen, wißt Ihr, aber in einer so gesunden Gegend, wie diese, kann man sich schon von Zeit zu Zeit ein paar Frostanfälle hingehen lassen. Mein Fieber ist siebentägig, so habe ich reichlich Zeit von einem Anfall zum anderen. Hier giebt es weder Blattern noch Lendenweh noch Aussatz oder dergleichen, und

wenn wir manchmal einen Frost oder Rheumatismus haben, so setzen wir es nicht in die Zeitung. In dieser Welt können wir nicht alles Glück und alle Segnungen des Paradieses erwarten, es wäre unnatürlich. Das bischen Frost! Da hinten, wo ich herkam, in Mississippi, wird jeden Tag um zwölf Uhr mittags eine Kanone abgefeuert, um die Leute an ihr Chinin zu erinnern.



Pflaumenernte.

Wenn sie dort die Pflaumen von einem Baume abnehmen wollen, binden sie irgend einen Burschen an den Stamm fest, setzen sich dann nieder und warten, bis er seinen Schüttelfrost kriegt, da fallen Pflaumen in Masse herunter. So machen sie es jedesmal, wenn sie Pflaumen brauchen; aber es ist nicht zweckmäßig, den Mann immer angebunden zu lassen, denn der Baum würde so stark erschüttert werden, daß er im nächsten Jahr nicht trüge.

Nein, Herr, wir sind lange nicht dankbar genug für die Gesundheit, deren wir uns erfreuen. Seht, Herr, als ich Anno 46 hierher kam, war ich ein Skelett. Ihr mögt es wunderbar finden, ist aber wahr. Ich war sechs Tage in der Woche krank und brachte meist den ganzen Sonntag im Bette zu. Ich war schwindsüchtig und biliös, daß ich keine Ruhe fand, und Ihr seht, was ich jetzt bin."

Wir sahen, was er war — ein vorzeitig gealterter Mann, von Wechselfieber, Rheumatismus, Maisbrot und Fry; ein armer Narr, der mit seiner Lage zufrieden war, weil er keine bessere kannte.

Bis zur Schlafenszeit unterhielt uns der Oberst mit Geschichten aus alter Zeit, als er nach Texas kam, und die meisten seiner Anekdoten bezogen sich auf die Gesundheit des Klimas.

Es war spät geworden, und der Oberst meinte, es wäre Zeit, sich niederzulegen. Wir schliefen auf der Veranda, eingepackt zwischen einer alten Pferdedecke und einer geflickten Matratze, welche aussah, als wäre sie Anno 46 nach Texas gekommen und seitdem immer unter Malaria-Einfluß gewesen. Die Decke mußte für einen sehr kleinen Mann berechnet sein; wenn wir sie an die Schultern heranzogen, waren unsere Knöchel nackt, und bedeckten wir die Füße, so war das Nordende der Decke kaum noch in der Ferne zu erkennen. Was wir während der Nacht von Moskitos und Wanzen zu leiden hatten, übergehe ich mit Stillschweigen.

Wir erhoben uns bei Sonnenaufgang, und hatten während der Nacht ein feierliches Gelübde gethan, den Oberst so bald als irgend möglich unserer Gesellschaft zu berauben. Wir gingen nach unseren Pferden, während Bud und der alte Pionier von 46 das Frühstück zubereiteten, und hatten das Vergnügen, sie noch da vorzufinden, wo wir sie am Abend angebunden hatten. Als wir zum Hause zurückkamen, ging der Oberst auf und ab und läutete die Frühstücksglocke.

„Treten Sie ein, meine Herren; der Tisch ist gedeckt," sagte er. Wir setzten uns zum Frühstück, welches sich in nichts von dem gestrigen Abendessen unterschied, außer daß die „Süßigkeit' zu Ende gegangen war und wir den Kaffee ohne Zucker trinken mußten.

Der gewöhnliche Farmer in Texas lebt von Maisbrot, Schinken und Kaffee ohne Abwechselung das ganze Jahr lang. Dreimal täglich wird den Hausgenossen dieselbe Speise vorgesetzt. Gemüse werden sehr wenig gebaut, und da es zu mühevoll ist, Kühe aufzuziehen und zu melken, so behilft man sich ohne Milch und die Kälber nützen des Farmers Faulheit aus. Einige jedoch haben Milch auf dem Tische, es giebt sogar solche, die Butter machen, aber das sind seltene Ausnahmen; sie bilden den reichen und üppigen Teil der Gemeinde; sie sind nicht in Texas geboren, sondern haben sich diese ausschweifenden Gelüste aus einem nördlichen Klima mitgebracht, wo sie dreihundert und einige Tage im Jahr hart arbeiten mußten, um durchzukommen. In Texas habe ich hundert mal sagen hören: Es giebt kein anderes Land in der Welt, wo ein Mann mit so wenig Anstrengung leben kann! Ja, aber wie lebt er! Ich habe Texaner gekannt, welche Tausende von Stücken Rindvieh besaßen, und nicht ein Dutzend mal im Jahre Milch oder frische Butter zu schmecken bekamen. Ihr Getreide wurde vom Unkraut erstickt, während die Eigentümer fidelten oder im Schnapsladen schlechten Branntwein tranken. In strengen Wintern lassen sie ihr Vieh Hungers sterben, weil sie im Sommer zu faul sind, von dem Präriegras einzuheimsen, das allen zu Gebote steht und ausgezeichnetes Heu giebt.

Frau Hanks war eine sehr fromme Texanerin, welche auf die gewöhnliche elende Weise lebte. Sie mietete einen Mann aus Vermont bei ihr zu arbeiten. Frau Hanks bemerkte, daß er vor dem Essen nicht den Segen sprach und betrübte sich eine Woche lang darüber, dann aber redete sie ihn an, als er sich wieder auf seine gewöhnliche Weise zu Tisch setzte. „Meint Ihr nicht, Ihr solltet, bevor Ihr Euch zu Tisch setzt, dem Geber alles Guten Dank sagen für die Speise, die vor Euch steht?“

Er schwieg, schloß die Augen und beugte den Kopf, während die alte Dame mit gefalteten Händen dastand, sich innerlich freuend, daß sie ihn zum Gefühl seiner Pflicht gebracht hatte. Er sagte: „O Herr, Schinken und Maisbrot zum Frühstück, Maisbrot und Schinken zum Mittag, und ein wenig von beiden zu Abend: Verdamme Schinken und Maisbrot. Amen.“

Dies erinnert an den Fall von dem Schotten, welcher ein

Gastmahl, zu dem er geladen war, folgendermaßen beschrieben haben soll:

„Zuerst bekam ich Geschwätz und Kohl,
Dann bekam ich Kohl wieder,
Dann gab es Kohl auf Kohl
Und zuletzt kalten Kohl gewärmt wieder.

Aber zurück zu dem gastfreundlichen Magruder. Der Doktor schmeichelte sich mit der Illusion, der Oberst würde für die Leiden, die wir ausgestanden hatten, keine Vergütung beanspruchen. „Ich bin fest überzeugt,“ sagte er, als wir die Sache besprachen: „wenn wir auf Bezahlung nur anspielten, würde er sich sogleich nach seiner Flinte umsehen, wie er es heute früh that, als ich sagte, die Flußnebel könnten zarten Lungen schädlich sein.“ Ich war eher der Ansicht, an die Flinte würde appelliert werden, wenn wir irgend zauderten zu zahlen.

Trotz der Freude, zu wissen, daß wir unser letztes Mahl unter des Obersten Dach einnahmen, hatten wir nicht viel Appetit. Wir gingen mit einer Art heimlichen Entzückens hinaus, unsere Pferde zu satteln, um endlich fortzukommen. Dem Obersten that es unendlich leid, daß wir entschlossen waren, abzureisen, und wir begriffen, daß sein Schmerz aufrichtig war, als er uns darauf mitteilte, wir schuldeten ihm vier Dollars für das Unterkommen, von welchem wir und unsere Pferde so schwer zu leiden gehabt hatten. Ich stellte jedoch eine Gegenrechnung auf von anderthalb Dollars für einen meiner Sporen und des Doktors Halfter, welche Bud, der gleich nach dem Frühstück fortgeritten war, mitgenommen hatte. Der Oberst hatte solche Eile, unser Geld zu bekommen, daß er meinen Anspruch zuließ, wobei er aber furchtbare Verwünschungen gegen seinen Abkömmling ausstieß, der ihm oft unnötige Ausgaben verursacht habe, und dessen Sorglosigkeit im Verwechseln von Geschirr er nicht genug tadeln konnte. Er hoffte, sagte er, wenn wir wieder dieses Weges kämen, würden wir wieder bei ihm vorsprechen und thun, als wären wir zu Hause, und führte, um uns noch sicherer zu überreden, die gänzliche Fieberfreiheit der Gegend an. Er wisse sehr gut, was er sage, denn er bewohne den Ort seit Anno 46.

Als wir etwa zweihundert Ellen vom Hause entfernt waren, kehrte der Doktor um und gallopierte zurück, rief den Oberst

heraus und sagte: „Entschuldigt, Herr, daß ich Euch störe, aber ich hatte vergessen Euch zu fragen, wie lange Ihr in dieser gesunden Gegend gewohnt habt; ich möchte es mir notieren."

„Was der Tausend! Habe ich es Euch nicht gesagt? Aber wie mein Gedächtnis schwach wird. Ich kam hierher, Herr, Anno 46, und wenn Ihr nur eine Minute warten wollt, erzähle ich Euch die merkwürdigsten und wahrhaft wunderbaren —

Der Doktor wartete nicht und die merkwürdigen Ereignisse, welche sich in diesem gesunden Winkel Anno 46 begeben haben mögen, müssen für ewig ungeschildert bleiben.

9. Kapitel.

Lachend und rufend galoppierten zu zweien und dreien Gruppen von Negern an uns vorüber — die Männer ausgezeichnet durch ihren linkischen Sitz, ihre prahlenden Halstücher und ihre auf und ab klappenden Ellenbogen — die Weiber, anmutiger reitend als die Männer, einige mit Reitkleidern von mancherlei Farbe und Schnitt, einige ohne sie, aber alle mit baumwollenen Sonnenhüten und je neunzehn von zwanzig Tabak kauend.

Was konnte diese Zusammenkunft lustiger Leute bedeuten? War etwa ein Cirkus in der Nachbarschaft? Oder sollte das Lynchen eines unglücklichen Pferdespekulanten den Texanern einen Feiertag verschaffen? Es konnte kein Cirkus sein, denn das Volk ritt von der Stadt weg dem Walde zu. Die Ansteller einer Lynch-Matinée geben dem Publikum selten früh genug Nachricht, um der Leichenfeier rechtzeitig beiwohnen zu können. Der Doktor löste den Zwiespalt durch das einfachste Mittel, indem er einen Neger fragte, der des Wegs kam.

„Ein Campmeeting, Herr, von dem afrikanischen Zweig der methodistischen Kirche.“

Der Doktor forschte den Zeugen aus, und nach einigen passenden und unpassenden Fragen preßte er ihm folgendes ab: Der Platz des Campmeeting war in einem Wäldchen, etwa anderthalb Meilen von unserem Wege abseits gelegen. Schon seit gestern Abend hatten die Leute angefangen, einzutreffen und machten sich große Versprechungen davon. Bruder Brown, ein berühmter Ermahner — das grobe Geschütz bei dieser Gelegen-

heit, sollte am Morgen erscheinen; das Meeting sollte zwei Wochen dauern und man erwartete, daß viel Volks daran teilnehmen würde. Feindliche Bewegungen gegen die Verschanzungen der Sünde und des Teufels sollten gegen Mittag durch Abfeuerung der großen Kanone stattfinden. Hier war uns die Möglichkeit gegeben, eine Gelegenheit zu benutzen, die wir lange herbeigewünscht hatten — eines der oft beschriebenen Campmeetings der Neger des Südens zu sehen, keine erkünstelte Nachahmung, sondern eine Darstellung der echtesten und unverfälschtesten Art.

Wir beschlossen, dahin zu gehen und dort den Tag zuzubringen; zu sehen, was zu sehen war und zu hören, was zu hören war. Den Leuten folgend verließen wir die Straße, der wir bisher gefolgt waren. Wir wendeten uns links und stiegen eine sanfte Anhöhe hinab: da zeigte sich eine prächtige Ebene mit einzelnen Gehölzgruppen besetzt. Ein kleiner Fluß wand sich durch den Gras- und Blumenteppich des Thales. An seinen Ufern in dem größten Wäldchen war der Lagerplatz — Zelte aus bunten Bettdecken und Stücken von Weiberkleidern, Hütten aus Erde und Steinen gebaut, und Lauben aus Baumzweigen, mit Blättern und Moos gedeckt. Die Wohnungen waren einigermaßen nach Straßen und Plätzen angeordnet; auf dem mittleren Hauptplatz war d i e Laube, aus etwa zehn Fuß hohen Pfosten gebaut, die in der Erde befestigt waren; darüber ein Dach aus Zweigen, Moos und Blättern; das Ganze bedeckte ungefähr den Raum von einem Viertel-Acre. Der Boden war einige Zoll hoch mit Blättern bestreut, rohe Bänke boten Platz für einige hundert Andächtiger.

An dem einen Ende war der Platz des Predigers — eine Plattform aus Balken, auf welcher zwei Fässer standen mit einem darüber gelegten Brett. Auf der Plattform standen Stühle für die Prediger und auf einem der Fässer die obligate Wasserflasche nebst Glas.

Von der Anhöhe sah man Leute aus allen Richtungen und aus großer Entfernung nach dem Mittelpunkte zusammenströmen. Die meisten kamen zu Pferd, einige in Ochsenwagen, wenige in Droschken, aber niemand zu Fuß. Um den Lagerplatz herum standen Reihen von Wagen; hunderte von Pferden und Ochsen waren ringsum angebunden und weideten das üppige Präriegras

ab, andere wurden zur Tränke geführt. Wie das Volk anlangte, bildeten der Lärm der Ankommenden beim Ausspannen, das „hot Brandy“ und „her Brown“ der schwarzen Fuhrleute, das Knallen der Peitschen und die überlauten Begrüßungen von Freunden und Bekannten, eine der belebtesten und eigenartigsten Scenen, denen ich je beiwohnte.

„Wie geht's, Jake, wie geht's?“

„Nun erträglich, danke Dir, Pete. Was machst Du?“

„So erträglich. Was machen Eure Leute?“

„Geht erträglich, und Eure?“

„Ach, es geht allen so ziemlich erträglich.“

Und so weiter, mit Erkundigungen nach dem Wohlbefinden eines ganzen Volksstammes von Verwandten und Freunden. Ein Neger liebt nicht, sich mit einer genauen Antwort auf die Frage nach seiner Gesundheit zu kompromittieren; er giebt selten zu, sich besser zu befinden, als was der Lieblingsausdruck „erträglich“ besagt.

Gerade, als wir ankamen, stieg ein Mann mit einem großen Blechhorn auf einen Baumstumpf und ließ seine Seele ausströmen in Tönen von gewaltigem Umfang und teuflischer Melodie. Der Hornruf forderte zur Vorbereitung auf; in einer halben Stunde sollte die Predigt beginnen. Wir banden unsere Pferde an einen Baum und gingen nach der Laube, keine Minute zu früh, um einen Sitz zu bekommen. Die Bänke waren durch einen Gang in zwei Hälften geteilt,



Der Hornbläser.

rechts saßen die Männer, links die Frauen, und vorn vor dem Platz des Sprechers war ein offener Raum durch eine Reihe von reservierten Sitzen abgegrenzt für die Büßenden. Verschiedene Onkels mit schimmernden Glatzen, brauchbar für das Responsorium und einige salbungsvolle alte Tanten, berühmt durch

ihre hellen Stimmen, saßen auf den Vorderplätzen. Die Laube konnte die Zuhörer nicht fassen, viele saßen außerhalb am Boden unter dem Schatten nahestehender Bäume. Fünf Prediger saßen auf der Platform. Wir erfuhren später, daß nur einer von ihnen schreiben konnte, einige konnten lesen, aber mit großer Mühe und vielem Buchstabieren; aber alle, wie Timotheus, kannten die Schrift von Jugend auf. Die Neger besitzen ein wunderbares Gedächtnis, so daß sie unendlich viele Hymnen und selbst lange Kapitel auswendig wußten.

Wie wir den Anfang der geistlichen Uebungen erwarteten, brüllte der Blechhornteufel seinen zweiten Ruf. Als der schändliche Ton verhallte, herrschte tiefes Schweigen in der Versammlung, welches bald durch die zitternde Stimme einer alten Schwester gebrochen wurde, die zu singen anhub „das alte Schiff von Zion“, eine Hymne, die immer bei den Negern beliebt gewesen ist, weil diesen eine lebhafte Melodie mehr gilt, als passende und sinnvolle Worte. Ehe die zweite Zeile gesungen war, fielen fünfhundert Stimmen ein und sangen mit einer Gewalt, welche das Firmament zu sprengen drohte. Der Umfang des Tones war ungeheuer, aber es war nichts Gebildetes oder Eingeübtes darin. Keine Aehnlichkeit mit einer italienischen Oper, und doch war Musik darin: rohe und grobe Musik, aber doch Musik. Als das erste Lied gesungen war, erhob sich ein Prediger und las ein anderes vor, zwei Zeilen auf einmal.

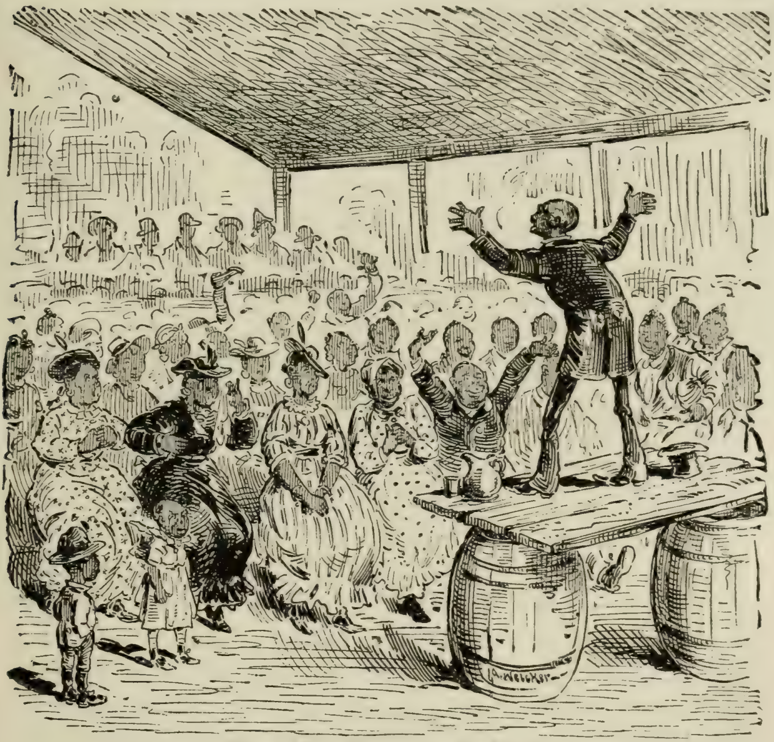
Als dieser Hymnus vorüber war, sprach ein grauhaariger Bruder ein Gebet. Er bat den Herrn, während der Dauer des Meetings bei uns zu sein, die Kinder von dem Weg des Irrtums wegzuführen und sie wie Brände aus dem Feuer zu retten. Er ersuchte ihn ferner, ein Auge zu haben auf die jungen Leute, welche Branntwein ins Lager zu bringen und die Andacht zu stören pflegten, und flehte ihn an, wenn mildere Mittel keinen Erfolg hätten, Donner und Blitz vom Himmel herab zu senden und die Flaschen in ihren Taschen zu zerbrechen, wo sie sich auch befänden.

Während des Gebetes interpunktierten einige Brüder und Schwestern die Sätze des Betenden mit laut gesprochenen Responsen, wie — „Amen“ — „Ja, Herr“ — „Dank, Gott“ u. s. w.

Das Gebet wurde in grober und ungrammatischer Sprache

vorgetragen, aber die offenbare Aufrichtigkeit des Bittenden, sein kindlicher Glaube und das feste Vertrauen, daß Gott sein Gebet hören und gewähren werde, hätte höchstens einen herzlosen Narren zu Lachen verleiten können, und würde jedem guten Mann Achtung eingeflößt haben.

Darauf trat der Ortsgeistliche auf, ein junger Mann von einiger Erziehung und fließender Sprache; er machte verschiedene



Ein mächtig bewegender Prediger.

Ankündigungen, dann las er ein Kapitel und erklärte es. Sehr wenige Neger-Eigentümlichkeiten konnte man an seiner Sprache oder Betonung bemerken; und doch, obgleich er offenbar gelehrter war, als Bruder Brown, traute man ihm doch nicht so mächtige Begabung zu, als diesem.

Bruder Brown war ein ungebildeter Feldarbeiter zur Zeit der Sklaverei. Nach dem Krieg, ohne eine andere Vorbereitung,

als die Anschaffung eines großen Hutes, fing er an zu predigen, und zu der Zeit, wo wir ihn sahen, hatte er einen gewaltigen Ruf als „ein mächtig bewegender Prediger" gewonnen. Niemals hatte er eine Rede gehalten, ohne einige seiner Zuhörer auf den „Schrei-Punkt" zu bringen. Wo er auftrat, waren sogenannte Bekehrungen mit Sicherheit zu erwarten.

Nachdem man noch ein Lied gesungen hatte, erhob sich Bruder Brown und sprach wie folgt: „Brüder und Schwestern: Wenn Ihr das gute Buch aufschlagt, so werdet ihr im vierten Kapitel des zweiten Buches der Könige finden, wie die Söhne des Propheten zu Elisa sagen: „O Mann Gottes, der Tod ist in dem Topfe". Dieser Text ist höchst bedeutungsvoll für den, der ihn verstehen kann. Damit Ihr die folgende Erklärung begreift, will ich sie in zwei Hauptstücke teilen: zuerst und hauptsächlich den Tod, und zweitens und zuletzt den Topf.

Meine Zuhörer: der Tod ist eine feierliche und wichtige Thatsache; er ist wichtig für alle Kreaturen, vom kleinsten Hühnchen bis zum größten Mann; aber es ist ein Unterschied zwischen dem Huhn und dem Mann. Wenn das Huhn tot ist, so wißt Ihr, was aus ihm wird, wenigstens denke ich, daß manche unserer Brüder in dieser Sache Erfahrung haben — aber der Mann, wenn der Würgengel des Todes zu ihm sagt: „in dieser Nacht wird Deine Seele von Dir gefordert werden", wer kann da sagen, wohin er geht? Wenn er rechtschaffen gelebt, seine Schulden bezahlt und den lieben Gott geliebt hat, so wird seine Seele sogleich in das Himmelreich aufgenommen, wo die Straßen von Gold sind, wo die Motten nicht fressen und die Diebe nicht einbrechen und stehlen; aber wenn er ohne die erlösende Gnade gestorben ist, geht er da hinunter, wo der Wurm nagt, das Schwefelfeuer brennt, bis in alle Ewigkeit. Nein Schwestern, nein Brüder! Ihr könnt gar nicht immer sagen, wohin die Leute gehen, wenn sie gestorben sind, wenigstens nicht nach der Beobachtung ihrer Thaten in diesem Leben. Manche machen sich breit in den Meetings, sie machen mehr Lärm beim Beten, als ein Bahnzug, der über eine Eisenbrücke fährt — und dann, bei weltlichen Gelegenheiten, wenn sie die Hundesteuer bezahlen sollen oder wenn die Ochsen ihnen nicht gehorchen wollen, fluchen sie wie Besessene.

Ja, Brüder, es ist sehr ungewiß: aber eines Dinges seid Ihr sicher, ein Ding ist so gewiß, wie kaltes Essen an einem Waschtag, und diese Gewißheit ist der Tod — der Tod für uns alle. Der Tod umgiebt uns überall — er ist in der Luft, im Wasser, in Maultieren, er ist in Flinten, die Ihr für nicht geladen hieltet — er ist sogar, wie unser Text sagt, im Topf. Ja, der Tod ist gewiß, und der Tag des Gerichtes kommt heran, wo die Felsen zersplittern werden und die Berge niederfallen, und wo die Elemente schmelzen werden in der großen Hitze und die Himmel einstürzen wie ein — wie ein —. Aber laßt uns zusammenfassen. Dieser unser Text sagt uns: der Tod ist im Topfe. In was für einem Topfe? Brüder, der Topf, von dem hier die Rede ist, wird bildlich gemeint und bedeutet die Sünde. Es bedeutet die Schnapsflasche, es bedeutet Stehlen und Lügen und Sabbath entheiligen und für die Demokraten stimmen, und Teufels Werk im allgemeinen.

Nun, dieser Euer Topf des Greuels und des Abscheus ist in vollem Kochen, selbst hier in der Nachbarschaft. Ja, ich rieche seinen Dampf selbst hier in diesem Meeting. Er ist gefüllt mit des Teufels Brühe. Die Bestandteile dieser Brühe sind Bälle und Tänze, Kartenspielen die Nacht durch, Fluchen und Lügen, Cirkusbesuche und „stell' Dich in der Veranda ein, wenn das Abendessen vorüber ist". Der Teufel selbst hat Branntwein in den Topf gegossen, um das Mahl zu würzen, und die meisten von Euch lieben ihn, und wenn Ihr Gelegenheit findet, verschluckt Ihr ihn wie Sirup, wie ich auf eine figürliche Weise sagen möchte. Aber es ist eine schlechte Medizin, so gewiß, als daß Ihr geboren seid. Wie der Text sagt: es ist Tod in dem Topfe, und Tod bedeutet Hölle. Ihr werdet vielleicht vom Inhalt des Topfes kosten, Ihr werdet hin und wieder ein paar Löffel voll daraus zu Euch nehmen, so zu sagen; Ihr werdet vielleicht auch wieder genesen, denn der liebe Gott ist ein mächtiger Erretter. Aber wenn Ihr Euch satt eßt, und habt sogar Begehr nach mehr, dann lebe wohl, Neger. Im Angesicht der Gewißheit des Todes und der Unsicherheit des Lebens sollten wir uns für die Zukunft vorbereiten."

Hierauf folgte eine Ermahnung, etwa eine Stunde lang. Das Vorhergehende war in überlegtem und gemäßigtem Tone vorgetragen worden. Allmählich, als der Prediger weiter ging,

wurde seine Stimme lauter, und in dem Maß, als er sich erwärmte, wurde seine Sprache fließender und seine Gesten ausdrucksvoller. Die Ausrufe unter den Zuhörern vermehrten sich in demselben Verhältnis, als des Predigers Stimme zunahm. Seine Andacht war ansteckend, seine Aufregung teilte sich dem Volke mit und gegen das Ende fing die ganze Zuhörerschaft an, ihre Körper vorwärts und rückwärts zu schwingen, und die Worte des Predigers mit fortwährendem Aechzen und schrillen Schreien zu begleiten. Und wenn er einen donnernden Satz schloß und einhielt, um den Schweiß von der Stirn zu wischen, da gipfelte der fromme Beifall in einem förmlichen Sturm von Geschrei und Amens.

In der Schlußrede war der alte Mann am stärksten und verriet das Geheimnis seiner Popularität. Er beschrieb den Himmel als eine Stadt mit goldenen Straßen, ein Elysium des Müßigganges, ein Land von Milch und Honig wie Kanaan, wo fortwährend gesungen wird, wo Hunger, Durst und Mangel unbekannt sind und der Ton der Schrotsäge niemals gehört wird. Er malte in glänzenden Farben den Triumpheinzug der farbigen Soldaten des Kreuzes in Neu-Jerusalem und ihren glorreichen Empfang durch weißgekleidete Engel, welche sie an „den Tisch des Lammes" führen würden. Plötzlich änderte sich sein strahlendes Gesicht und mit Schrecken im Ausdruck seines Auges und Entsetzen in den Gesten seiner Hände machte er eine Beschreibung von dem Tage des Gerichts, von dem siedenden Kessel der schwefeligen Hölle, wo die Gottlosen wohnen müssen durch eine Ewigkeit voll Wehe!

Das Stöhnen der Zuhörer wurde immer lauter, wie er weiter ging, und ehe sein schreckliches Gemälde beendigt war, fielen nach einander wohl ein Dutzend derselben, meist auf der schmalen Seite der Laube, nieder, wälzten sich auf dem Boden und schrieen um Gnade. Manche waren sehr aufgeregt, und es waren drei kräftige Männer nötig, um einen festzuhalten. Sie sprangen in die Höhe, schlugen die Hände über den Köpfen zusammen und riefen: „Gnade! Gnade! Ehre sei Gott" und dergleichen. Einige zerrissen im Anfall ihre eigenen Kleider und verdünnten die Wolle auf den Köpfen derjenigen, die sie hielten.

Der regelmäßige Gottesdienst war nun zu Ende, aber die Meisten standen noch herum und sangen bei den daliegenden Gestalten der „Büßer". Einer nach dem anderen wurden die heulenden Büßer erschöpft und fielen zu Boden, stöhnend und strampelnd. Um jeden sammelte sich ein Haufen Brüder und Schwestern, sangen Litaneien und begleiteten diese mit Körperverdrehungen und Händeklatschen. Der Text dieser Hymnen ist oft sinnlos, aber die Melodieen werden mit einer Kraft und Begeisterung gesungen, die einen Taubstummen heulen machen könnten. Das Singen wird als eine sehr thatkräftige Hülfe bei der Bekehrung der daliegenden Büßer betrachtet und fortgesetzt, bis sie Erleichterung spüren und aufstehen — gekleidet nicht in Sack und Asche, sondern in Blätter und Staub, rufend: Preis, Preis, Preis sei Gott.

Nur selten werden sie unter diesem Beistande nicht bekehrt; aber gewöhnlich ist ein einstündiges Herumwälzen im Staub, im Gedränge von vierzig oder funfzig schwitzenden Brüdern und Schwestern und das Absingen von einem Dutzend von Liedern, jedes zu funfzig Versen, hinreichend, um die Gnade zum Durchbruch zu bringen. Ein Beispiel der Hymnen, die wir hörten, ist folgendes:

Str. Komm', Gabriel, und blas' Dein Horn,
Rufe mich heim, ehe ich verlor'n.
Sende Deinen Wagen her zu mir,
Komm' und nimm mich heim zu Dir.

Chor. O Engel, wartet mein am Kreuzweg, wartet mein,
Engel, wartet mein am Kreuzweg, wartet mein,
Engel, wartet mein am Kreuzweg, wartet mein,
Legt dem Sünder keinen Zoll auf.

Str. Ich büßte Monate und Jahre schon,
Ich kann nicht hemmen meiner Thränen Strom,
Ich verlor meinen Weg auf den Sündenstraßen,
Macht auf, Engel, mich einzulassen.

Chor. Die Engel haben nicht lange zu warten,
Sie stehen dort im goldenen Garten,
Wenn wir kommen an des Gartens Thor,
Geh'n sie hinein und schieben die Riegel vor.

Wenn der Text eines Liedes zu Ende geht, improvisieren sie oft. Bei diesen Campmeetings werden zwei Drittel des

Tages und ein großer Teil der Nacht mit religiösen Uebungen zugebracht. Nur wenige Stunden gehören dem Schlaf, der Rest der Zeit ist den Wassermelonen geweiht. Des Nachts wird der Platz mit Laternen beleuchtet, welche an Baumzweigen hängen, und mit Pechfeuern, welche man auf altarähnlichen Erhöhungen fortwährend im Brennen erhält. Wenn ich diese Scene betrachte und einen Mann am Boden zappeln sehe, der „Gnade, Gnade“ schreit, während ein Kreis aufgeregter Neger Hand in Hand um ihn herum tanzen, ihre wilden Lieder singend, während der helle Glanz der Lagerfeuer die unmittelbare Umgebung erhellt und die düstere Tiefe des Waldes einen passenden Hintergrund für das Gemälde abgiebt, kann ich nicht umhin, an die Vorfahren dieses Volkes zu denken, tief in Afrikas Wäldern, an ihren elenden Aberglauben und an ihre Tänze bei Menschenopfern, und mich zu fragen, ob der Wilde von dem civilisierten Afrikaner durch eine andere und dichtere Scheidewand getrennt ist, als Kattunkleider, Drillhosen und durch seine politischen Rechte.

Wir blieben in dem Campmeeting bis spät in die Nacht, lagerten in geringer Entfernung von da, standen früh auf, frühstückten und zogen eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang weiter. Wir verirrten uns, wanderten lange umher und fanden endlich ein Haus, von einem Weißen bewohnt, welcher aussah, als litte er an der Trockenfäule und an den Wirkungen des „Fry“ als vorherrschender Diät. Wir fragten ihn nach dem Weg nach Columbus.

„Ihr reitet gerade dort um den Zaun herum, beim Kälberstall vorbei, bis Ihr auf die Straße kommt, und dann bleibt Ihr auf der großen ebenen Hauptstraße (Ihr könnt sie nicht verlieren), bis Ihr zu einen Kreuzweg kommt. Folgt der deutlichsten Spur, bis Ihr zu einer großen Lebenseiche kommt, etwas rechts vom Wege. Dann links davon wendet Ihr Euch etwas südlich und verfolgt die gangbarste Straße bis zum Bach. Wenn Ihr an Smiths Weideplatz seid, nehmt zur linken — nein, ich glaube es ist die rechte — ja, zur rechten Hand, bis der Weg sich gabelt. Das eine ist die Straße nach Bastrop; die andere führt Euch gerade nach Columbus. Es ist überall gerader, ebener Weg und Ihr könnt Euch nicht verirren, wenn Ihr

meiner Anweisung folgt; aber wenn Ihr über den Bach geht, seht Euch vor und laßt das Maisfeld links liegen."

Der Doktor sagte ihm, es sei keine Gefahr, daß wir das Maisfeld mitnähmen, wir könnten es nicht brauchen und wollten es für diesmal liegen lassen.

Was weitläufige Anweisungen betrifft, um einen Mann in Stand zu setzen, seinen Weg zu verlieren, sucht der eingeborene Texaner seines Gleichen. Er behauptet, jeden Kuhpfad in seinem Staat zu kennen, und Entfernungen kümmern ihn nicht. Er wird Euch für den Weg von Austin nach Presidio del Norte (700 Meilen) ebenso bereitwillig Auskunft geben, als vom Gasthaus zum Bahnhofe (der ganz in der Nähe liegt), und seine Anweisung, wenn man sie genau befolgt, wird Euch in beiden Fällen gleich behülflich sein, den Weg zu verlieren. Der Doktor behauptet, ein eingeborener Texaner sei es gewesen, der den Kindern Israel bei ihrem Auszug aus Aegypten den Weg gezeigt, und darum hätten sie vierzig Jahre in der Wüste herumirren müssen.

Der Grund, warum die texaner Anweisungen so ungenügend sind, liegt darin, daß man bei dem Fremden die Kenntnis von Verhältnissen voraussetzt, von denen er nichts wissen kann. So fragte ich den Kellner in Houston nach der Post. Er sagte: „Es ist die nächste Thür nach Williams und Schwarzenbergen."

„Aber wo wohnt Williams und — der Deutsche?"

„Gut, aber Ihr wißt doch das Maschinenhaus Nr. 3? Dem gerade gegenüber."

„Was weiß ich von dem Maschinenhaus Nr. 3?"

„Nun, dann geht hinunter, als wolltet Ihr zum Gefängnis, und ein Häuserviertel diesseits desselben, wendet Euch hinunter in der Richtung zur Hochschule; dann geht Ihr etwa zwei Viertel weiter und findet die Post auf der anderen Seite der Straße."

Zuletzt mietete ich einen Wagen, zahlte dem Kutscher einen halben Dollar Fuhrlohn, kam zur Post, und dann kaufte ich mir einen Stadtplan.

Der Doktor sagte, wenn er nach der Wegweisung eines Texaners in einen Brunnen fallen sollte, so würde er sicher den Weg verlieren, ehe er den Boden erreicht hätte.

Was die Leute in Texas Straßen nennen, sind nur Wagen-

spuren, und werden selten ausgebessert. Auf abhängigem Grund und leichtem Boden wäscht sie der Regen aus und bildet Regenbetten; dann wird eine neue Spur neben der alten gemacht, bis die ganze Seite des Hügels von gefährlichen Schluchten durchfurcht ist. Im Waldland macht man Straßen, indem man einfach die Bäume umhaut und die sechs bis zwölf Zoll hohen Stümpfe stehen läßt. Diese Straßen sind selten über zehn Fuß breit. Dann giebt es auch noch sogenannte „Kerbstraßen“, wo die Bäume auf einer oder beiden Seiten des Weges in Zwischenräumen eingekerbt werden, etwa wie der Schuljunge unter eine Zeichnung auf der Schiefertafel schreibt: Das ist ein Mann.

Auf der Prärie findet ein Reisender oft, daß die Straße desto undeutlicher wird, je weiter er kommt. Ein breiter und deutlicher zieht sich allmählich in einen zwölfzölligen Pfad zusammen und verschwindet dann auf der offenen Ebene oder teilt sich in ein Dutzend kleinerer Spuren, die nach verschiedenen Richtungen auseinander laufen. Diese Wege werden vom Vieh gemacht, wenn es zum Wasser geht, und setzen den unerfahrenen Reisenden oft in Verwirrung.

Wir fanden die „große, ebene Hauptstraße“ erst am folgenden Tag; aber wir hielten uns gen Westen, denn dahin, wußten wir lag unser Weg.



Abgeworfen.

10. Kapitel.

Wir waren über die Prärie geritten von sechs Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags, ohne Wasser zu finden. Seit dem vorgehenden Abend hatten wir keine menschliche Wohnung gesehen, und verzweifelten, eine solche anzutreffen, als der Doktor in der Entfernung ein Haus entdeckte. Es schien ein kleines, hölzernes Gebäude, etwa drei Meilen entfernt, wahrscheinlich ein Wärterhaus an der Eisenbahn oder ein Rancho eines Viehzüchters. In jedem Fall war dort wahrscheinlich ein Brunnen und folglich Wasser. So gaben wir unseren Pferden die Sporen und ritten darauf zu; aber Entfernungen auf der Prärie sind trügerisch. Eine anscheinend kurze Strecke dehnt sich zur Unendlichkeit aus; wir ritten und ritten und glaubten erst am jüngsten Tage dort anzukommen. Zuletzt erreichten wir das Haus, nachdem wir wenigstens fünf Meilen zurückgelegt hatten. Wir fanden es bewohnt von Mr. und Mrs. O Lafferty und einer lustigen Schweinefamilie.

Mrs. O Lafferty war eine Ausländerin.

Mr. O Lafferty war Sektionsaufseher von Nr. — an der G. H. und S. A. Eisenbahn, das heißt er beaufsichtigte die Arbeiter dieser Sektion.

Mrs. O Lafferty beaufsichtigte Mr. O Lafferty.

Mr. O Lafferty war ein kleiner Mann mit freundlicher Rede, dicker Oberlippe und unterwürfig in Gegenwart von Mrs. O Lafferty.

Mrs. O Lafferty war ein Frauenzimmer von funfzig Sommern, magerer Gestalt, flüchtiger Zunge und ohne Kenntnis der Inter=

punktion. Sie sprach Englisch mit fremdem Accent. Sie überging die Kommas und fügte ein Semikolon ein, wenn sie Atem schöpfen mußte, und ihre Unterhaltung kannte keine Perioden, außer wenn sie sich schlafen legte.



Ankunft bei den O Laffertys.

Mr. O Laffertys Haar war mit sorgloser Grazie im Dachtraufenstil geordnet, und zeigte, daß es mit einer stumpfen Scheere, wahrscheinlich von Mrs. O Laffertys Hand, amputiert worden war.

Mrs. O Laffertys Haar war in einen klassischen Knoten

auf ihrem Hinterhaupt befestigt, und so festgezogen, daß dies der Grund zu sein schien, warum ihre Mundwinkel bis dicht zu ihren Ohren reichten.

Mr. O Lafferty trug Barchenthosen und Halbstiefel Nr. 10.

Mrs. O Lafferty trug die Hosen in figürlichem Sinn und ging barfuß, der Kühlung und Sparsamkeit wegen.

Diese Gesellschaft lebte in einem rohen Holzhause mit zwei Zimmern an der Bahnstrecke, auf einer baumlosen Prärie, wo ihre nächsten Nachbarn meilenweit entfernt wohnten. Als wir an die Thür kamen, trafen wir Mrs. O Lafferty.

„Ja, Herr, gewiß könnt Ihr einen Trunk Wassers haben; Gott sei Dank giebt es hier genug davon. — Der Teufel hole euch elende Schweine, könnt ihr den Herren nicht aus dem Weg gehen? Bindet nur Eure Pferde dort an den Zaun. Tim! Tim! Was seid Ihr für ein Kerl, der einem immer im Wege steht, wenn man ihn nicht brauchen kann, und wenn man ihn braucht, ist er nicht zu finden. Dort steckt Ihr? Seht Ihr nicht, daß die Herren Wasser wollen? Kommt herein und setzt Euch nieder. Hole einen Eimer Wasser und bringe nicht den ganzen Tag damit zu, dies mal. Wollt Ihr vielleicht eine Tasse Kaffee? Nein, es macht mir gar keine Mühe, ihn fertig zu machen. Jedermann trinkt Kaffee in diesem Lande, aber ich ziehe den Thee vor, ganz abgesehen davon, daß der Kaffeesatz durchaus dem Magen schaden muß. In dem Thee ist viel mehr Kraft, obgleich der, den wir hier kriegen, nichts ist im Vergleich mit dem im alten Lande.

Was Ihr da sagt! Ihr seid voriges Jahr durch Irland gereist? Ist es möglich! Habt Ihr nichts von den Mac Guires von Ballymacashel erfahren? Ja, sie waren des Teufels Spielkameraden, führten immer Streiche aus, schossen nach Landbesitzern, prügelten sich auf den Jahrmärkten und anderen Unterhaltungen. Sie waren Verwandte von meinem alten Mann hier, aber ich habe niemals mehr Gefallen an ihnen gehabt, als der Teufel am Weihwasser. Meine Mutter (Gott hab' sie selig) war eine O Nale, aus der alten Familie der rothändigen O Nales. Ich erwarte eines Tages — O Mutter des Moses, ist nicht der alte Schlingel hingegangen und hat die Biscuits angebrannt?“ Der alte Schlingel war Mr. O Lafferty, welcher einstweilen als

Küchengehülfe angestellt war: „Ich wollte, er bliebe draußen an der Straße bei seinen Leuten; er führt allemal eine Teufelei aus, wenn er zu Hause ist. Ja, der ist eine schöne Hülfe für mich, aber ich will ihn lehren, ein andermal die Biscuits wieder zu verbrennen.

Fort nach der Küche ging Mr. O Lafferty, um ihren ehelichen Joch-Genossen zu beaufsichtigen. Aus gewissen Tönen, welche unsere Ohren erreichten, schlossen wir, daß sie ihn belehrte, und er sich wehrte. Dies war die dunkle Seite von Mr. O Laffertys Leben. Nachdem sie in der Küche Ordnung geschafft, aber ehe wir uns von der ersten Ueberflutung erholt hatten, war sie wieder bei uns mit einem frischen Orkan von Worten. Auf Entkommen war keine Hoffnung, und unsere Versuche, an der Unterhaltung teilzunehmen, waren unzureichend, die Flut von Mitteilungen und persönlicher Geschichte aufzuhalten, welche dieser Rede-Cyclon über uns ausschüttete. In einer kurzen Stunde erfuhren wir den Eierpreis, und das beste Verfahren gegen den Baumwollenwurm; wir wurden unterrichtet, was ein Speisehaus abwirft, und ob man beim Kuchenbacken besser Speck oder Butter anwendet, dazu erhielten wir hinreichende Mitteilungen, um die Geschichte aller O Laffertys und O Neils bis auf sechs Generationen schreiben zu können.

Man erzählt sich, Mrs. O Lafferty habe Hühneraugen an der Zunge, aber ich halte das für eine elende Verleumdung, erfunden von dem Besitzer eines rivalisierenden Speisehauses. Auf ebenso unsicherem Grund ruht wahrscheinlich folgende Geschichte, diese gute Dame betreffend.

Mrs. O Lafferty kaufte ihre Waaren bei Mr. A— in Richmond. Bei einer Gelegenheit brachte sie ein Dutzend Schwefelholzschachteln nach Hause, aber als sie dieselben gebrauchen wollte, entzündeten sie sich nicht. Zu sagen, daß Mrs. O Lafferty bei dieser Entdeckung warm wurde, würde eine Unterschätzung der Thatsachen sein. Sie nährte ihren Zorn, und hielt ihn nicht allein warm, sondern pflegte ihn so, daß er bei dem nächsten Besuch, den sie in Richmond machte, weißglühend war und überkochte. Sie trat in Mr. A—s Kaufladen, schleuderte die Schwefelhölzer auf den Tisch, und sprach:

„Wofür haltet Ihr mich, daß Ihr mir solche elende alte

Zahnstocher aufhängt, wie die da? Hol' mich der Teufel, wenn die brennen!"

„Ich bin erstaunt, Madam, das zu hören," sagt der höfliche Kaufmann, „ich weiß gewiß, daß sie gut sind, sie müßten denn feucht geworden sein. Ich will es Euch zeigen." Und er nahm eines von den getadelten Hölzchen, hob sein Bein auf — wie die Männer zu thun pflegen, — strich das Schwefelholz am weichsten Teil seines Körpers entlang, und es entzündete sich. „Seht Ihr, Madam, ich sagte Euch —"

„Gewiß sehe ich's, aber hol' Euch der Teufel, wenn Ihr denkt, ich werde jedesmal nach Richmond kommen, wenn ich Feuer brauche, um ein Schwefelhölzchen an Eurem Hosenboden anzustreichen."

Wir genossen Mrs. O Laffertys Kaffee, obgleich keine Milch dazu da war, und die Biscuits, obgleich sie unter den Händen des unerfahrenen Tim gelitten hatten und aussahen, als hätte er darauf gesessen. Wir fühlten uns viel wohler, als der gastfreundlichen und gutherzigen Mrs. O Laffertys „glückliche Reise" uns über die Prärie nachschallte, als dies seit mehreren Tagen der Fall gewesen war. Als wir quer über die Prärie ritten, sahen wir zahlreiches Vieh über die weite Fläche zerstreut, und um die Wasserlöcher erzählte das Gerippe mancher Kuh von trockenen Jahreszeiten und bösen Northern. Stellenweis vertrocknet hier in der heißen Jahreszeit alles Wasser, das sich in Löchern und Schluchten findet, und da es keine laufenden Gewässer giebt, muß das Vieh entweder auf andere Weiden gehen, wo es Wasser giebt, oder verdursten. Im Winter bringen die Norther manch altes und schwaches Stück um.

Der Norther kommt nach Texas plötzlich und unerwartet, dauert aber nicht lange; in der That hält er sich nur gerade lange genug auf, um das Dach von einem Stall fortzuführen oder einen Regenschirm umzukehren. Er ist immer in großer Eile und geht gerade durchs Land durch. Ich weiß nicht, wie hoch oder dick ein Norther ist, aber ein erwachsener Texaner Nordwind ist mehrere hundert Meilen breit und so lang, daß er in seinem bequemen Schritt etwa achtundvierzig Stunden braucht, um über einen gegebenen Punkt hinaus zu kommen; und oft nimmt er den Punkt mit.

Es giebt zwei Arten Norther, den trockenen und den feuchten, und beide sind außerordentlich kalt. Keine Zunge kann sagen, keine Feder beschreiben, wie kalt er einem Manne vorkommt, der des Nachts auf die Ermahnung seiner Frau aufstehen muß, um nachzusehen, ob er nicht vergessen hat, die Fensterläden im Speisezimmer fest zu machen. Doch ist der Norther nicht so kalt, wie es scheint; das Thermometer fällt dabei selten unter vier Grad unter Null. Der Gegensatz gegen die gewöhnliche Temperatur und die Plötzlichkeit des Wechsels erklären das.



Gestern und heute in Texas.

Die vorstehenden Bilder, die vor meinem geistigen Auge schweben, werden meine Meinung erläutern. Das eine stellt im Vordergrund einen Mann in leinenen Kleidern dar. Sein Hemd ist vorn offen, er sitzt auf einem Refrigerator und wedelt sich Kühlung zu. Im Hintergrund zeigt sich ein Gefäß mit Sodawasser und im Mittelgrund bringt ein schwitzender Neger eine Eislimonade. Nennen wir dieses Bild: „Texas, wie es gestern war“. Daneben sieht man denselben Mann in Winterkleidern, ein Büffelfell über

die Schultern und eine Seehundmütze mit Ohrklappen auf dem Kopfe. Er sitzt vor dem Feuer und wärmt seine Schuhsohlen, während derselbe Diener, vor Frost klappernd, ein Gericht von gedämpften Austern mit rotem Pfeffer bringt. Dies Bild heißt: „Texas, wie es heute ist“.

Die Northers kommen gegen Ende Oktober auf den Markt, obgleich eine frühzeitige Sorte sich seit einigen Jahren schon im September entwickelt. Wie die Auster werden sie in allen Monaten genossen,. in denen ein „r“ ist. Ein Fremder, der niemals einen erlebt hat, erkennt ihn beim ersten Mal unfehlbar. Der Fremde sitzt auf der Veranda ohne Rock und Hut und schreibt an seine Schwiegermutter in Connecticut, d. d. San Antonio am 11. Oktober. „Hier ist das herrlichste Klima der Welt, das Italien Amerikas, und ich freue mich, hergekommen zu sein. Wenn ich mir denke, daß Ihr jetzt zitternd um den Ofen sitzt, der Euch nur teilweise erwärmt, während ich zu gleicher Zeit balsamische Lüfte einatme, beladen mit dem Duft der Orangenblüten! Das Thermometer zeigt 24° im Schatten. Auf der Straße gehen die Leute in Sommerkleidern und suchen die Schattenseite auf. Der sonnenverbrannte Abkömmling des stattlichen Azteken trägt einen wandelnden Kaufladen von Zuckerwerk auf einem Holzgestell vor sich her und wehrt die Fliegen mit einem Papierfächer ab. Das braune Kind des sonnigen Italiens ergötzt ein lässiges Publikum mit seiner Musik, während ein afrikanischer Affe auf seiner Schulter den Zuschauern Gesichter schneidet. Harmonieren nicht alle diese Dinge mit der ruhigen Heiterkeit und sanften Wärme der subtropischen Umgebungen? Ich bedauere, nicht leichtere Kleider mitgebracht zu haben; mein Ueberzieher war eine unnütze Bürde.“ Dann, wie er von den Feigenbäumen im Hof erzählen will und den Bananen im nächsten Garten, steigt eine dunkle, tintenschwarze Wolke im Norden auf; eine dumpfe Stille folgt auf die „balsamischen Lüfte“, und eine Art elektrischen oder schwefeligen Geruchs auf den „Duft der Orangeblüten“. Man hört ein Rasseln in den Baumwipfeln und er geht, seinen Rock zu holen. Beim Zurückkommen sieht er durchs Fenster, wie der Mexikaner ins Leihhaus eilt, seinen süßen Kram zu versetzen und dafür eine gebrauchte Wolldecke zu erstehen; der Italiener, mit seiner Orgel und dem Affen, sucht

eine Zuflucht, während Wolken von Staub und ein Wind von dreißig Meilen in der Stunde, frisch vom Nordpole, die Stelle der „ruhigen Heiterkeit und sanften Wärme“ einnimmt. Dann zieht er sich in seinen Ueberzieher zurück, läßt Feuer im Ofen anzünden und benutzt den Abend, um den Brief an seine Schwiegermutter zu verbessern und das Klima von Texas zu verwünschen.

Die Nordwinde üben eine sehr stärkende Wirkung aus, reinigen die Luft und führen alle Malariadünste fort. Das Thermometer bringen sie sehr schnell zum Fallen, oft zwanzig Grad in einer Stunde. Zwar sah ich ein solches einmal in Austin drei Fuß in zwei Sekunden fallen — aber von einem Nagel herab.

Gegen Abend kamen wir an einen Ort, genannt East Bernard. Er besteht aus einem Kaufladen, einem Stall und einer Veranda mit zwei kleinen Zimmern daran. Der alte Mann, dem der Ort gehört, gab uns einigen Mais für die Pferde und sagte uns Unterkunft für die Nacht zu. „Kommt herüber und setzt Euch in den Laden, bis das Weibsvolk das Essen fertig hat.“

Der Kaufladen ist das Clubzimmer der Nachbarschaft; kein Pflanzer kauft eine Kuh vom anderen, oder macht sonst einen Handel, ohne zum Laden hinüber zu eilen, um das Geschäft richtig zu machen. Da wird jeder Kontrakt mit einem guten Trunk besiegelt. Die jungen Männer aus einem Umkreis von mehreren Meilen treffen sich hier abends, besonders Sonnabends. Sie hocken in unbequemen Stellungen umher auf Ladentischen, Mehlfässern und Nagelkisten, und unterhalten sich über örtliche Angelegenheiten in ziemlich profaner Sprache und unter Mißbrauch des Namens Gottes, wobei sie einander mit Branntwein, Bier, Sardellen, Austernkonserven und anderen Artikeln bewirten, die der Laden führt.

Alle Kaufläden auf dem Lande sind einander merkwürdig ähnlich; niemals scheint ein unternehmender junger Kaufmann die Kühnheit gehabt zu haben, eine Neuerung zu wagen. Der Laden, den wir betraten, unterschied sich in nichts von anderen derselben Art: trockene Güter auf einer Seite, Spezereiwaaren auf der anderen, Getränke im Hintergrunde; während Sättel

zusammengerollte Stricke, Petroleumgefäße, Schleifsteine, Axtstiele und Kisten mit billigen Stiefeln überall zerstreut standen. Vor der Thür waren Verzeichnisse der Waaren angeklebt, welche vorrätig waren. Das wilde Durcheinander der so angezeigten Gegenstände erinnerte mich an ein berühmtes schottisches Aushängeschild aus dem vorigen Jahrhundert, mit der Inschrift: „Hier zu verkaufen: Bibeln und Schinken — Testamente und Theriak — Andachtsbücher und Nagelbohrer!"



Er glaubte an kein künftiges Leben.

Unser Ladenbesitzer war zugleich Postmeister. Die Postexpedition befand sich links, dicht beim Eingang und bestand aus einem wackelbeinigen Tisch, der hinten mit Anzeigen von Wagenschmiere und Brausepulver, mit gerichtlichen Verkaufsanzeigen und Biographieen von verlaufenen Pferden beklebt war, aus einem Tintenfaß, einem gebrauchten Löschblatt und einer Katze, welche auf zwei Postkarten und einer alten Kirchenzeitung schlief.

Als wir eintraten, fanden wir fünf oder sechs junge Leute versammelt, welche einem Disput zwischen dem kleinen Lukas Sneed und Tom Quinn zuhörten. Lukas war ein Freigeist;

er lächelte über Religion, nannte die Diener des Evangeliums Seelenfänger und prahlte mit seiner Ungläubigkeit; er glaubte nichts, was man ihm nicht beweisen konnte. Sein enges Gehirn, unfähig, eine erhabene Idee zu erfassen, beschäftigte sich nur damit, nach Ursachen zu fragen, Handlungen zu tadeln und Scheingründe gegen jede vorgebrachte Theorie oder Behauptung aufzustellen. Lukas leugnete das Vorhandensein einer Pech- und Schwefelhölle, und sein Gegner ermattete unter Lukas' wiederholten Forderungen, seine Behauptungen zu beweisen.

„Es ist niemand dort gewesen, wißt Ihr," sagte Lukas, „wenigstens haben wir keinen Beweis dafür, und es ist natürlich, daß, wenn es einen solchen Ort gäbe, der Eigentümer es uns zu wissen thun würde."

„Ihr dürft mir nicht sagen, es gäbe keine Hölle," sagte der lange Bill Staples, Ihr könnt Euer Leben darauf verwetten, daß es eine giebt, das vergeßt nicht. Es ist durch Experimente bewiesen."

„Experimente? Wie so?" riefen mehrere.

„Nun, hat denn keiner von Euch von der Uebereinkunft zwischen dem alten Sam Delaney und Peter White gehört? Es war gerade vor dem Kriege. Peter war ein Ungläubiger oder Darwinist oder dergleichen und glaubte an kein zweites Leben nach dem Tode, der alte Sam aber war Methodist. Sie waren gute Freunde, Peter und er. Beide liebten den Toddy, und manches mal habe ich sie zusammen aus der Stadt kommen sehen in Sams altem Wägelchen, beide gleich unfähig, ein methodistisches Campmeeting von einer demokratischen Wahlversammlung zu unterscheiden. Sie disputierten mächtig über Religion und Hölle, über Henry Clay und dergleichen, und eines Tages machten sie einen Handel — wie viele andere Narren gethan haben sollen — einen feierlichen Vertrag nannten sie es — daß derjenige von ihnen, welcher zuerst stürbe, zurückkommen sollte, wenn das möglich wäre, und dem Ueberlebenden durch ein feierliches Zeichen zu erkennen geben, ob der Sünder eine heiße Zukunft zu erwarten habe, oder nicht. Bald darauf brach der Krieg aus; Sam war zu alt, um mitzugehen, aber Peter meldete sich als Freiwilliger, und ein Jahr darauf war er Oberst. Es ist ein Wunder, daß er nicht früher getötet wurde, sei es vom Brannt-

wein, sei es von Yankee-Kugeln, aber er fürchtete weder das Eine, noch das Andere. Im Gefecht war er immer voran, fluchend und brüllend, und im Lager that er nichts, als Kartenspielen und Branntweintrinken.

In einer heißen Julinacht schlief der alte Sam Delaney draußen auf der Veranda. Er war an dem Tage in der Stadt gewesen und hatte seine Baumwolle verkauft, denn der Krieg störte uns darin nicht sehr, und die Leute besorgten ihre Geschäfte wie gewöhnlich. Der alte Mann hatte eine gute Ladung von seinem Lieblingssaft eingenommen, und war so müde, als er nach Hause kam, daß er sich gleich auf der Veranda niederlegte und fest einschlief. Gerade um Mitternacht erwachte er von einem Kältegefühl, das ihn ergriff. Er sah hinaus nach der Verzäunung und bemerkte einen weißen Gegenstand, der am Thor stand; das Thor öffnete sich und das Ding glitt geräuschlos herein. Sam wußte sogleich, wie er später erzählte, daß das der Geist Peter Whites war, welcher kam, sein Versprechen zu lösen, und bereute es bitter, einen solchen thörichten Vertrag geschlossen zu haben. Der Geist, ganz weiß gekleidet, kam dicht zu ihm heran, stand eine Minute still und, obgleich er es im Dunkeln nicht gut erkennen konnte, schien ihn freundlich und traurig anzublicken. Er stöhnte wie bekümmert und glitt langsam um die Ecke des Hauses herum.

Am nächsten Morgen sah der alte Mann sehr düster und feierlich aus, und erzählte seiner Familie beim Frühstück, in der vergangenen Nacht um zwölf Uhr sei Peter White gestorben. Sie lachten ihn aus, weil sie Oberst White über tausend Meilen entfernt wußten, im Krieg gegen die Yankees. Aber als wir die Nachricht von der Schlacht am Goose-Creek bekamen — die Neuigkeiten reisten damals langsam in Texas; es war erst einen Monat nachher, als wir die Nachricht durch Bill Young bekamen, der auf Urlaub war — erfuhren wir, daß in derselben Nacht, wo Sam Delaney des Obersten Geist gesehen hatte —"

„Der Oberst getötet worden war, vermutlich, aber was beweist das?" spottete der kleine Lukas Sneed.

„Seid nicht gleich so hitzig, junger Mann, laßt mich meine Geschichte zu Ende bringen," sagte Bill Staples. Er fuhr fort: In derselben Nacht, wie später bewiesen ist, wo Delaney den

Geist sah und genau um zwölf Uhr saß Oberst White in seinem Zelt und spielte mit seinen Offizieren Karte. Die Yankees warfen von Zeit zu Zeit eine Bombe in das Lager. Um zwölf Uhr wurden auch die Wachen abgelöst, und gerade, als die abgelöste Wache am Zelt vorbeikam, deckte der Kapitän, welcher mit Oberst White spielte, vier Könige auf, der Oberst hatte vier As, und gewann die ganze Kasse, tausend Dollars, wie ich sagen hörte. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, um mich bescheiden auszudrücken, nicht wahr?"

„Nun," sagte Lukas.

„Nun," antwortete Bill, „das ist alles."

„Aber wurde nicht der Oberst getötet, oder starb er in jener Nacht?"

„Zum Teufel, nein," sagte Bill, „er lebt noch jetzt unten im De Witt Bezirk, so lustig wie ein Ziegenbock."

„Aber was wurde denn aus dem Geist?"

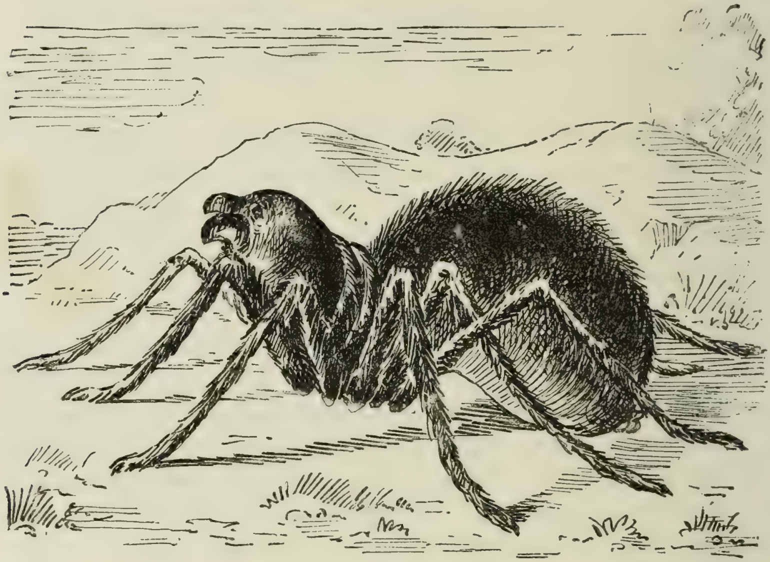
„Ach der Geist! Ich weiß nichts von ihm aus eigener Erfahrung; aber die Jungens sagten, Jim Carsons alte weiße Kuh sei in Delaneys Garten eingebrochen und habe ihm den größten Teil seines Kohlbeetes abgefressen, in der Nacht, wo er den Geist sah."

„Die Reihe ist an Euch, Lukas, etwas zu bestellen," sagten die Jungens, und Lukas war bereit und traktierte sie alle der Reihe nach.

11. Kapitel.

Ungefähr zwei oder drei Meilen von East Bernard kamen wir an einen sehr einladenden Lagerplatz — eine Bauminsel in einer meerartigen Prärie. Obgleich es noch früh war, nicht mehr als zehn Uhr vormittags, beschlossen wir, da zu bleiben und unser Essen zu kochen. Auf einem Stück dürren Holzes in der Nähe war ein haariger Gegenstand, der Körper etwa von Wallnußgröße. Seine Beine, acht an der Zahl, strahlten vom Körper aus, welcher auch mit kurzem, borstigem Haar bedeckt war: es sah aus wie eine Spinne aus Brobdignag. Leib und Beine konnten wohl einen handgroßen Raum einnehmen, es war ein so häßliches Insekt, als ich je eines gesehen habe. Dies war die „gefürchtete Tarantel“, ein Tierchen, das mehr verleumdet worden ist, als irgend ein lebendes Ding; eine bescheidene Spinne, welche ihren eigenen Geschäften nachgeht, ohne sich jemandem aufzudrängen, ein höchst geschmackvolles und sinnreiches Insekt, was den Bau und die Verzierung seiner Wohnung betrifft. Ihr Nest ist das zierlichste von allen zierlichen Dingen. Es besteht aus einer unterirdischen Höhle ungefähr von der Größe einer Kaffeetasse, tapeziert mit einem Stoff so fein und glänzend, wie weißer Atlas. An der Oberfläche der Erde ist eine kleine Oeffnung, worein eine Thür paßt, welche aus Sand und Steinchen, mit einer klebrigen Flüssigkeit zusammengeleimt, besteht und mit demselben Atlas ausgekleidet ist, wie das Nest. Die Thür öffnet und schließt sich in Charnieren, aus mehreren Strängen von Seidenfäden bestehend.

Wenn die Tarantel ausgeht, schließt sie die Thür und steckt den Schlüssel ein: dann kann das schärfste Auge den Eingang des Nestes nicht entdecken, weil er ebenso aus Sand und Steinchen besteht, wie die Umgebung. Ich war über die Sitten der Tarantel lange im Irrtum gewesen; ich hielt sie für einen Landstreicher, welcher sich herumtreibt auf der Suche nach irgend einem weiten Hosenbein, um hinein zu kriechen, während sie in Wirklichkeit einen festen Wohnplatz hat, fest in der höchsten Bedeutung des Wortes. Die Tarantel ist eine Spinne von strengem



Tarantel in Lebensgröße.

Geschäftssinn, nicht spekulativ und voreilig, sondern eher vorsichtig und konservativ. Sie greift niemals ein Insekt an, das größer ist, als sie selbst: es müßte denn tot sein. Wenn die Sonne untergeht, schlüpft sie heraus und nährt sich von liederlichen Ameisen und verspäteten Käfern. Ihre nächtlichen Streifzüge und ihre Schläfrigkeit bei Tage haben gewisse Grauköpfe gegen sie erbittert, welche sich ein boshaftes Vergnügen daraus machen, vor dem Frühstück gegen ihre Söhne oder Schreiber Stichelreden von der fleißigen Biene oder Ameise loszulassen. Aber darum kümmert sich die Tarantel wenig; denn diejenigen, welche sie am

besten kennen — der Grenz-Indianer, der Pferdedieb und der mexikanische Räuber — wissen sie zu schätzen, und zeigen dies, indem sie ihre Lebensweise nachahmen. Aber die Vollkommensten haben ihre Fehler, und die Tarantel macht keine Ausnahme. Wenn man sie irgendwie beleidigt oder beschädigt, — zum Beispiel sich auf sie setzt — so beißt sie sich in dem ersten besten weichen Teile ein, den sie finden kann, und giebt dabei einen schädlichen Saft von sich, der so gefährlich sein soll, wie das Gift der Klapperschlange oder Grenzer-Branntwein. Ich halte das ebenfalls für eine Verleumdung, denn ich habe niemals jemand angetroffen, der am Tarantelbiß gestorben war. „Tarantelsaft“ ist in Texas ein Lieblingsname für die schlechteste Sorte Branntwein, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil gewöhnlicher Schnaps für das sicherste Gegengift des Tarantelbisses gilt. Ich habe sagen hören, kann es aber nicht verbürgen, daß ein alter Indianer am Nueces-Fluß dieses Gegengift so sehr liebte, daß er eine zahme Tarantel bei sich führte, sich nahe bei einem Schnapsladen den Anschein gab, als würde er gebissen, wobei er die Tarantel als Beweis vorzeigte, und da herumheulte, bis er von dem humanen Händler umsonst mit Branntwein begossen wurde.

Am folgenden Tage kamen wir spät abends nach einem Ort namens Eagle Lake, wo wir beschlossen, einige Tage zu rasten. Wir fanden ein gewöhnliches Maisbrot- und Kaffeehotel mit derselben primitiven Einrichtung, wie sonstwo in Texas, aber in der Nähe befand sich ein kleiner See, der fischreich sein sollte. Ich selbst huldigte dem „einsamen Laster“ nicht, wie Byron es nennt, aber der Doktor wollte einige Fische fangen, und ich — nun ich wollte im Schatten liegen und auf des Doktors Kosten Witze machen.

Uns beiden wurde ein einziges Zimmer angewiesen; es war ungefähr acht Fuß auf zehn und einfach ausgestattet mit einem Bett, einem Stuhl, einem Nagel, unsere Kleider daran aufzuhängen, und einer Blechschüssel auf einem alten Seifenkasten im Winkel. Das blecherne Waschbecken stand mehr zur Verzierung da und weil es Mode ist, ein Schlafzimmer damit auszuschmücken, denn man erwartete, wir würden uns des Morgens in der Veranda waschen, wo auf einem Brett ein anderes Blech-

becken stand, nebst einem Eimer voll Wasser und einem Stück brauner Seife in einer alten Sardellenbüchse und über einer Rolle hing ein endloses und sehr schmutziges Handtuch. Die Zwischenwände des Zimmers waren aus Tannenbrettern, weder bemalt, noch tapeziert, noch abgehobelt; die Bretter waren geschwunden, so daß breite Spalten sich dazwischen befanden, und wir das geringste Geräusch im nächsten Zimmer ebensogut hören konnten, als wären gar keine Wände da gewesen. Ich hatte gerade eine Ecke des Kopfkissens ausfindig gemacht, welche weder Kieselsteine noch alte Eisenbrocken enthielt, als ich auffuhr, weil ich im nächsten Zimmer etwas sich setzen hörte. Er setzte sich, was es auch sein mochte, mit solchem Nachdruck nieder, daß die Fenster klirrten und der Staub von der Decke mir in die Augen fiel. Unser Wirt war ein sehr unternehmender junger Mann. Er erzählte uns, wie er ohne einen Pfennig nach Texas gekommen sei, und wie er jetzt das Hotel besitze, obgleich noch eine schwere Hypothek darauf ruhte. Als ich nun den Lärm hörte, dachte ich zuerst, der Wirt hätte Dummheiten mit der Hypothek gemacht — vielleicht versucht sie zu heben — und sie fallen lassen, aber bald genug erfuhr ich die wirkliche Ursache des Lärmes. Es ist der jüdische Handlungsreisende, der sich bei Tisch so albern benahm; er bewohnt das nächste Zimmer und ist eben eingetreten und hat sich gesetzt. Er hält ein Selbstgespräch: Mein Gott, was für ein kleines Bett ist das. Jetzt zieht er seine Stiefel aus und wir hören ihn fluchen. Der Doktor freut sich, daß der Israelit Hühneraugen hat. Dann wirft er sie mit Gewalt in eine Ecke, geht zur Thür und ruft:



Der Handelsreisende.

„Herr Wirt! Herr Wirt!"

„Ja, Herr."

„Kann ich etwas Tinte haben? ich möchte ein wenig schreiben, ehe ich zu Bette gehe." Die Tinte kommt und er kratzt und kratzt eine halbe Stunde lang; wahrscheinlich teilt er seinem Hause mit, der und der Kunde finde die Waare nicht so gut, wie das Muster. Dann ruft er wieder: „Herr Wirt! Herr Wirt!"

„Ja, Herr."

„Habt Ihr eine Zeitung? ich möchte ein wenig lesen, ehe ich zu Bette gehe."

Der Wirt bringt ihm eine Zeitung und wir hören ihn sie falten und glatt streichen. Er raschelt und knistert in aufregendster Weise. Er liest eine halbe Stunde lang, stöhnt auch ein paar mal: vielleicht liest er, wie ein Handelsreisender gelyncht wurde, oder die Anzeige eines Konkurrenten im Konfektionsgeschäft.

„Herr Wirt! Herr Wirt!"

„Ja, Herr."

„Gebt mir eine gute Cigarre: ich möchte ein wenig rauchen, ehe ich zu Bette gehe."

Dann raucht er, und der Rauch dringt durch die Spalten und erfüllt unser Zimmer. Um die Zeit, wo der Rauch unerträglich wird, hören wir wieder die Trompetenstimme:

„Herr Wirt, Herr Wirt!"

„Ja, Herr."

„Ich brauche ein Paar Handtücher; ich möchte mich ein wenig waschen, ehe ich zu Bett gehe." Er erhält Wasser und wäscht sein Gesicht; offenbar bekommt er Wasser in den Mund und Seife in die Augen. Jetzt schnauft er und bläst und grunzt vor Vergnügen, wie er sich mit dem Handtuch abreibt. Wir hören ihn seine Kleider ausziehen, und denken, er wird nun „ein wenig" von ziemlich allem haben, was er verlangen konnte.

„Herr Wirt, Herr Wirt, gute Nacht! Ich denke, ich will zu Bette gehen und ein wenig schlafen."

Die Uhr schlug zwei. Der Doktor sagte „verd—!" und wir schliefen ein.

Am Frühstückstisch fanden wir einen vielfach beschädigten und hart mitgenommenen Mann. Sein linkes Auge war von

einer grünen Binde bedeckt, eines seiner Ohren und zwei Finger fehlten, und sein rechtes Bein war am Knie amputiert, und durch ein hölzernes ersetzt. Vier Vorderzähne fehlten ihm. Der Doktor nannte ihn „das Ueberbleibsel“, weil er so viele Glieder verloren und so wenige übrig hatte. Er aß sehr viel, war aber sehr enthaltsam im Reden.



Das Ueberbleibsel beim Frühstück.

Der Handelsreisende am Ende des Tisches interessierte sich offenbar sehr für das Ueberbleibsel, und schien entschlossen, möglichst viel aus dem hungrigen und schweigsamen Manne heraus zu locken.

„Habt Ihr etwa ein Plantagen-Geschäft hier herum?“ fragte er.

„Nein,“ grunzte das Ueberbleibsel, indem er eine Kartoffel in den gähnenden Schlund unter seiner Nase schob.

„Ihr schient mir doch so auszusehen, als hättet Ihr mit Landbau oder Viehzucht zu thun.“

„So?“

„Ein schlimmes Frühjahr fürs Vieh, nicht wahr?“

„So, so.“

„Diese Nordwinde sind sehr bös für die Schafe, nicht wahr? Habt Ihr Schafe?“

„Nicht ein elendes Schafbein,“ sagte das Ueberbleibsel, indem er einen gewaltigen Bissen verschlang.

„Dann habt Ihr wohl Rindvieh?“

„O ja, eine Menge.“

„Habt Ihr Euer Vieh auf der Weide?“

Der schweigsame Mann konnte nicht antworten, da er gerade mit einem Napf voll saurer Milch beschäftigt war; aber kaum war dieses Geschäft beendigt, als der Frager von neuem einsetzte:

„Habt Ihr —

Seine Frage wurde kurz abgeschnitten durch einen Blick, den der andere ihm zuwarf. Dann ahmte das Ueberbleibsel den Accent und die Sprechweise des Reisenden nach, indem er rief: „Herr Wirt, Herr Wirt, bringt mir doch eine Flinte, ich möchte ein wenig schießen, ehe ich zu Bette gehe.“

Jedermann bei Tische verstand den Spaß und freute sich darüber, offenbar waren die nächtlichen Bemerkungen des Hebräers durchs ganze Haus gehört worden. Derselbe machte sich fort, von einem Geschäft murmelnd. Nachdem er gegangen war, sagte das Ueberbleibsel kein Wort, bis er noch drei Kuchen, eine Gurke und einen Napf voll Tomaten verschluckt hatte. Als er dann gegessen hatte, bis seine Kinnladen müde waren, thaute er auf und wurde gesprächig. Er erzählte uns, er habe einen Rancho nicht weit von der Stadt, wo seine Leute gerade beschäftigt wären, Jungvieh zu zeichnen. Er selbst würde in einer Stunde dahin abgehen, und wenn wir wünschten, die Operation zu sehen, und einiges vom Rancholeben zu erfahren, so würde es ihm angenehm sein, wenn wir ihn begleiten und den Tag in dem Rancho del Rio zubringen wollten. Wir nahmen seine Einladung an und ritten mit ihm hinaus. Das Ueberbleibsel war eine unerschöpfliche Mine von Pferde- und Rindvieh-Kunde. Aber er sah blaß und traurig aus; sein nachdenkliches Auge richtete er auf den

Boden, als suchte er den gestrigen Tag. Ich fragte, was ihm fehlte.

„O, nichts,“ sagte er, „ausgenommen, daß ich mich eben von den Arzeneien erhole.“

„Von den Arzeneien!“

„Ja, von den Arzeneien. Ich hatte ein Fieber und meine Freunde haben versucht, es zu heilen. Ich überwand das Fieber, leide aber noch an den Arzeneien. Meine Leber ist ganz unthätig; die Schleimhaut meines Epigastrium ist, glaube ich, ernsthaft gestört, so daß ich fürchte, eine Peritonitis zu bekommen. Das kommt alles von den Arzeneien.“

Ich muß bemerken, daß der Mann oft Worte gebrauchte, mit deren genauer Bedeutung er nicht vertraut war.

„Aber wie ist denn das zugegangen?“

„Ich wurde von einem heftigen Schmerz befallen.“

„Wo?“

„Gerade der Post gegenüber, vorgestern Abend. Ich fühlte mich so schlecht, daß ich zu sterben wünschte und ein Cherub zu werden. Es war mir, als wäre mein Rückgrat eine Leiter, auf welcher fünf oder sechs Schmerzen auf und nieder kletterten. Da kam gerade Smith auf mich zu und schlug mich auf die Schulter, daß alle meine Knochen krachten; als er aber gehört hatte, was mir fehlte, gab er mir einen guten Rat. Sagte er: Ganz recht, Ihr habt sie, sie befällt ganze Familien, es ist die Epizootie. Alle Maultiere in der Stadt hatten sie voriges Jahr. Geht gleich nach Hause, nehmt ein heißes Fußbad und legt Euch ins Bett.

„Nun, was thatet Ihr? Ich möchte es wissen, denn ich kann sie auch bekommen,“ fragte ich.

„Ich fuhr in einem Wagen nach Hause und beschrieb die Symptome meiner Schwiegermutter. Sie ist ein ausgezeichneter Doktor — kennt alle Kräuter und Hausmittel.“

„Wofür erklärte sie Euer Leiden?“

„Sie machte keine genaue Diogenes; sie bemerkte bloß, es sei ein seltsames Zusammentreffen, daß ich immer diese Anfälle hätte, wenn Brennholz zu spalten wäre, und daß sie vorüber gingen, wenn das Essen auf dem Tische stände. Auch gab sie

zu verstehen, daß, wenn ich selbst auch „vorüber gehen" wollte, sie es als eine persönliche Gefälligkeit ansehen würde."

„Wenn Ihr mir eine deutliche Beschreibung der Symptome geben könntet, ohne Familienverhältnisse zu erwähnen, würde ich Euch sehr dankbar sein. Versucht es, seid ein guter Kerl!"

Darauf erfuhr ich folgende betrübende Einzelheiten.

„Ich steckte die Füße in heißes Wasser und kochte sie, bis sie gar schienen; dann nahm ich sie heraus. Meine Frau hatte gehört, daß es in solchen Fällen gut sei, ein Stück fetten Schinken mit Pfeffer zu bestreuen und die Kehle damit einzureiben."



Er leidet an den Heilmitteln.

„Riebt Ihr die Innenseite Eurer Kehle mit fettem Schinken, oder die Außenseite?"

„Die Außenseite natürlich; die Innenseite konnte ich ja gar nicht einreiben, denn ich mußte mich alle fünf Minuten mit Salzwasser, Borax und Alaun gurgeln. Alle diese Mittel mußten irgendwie helfen, und ich fühlte die Rückenschmerzen nicht länger. Ich erbrach mich so eifrig von dem Gurgeln, daß ich an nichts weiter dachte. Als die Arzeneien anfingen, mir wohlzuthun und ich mich ein wenig erholte, kam ein Nachbar an, ein Freund der Familie, und sagte, es würde alle Lebensgefahr beseitigen, wenn

man mir den Nasenrücken und die Fußsohlen mit Terpentinöl einriebe, nnd das geschah. Ich hatte anfangs nur Rückenschmerzen gehabt, und jetzt, in weniger als einer Stunde, litt ich an wunder Kehle, Kopfschmerz, erneuertem Rückenschmerz und Vorläufersymptomen von Meningitis im Pericardium, und roch außerdem, als wäre ich frisch angestrichen worden. Ein anderer Freund der Familie kam, und sagte, ich müßte durchaus ein in Eiswasser getauchtes Handtuch um den Hals winden, noch jemand verschrieb mir Ricinusöl und Laudanum, wahrscheinlich gegen die Gurgel. Jetzt fühlte ich einen Schmerz in der linken Seite, sagte es aber nicht, denn sonst hätten sie mir den Kopf rasiert und eine spanische Fliege darauf gelegt. Ein anderer Wohlthäter wollte mir einen Löffel voll Ipecacuanha geben und mein hölzernes Bein absägen. Ihr seht, ich wollte nicht allzu gesund werden, darum sprach ich nicht von dem Schmerz in der linken Seite; das rettete mich vor den Arzeneien, dich ich nicht nahm. Doch nahm ich noch das Ricinusöl und das Laudanum.

„Nun, da müßt Ihr früher oder später einige Erleichterung gespürt haben. Und wie ging die Geschichte zu Ende?“

„Nun, sie setzten einem Manne gehörig zu, der schon ein Bein im Grabe hat, nicht wahr? Aber ich nahm meinen Revolver her, legte ihn auf das Kissen und erklärte ihnen, ich wollte in Ruhe sterben. So ließen sie mich gehen, und bald war ich wohl genug, um herumzugehen. Aber ich leide noch.“

Etwa zwei Meilen von der Stadt hielt er plötzlich sein Pferd an, sah aufmerksam auf den Boden und sagte: „Hier hat jemand heute Morgen sein Reitpferd verloren.“ Es war keine Bekanntmachung an einem Baume angeschlagen, die eine Belohnung ausbot, kein verlorenes Pferd war in Sicht, und wir begriffen nicht, wie unser Freund etwas davon wissen konnte.

Der Doktor fragte: „Woher wißt Ihr, daß ein Pferd verloren gegangen ist?“

„Ich sehe die Spur.“

„Weiden nicht Hunderte von Pferden auf der Prärie? Können die Spuren nicht von ihnen herrühren?“

„Aber dieses ist beschlagen, die Pferde auf der Prärie tragen keine Eisen.“

„Woher wißt Ihr aber, daß es ein Reitpferd und verloren ist?"

„Neben der Spur sehe ich einen Streifen von einem Strick; das Pferd war gesattelt und vom Sattel hing ein Strick herab."

„Aber warum könnte es nicht ein Pferd sein, auf dem jemand heute morgen hier vorüber geritten ist? Und warum besteht Ihr darauf, daß es sich verlaufen hat?"

„Wenn ein Mann darauf gesessen hätte, so würde er in gerader Linie geritten sein, aber dieses Pferd ist von einer Seite der Straße auf die andere gelaufen, das beweist, daß es graste und keinen Reiter hatte."

„Nun würde es mich nicht mehr in Erstaunen setzen, wenn Ihr uns das Alter des Pferdes und den Namen seines Eigentümers nenntet."

„Das würde nicht besonders schwer sein. Es sind Zeichen da, welche mir den Namen des Eigentümers angeben, und andere, welche sein Alter verraten würden, wenn wir Zeit zu einer genauen Untersuchung hätten. Ich weiß, es ist eines von des alten Pendregast Pferden. Er hat einen großen Haufen Pferde unten in der Marsch, und ein alter Neger dort bei ihnen besorgt das ganze Beschlagen, und beschlägt keine anderen Pferde, als die seinigen. So kennen wir seine Hufspur, ebenso wie wir seine Marke kennen."

Es ist wunderbar, wie geschickt diese Männer werden, das zu lesen, was sie Zeichen nennen, auf der Prärie und im Walde. Kein Anzeichen entgeht ihrem geübten Auge, jede Art von Spuren, Ueberbleibseln oder Marken sind für sie Thatsachen, um Folgerungen zu ziehen. Die besondere Bewegung eines Tieres läßt auf die Nähe eines anderen Tieres schließen; ein zerknickter Baumzweig, ein zertretenes Unkraut, die Ueberbleibsel um ein Lagerfeuer, der Flug eines Raubvogels und andere solche Zeichen sind für den Kuhbuben und Grenzer dasselbe, was Wegweiser und Anschlagzettel für die Bewohner der Städte sind.

Die Auffindung der Leiche des ermordeten Robert Trimble bei San Antonio und die Entdeckung seines Mörders, José Cordova, war ein Beleg dafür. Trimble verließ San Antonio, um nach seinem Hause am Rio Frio zurückzukehren, auf einem Wagen mit zwei Maultieren bespannt. Die Maultiere kamen

ohne den Wagen nach Hause; Trimble wurde gesucht. Wahrscheinlich wäre sein Körper in dem dichten Gebüsch niemals gefunden worden, wären die Suchenden nicht durch den kreisenden Flug der Geier an die Stelle geführt worden. Der Mörder wurde nach Mexiko verfolgt und festgenommen; eine Kerbe im Umfang seines Wagenrades setzte die Verfolger in den Stand, seiner Spur bis Mexiko nachzugehen und war ihr einziger Leitfaden. Das Ueberbleibsel sagte darum mit Recht: „Eines Menschen Zunge kann meineidig werden, aber Zeichen lügen nie.“

Wir ritten durch zwei Thore und befanden uns nun in dem Corral, wo das zu zeichnende Vieh eingeschlossen war. Alle Kühe und Kälber waren „eingekreist“ worden, die Kälber ausgesondert und eingesperrt. Die Weide betrug 1500 Acres. Einkreisen bedeutet das Vieh zusammen treiben. Kuhbuben reiten um ein großes Stück Land herum, über welches Vieh zerstreut ist, und ziehen die Kreise immer enger, bis das Vieh in eine Herde gesammelt ist. Bisweilen findet sich unter der Herde fremdes Vieh, das ausgesondert werden muß, eine schwierige Operation. Der Kuhbube sprengt in die Herde hinein, schreit und schwingt den Lasso über dem Kopf, und jagt so das fremde Vieh fort.

Es giebt zwei Arten Brenneisen, und zwei Arten zu zeichnen. Das eine Eisen hat die Gestalt des oder der Buchstaben, welche eingebrannt werden sollen, wird glühend gemacht und auf des Tieres Schenkel oder Hüfte gedrückt, bis die Haare und fast die Haut durchgebrannt sind; das andere, „das fliegende Eisen“, ist ein langes Stück Eisen mit gekrümmtem Ende. Mit diesem schreibt die zeichnende Person die Marke auf dieselbe Weise auf, wie man eine abzusendende Kiste mit dem Pinsel zeichnet. Einige Marken bestehen aus einem einzelnen Buchstaben, andere bilden Monogramme; die meisten sind Hieroglyphen, ohne Sinn für den Fremden, aber ganz verständlich für den Kuhbuben, dessen litterarische Bildung sich oft auf die Kenntnis der Marken seines Distriktes beschränkt. Manche Viehzüchter führen ungeheuere Marken, welche die ganze Seite eines Tieres bedecken. Auf einigem Vieh in Texas lasen wir das Wort „Hölle“ in achtzehnzölligen Buchstaben eingebrannt.

Samuel Johnston brannte seinem Vieh seinen christlichen



Lassowerfen.

S. 130.

Namen auf, fing beim Ohr an und endete am Schwanz, und in einigen Fällen, wenn auf einem armen, kleinen Kalbe nicht Platz genug war, brannte er so viel auf eine Seite, als das Kalbfell fassen konnte und fuhr dann auf der anderen Seite fort mit einem Gedankenstrich über dem Schwanz.

Die gewöhnlichste Art des Viehzeichnens wird folgendermaßen ausgeführt: ein Vaqueiro zu Pferde, mit einem Lasso in der Hand, reitet in die Herde hinein, jagt eine Kuh vor sich her, und während sie rennt, wirft er ihr den Lasso um ein Bein, dann zieht er diesen fest und verwickelt die anderen Beine damit, worauf er das hülflose Tier mit einem Ruck zu Boden wirft. Ein Mann setzt sich auf ihren Kopf, während ein anderer das Brenneisen appliziert.

Eine andere Art zu brennen besteht darin, daß man die Tiere in einen engen Gang treibt, wo sie sich nur einzeln durchquetschen können, und während sie so eingeklemmt sind, brennt man sie.

Alle Brand- und Ohrmarken müssen gesetzlich bei der Behörde des Bezirkes, wo das Vieh lebt, eingetragen sein. Die Ohrmarken bestehen in Schlitzen, herausgeschnittenen Stückchen oder Abschnitten, und es ist merkwürdig, wie vielerlei Ohrmarken durch Kombination von Schlitzen, Ausschneiden oder Abschneiden hervorgebracht werden können. Kaum zwei Personen in Texas gebrauchen dieselbe Marke.

Das Ueberbleibsel zeigte und erklärte uns alles, was von Interesse war. Wenn die Marke tief genug eingebrannt ist, bleibt sie lesbar, so lange das Tier lebt und wächst mit ihm; ist sie aber nicht tief genug, so bleibt sie nur deutlich, bis dasselbe im Frühling die Haare wechselt. Ein gewisser Major Johnson lernte dies bald, nachdem er nach Texas gekommen war, und zwar auf folgende Weise: Er kaufte eine Anzahl Kühe und Kälber und ließ sie durch einen Nachbar für sich zeichnen; der Nachbar brannte ihnen des Majors Marke sehr schön ein, so daß sie so deutlich war, wie ein Fettfleck auf einem Seidenkleid, aber leider nicht so dauerhaft. Sie dauerte bis zum nächsten Frühjahr, als das neue Haarkleid wuchs. Der ehrliche Nachbar beobachtete das allmähliche Verschwinden der Marken, und als sie nicht mehr sichtbar waren, erhitzte er seine eigenen Eisen, und

um diese Zeit gab es, wie es die Marktberichte ausdrücken — „beträchtliche Operationen in lebendem Vieh, indem verschiedene Herden für bloß nominelle Werte den Herrn wechselten". Des Majors Vieh verschwand allmählich, während die Herde des pfiffigen Nachbars sich vermehrte.

Das Ueberbleibsel führte uns zu einem anderen Corral und zeigte uns da einige vierjährige Stiere, die er eben gekauft hatte. Obgleich dieselben schon zwei oder drei Marken und Gegenmarken hatten, mußte sie unser Freund doch noch weiter verzieren, und da die Tiere mit Buchstaben und Zeichen bedeckt waren, sein Zeichen, wie eine Randbemerkung, daneben setzen.

Diese erwachsenen Tiere sind oft schwer niederzuwerfen, und werden nach dem Brennen oft gefährlich; der Doktor entdeckte dies ohne die Hülfe eines Führers oder Lehrers.

Einer von den größten Stieren stürzte nach dem Brennen aus der Hürde heraus, als der Doktor gerade hinein gehen wollte. Er glaubte die Männer ihm zurufen zu hören, er sollte den Stier aufhalten, darum reckte er die Arme in die Höhe und stemmte die Beine auseinander, indem er halloh! halloh! schrie. Der Stier rückte bis zum Doktor vor, anscheinend ohne ihn zu sehen; dann senkte er die Hörner, hob den Schwanz und im nächsten Augenblick saß der Doktor auf dem Dach eines Stalles, mit einem erstaunten und schmerzlichen Ausdruck auf uns herabblickend, während der Stier durch die Prärie flog, den Kopf hoch in der Luft, und mit einem der Rockschöße des Doktors an einem Horn.

12. Kapitel.

Wenn wir lesen, daß zweihundertfunfzigtausend Stück Vieh jährlich aus Texas nach den nördlichen Märkten getrieben werden, und wenn man uns versichert, daß im Jahr 1870 volle fünfhundertundsechzigtausend nach Colorado, Wyoming und Kansas ausgeführt worden sind, ohne die Tausende, welche per Dampfer nach New-Orleans und anderwärts hin verschifft wurden, müssen wir uns wundern, daß durch diesen ungeheueren Abfluß die Zahl des Viehes in Texas nicht merklich abnimmt. Wenn man aber die großen Viehzüchtereien im westlichen Texas besucht, erstaunt man darüber nicht mehr, sondern wundert sich eher, daß die Vereinigten Staaten Einwohner genug besitzen, um all' dies Vieh aufzuessen oder zu gebrauchen. In Texas kamen im Jahr 1870 neun Stück Rindvieh auf jeden Bewohner.

Viele hervorragende Viehzüchter in Texas haben ihre Verfahrungsweise geändert. Früher ließen sie ihre Rinder auf den weiten Prärieen herumschweifen und kreisten sie nur einmal des Jahres ein, um die Kälber zu zeichnen und die Schlachtstiere zum Verkauf auszusondern. Das Vieh eines einzigen Besitzers verbreitete sich oft über funfzig bis hundert Quadratmeilen. Heutzutage bauen die Viehzüchter Zäune, schließen Weiden ein und bemühen sich viel mehr um die Verbesserung der Rasse, als früher. In Süd- und Westtexas giebt es nicht wenige Weideplätze von funfzig bis hunderttausend Acres.

In den Küstenbezirken giebt es Viehbesitzer, deren Herden an Zahl und Wert diejenigen des großen Viehzüchters aus dem

Lande Uz übertreffen. Kapitän Richard King — bekannt als der Viehkönig von Texas — hat auf dem San Gertruden-Rancho hunderttausend Stück Rindvieh, zehntausend Pferde, siebentausend Schafe und achttausend Ziegen. Dreihundert mexikanische Hirten und Vaqueros besorgen die mancherlei Geschäfte, welche zur Verwaltung dieser zahlreichen Herden nötig sind. Sechzig Meilen beträgt der Ritt um den Zaun des San Gertruden-Ranchos.

Lieutenant Attwel, welcher Major Kings Tochter erheiratete, erhielt von seinem Schwiegervater am Hochzeitsmorgen ein Geschenk von zehntausend Rindern und Pferden. Man stelle sich vor, was für Augen die Gäste machten, als zwischen den obligaten Hochzeitsgeschenken von Buttermessern, Serviettenbändern und dergleichen auch 10 000 Stück Vieh erschienen. In welcher Verlegenheit mußte Lieutenant Attwell sein, als er zehntausend Kühe, springende Kälber und brüllende Stiere bekam, ohne einen Hälfter am Hals, um sie festzuhalten! Ich bekam einmal eine alte Kuh in Bezahlung einer schlechten Schuld. Es war eine magere Kuh; aber der frühere Eigentümer sagte, sie sei besser als sie aussähe und eine Kreuzung zwischen Jersey und Durhamvieh, aber sie sah eher aus wie ein Abkömmling eines alten Koffers mit einer weggeworfenen Krinoline, und niemand hat einen Begriff von dem Aerger, den sie mir verursacht hat. In der ersten Nacht brach sie durch den Zaun und verwandelte die sämtlichen Unterkleider meines Nachbars in Fetzen. Sie stieß mit ihrem Horn ein Loch in meine Badewanne und fraß sämtliche Geraniums meiner Tante auf. Am zweiten Tag kam sie in die Küche und ruinierte einen Backtrog mit Teig, meiner Tante Nerven und ein Faß Speck. Dann fiel sie in einen Brunnen, und als ich sie mit fünf Dollars Unkosten heraus gekriegt hatte, bekam sie Kolik, Keuchhusten oder dergleichen und hielt uns die ganze Nacht wach. Kein grünes Blatt blieb in meinem Garten. Meines Nachbars Pfirsichbäume und die Leine, auf der seine Unterkleider hingen, wurden ihrer Früchte vollständig beraubt und alles kahl gefressen. Mein Nachbar kam herüber und sagte:

„Warum laßt Ihr des Nachts Eure Kuh in meinen Garten laufen? Warum schließt Ihr nicht das elende alte Vieh ein, wenn es dunkel ist?“

„Und warum, mein Freund, schließt Ihr nicht Euern elenden alten Garten ein, wenn es dunkel ist."

„Nun, ich wünsche keinen Streit, aber ich verlange, daß Ihr Eure Kuh von meinem Garten fern haltet."

„Und ich verlange, daß Ihr Euern Garten von meiner Kuh fern haltet; er verdirbt den Geschmack der Milch."



Haltet Euer Vieh aus meinem Garten.

Freunde trennten uns, aber eine Kälte hat seitdem immer zwischen uns bestanden, und des Nachbars Frau hörte auf, uns den Vorzug zu geben, wenn sie eine Tasse voll Hefenpulver borgen wollte.

Aber das ist eine Abschweifung. Bei Corpus Christi lebt ein Mann, der hundertundfunfzigtausend Acker eingezäunt hat, und ebenda eine Dame, Mrs. Rabb, mit neunzigtausend, von einem Bretterzaun umgeben. Und so noch viele andere.

John Timon von San Patricio zeigt an, daß er gewisse Viehmarken angekauft habe, und fügt hinzu:

„Alle ehrlichen, fleißigen, armen Leute dürfen gelegentlich ein Kalb schlachten, vorausgesetzt, daß sie das Fleisch nicht verwüsten."

Während der ehrliche, fleißige, arme Mann von Texas den Kühen und Kälbern von John Timon und anderen das Fell abzieht, das Fleisch ißt und die Haut für Branntwein oder ein Billet zum Stiergefecht verhandelt, verpflichtet sich der ehrliche, fleißige, arme Mann in Pennsylvanien auf Jahre, für einfache Nahrung, nötige Bekleidung und Begräbnis nach dem Tode als Sklave zu dienen. Folgende Petition wurde von einer Anzahl von Kohlenarbeitern einem Kapitalisten in Scranton (Pennsylv.) überreicht:

„Wir wollen uns verpflichten, Eure Sklaven zu sein, früh

und spät für Euch zu arbeiten, so viel unsere Kräfte erlauben, ein bis fünf Jahr lang, und niemals einen Cent Lohn von Euch verlangen, wenn Ihr uns und unseren Familien einfache und hinreichende Nahrung, die nötige Kleidung, Wohnung, Arzt und Arzenei in Krankheiten geben und uns begraben lassen wollt, wenn wir gestorben sind."

Alles was ein fleißiger, armer Mann in Texas zu thun hat, ist, einige Kühe zu kaufen oder irgendwie anzuschaffen: dann ist er ein Viehzüchter. Nun kann er die Zahl bedeutend vermehren, vorausgesetzt er ist ein unternehmender Mann, der in der Zerstreuung seines Nachbarn Kälbern die eigene Marke aufbrennt. Wenn er ein guter Geschäftsmann ist, kann er sehr leicht in die Höhe kommen — dies kann allerdings auch mit Hülfe eines Strickes geschehen, denn die Texaser Viehzüchter lieben solche „fleißige, arme Leute" nicht besonders. In vier Jahren kann man sein Kapital vervierfachen.

Vor achtzehn Jahren lebte John Hetson kümmerlich im Holzlande von Tennessee, und da er nicht vorwärts kam, verkaufte er sein Land, kaufte für den Ertrag sechzig Kühe und trieb sie nach Texas. Jetzt besitzt er 50 000 Acres Land und 70 000 Stück Vieh.

Eine Texaner Zeitung erzählt von M. L. B. Harris folgendes: Er begann 1856 mit hundertundfunfzig Kühen. 1872 besaß er 60 000 Stück im Werte von 300 000 Dollars, außerdem einen Grundbesitz 35 000 geschätzt, also einen Gesamtgewinn von 335 000 Dollars, ohne zu rechnen die Ausgaben für Erhaltung und Erziehung einer Familie von acht Kindern.

Dies sind keine extremen Fälle, vielen geht es ebenso gut; aber wer in der Viehzucht nicht eifrig ist, wird hier ebenso zurückkommen, als in jedem anderen Geschäft, und in Texas giebt es viele Leute, welche nicht eifrig sind.

Der Landmann in Vermont steht vor der Sonne auf an einem kalten Wintermorgen. Seht ihn zitternd nach dem Stalle gehen, Mais zu schälen, gefrorene Rüben zu schneiden; er zerbricht das Eis auf seinem Wassertrog mit der Axt. Mit Besorgnis sieht er den Haufen Futter, zu dessen Erzeugung er in der anderen Jahreszeit so schwer gearbeitet hat, so schnell abnehmen, daß er fürchtet, den Winter über nicht damit aus-

zukommen. Dann stellt Euch in derselben Jahreszeit den Texaner vor. Er steht um neun Uhr auf und spaziert in Hemdsärmeln ums Haus. Er tritt in den Garten und holt sich eine Rose für sein Knopfloch, während das Frühstück bereitet wird. Die Milchkühe haben sich verspätet, darum trinkt er seinen Kaffee schwarz, und obschon er ein tausend Stück Vieh zu besorgen hat, denkt er, sie können für sich selbst sorgen und geht in den nächsten Kaufladen, mit Hufeisen nach dem Ziel zu werfen oder sündliche Spiele um die Zeche zu spielen. Er geht nicht nach seinem Stall, den ganzen Morgen zu arbeiten: er hat keinen Stall und sagt, er brauche keinen. Er schneidet keine Rüben, denn er hat keine. Brauche keine — sagt er — Gras ist gut genug für das Texaner Vieh.

Im März oder Februar, wenn das Frühjahr zeitig eintritt, pflegen die Viehzüchter, welche Vieh nach Colorado, Kansas oder Wyoming treiben, ihr Vieh einzukreisen oder das Land zu durchziehen, um Vieh zusammen zu kaufen, bis sie eine Herde zusammen haben. Diese wird mit der sogenannten Reisemarke gezeichnet, einem einzelnen Buchstaben und nur haartief, damit man unterwegs sich verirrende Tiere erkennen kann. Zwei bis fünftausend Stück machen eine Herde aus, und manche Züchter schicken jährlich mehrere „Triebe“ ab. Eine solche Herde wird von zwanzig bis dreißig Kuhjungen begleitet, von sechzig bis siebzig Pferden und einem Provisionswagen. Diese Pferde sind hart gewöhnte Mustangs, Kuhponies genannt, und für ihre Bestimmung abgerichtet: sie scheinen ein besonderes Vergnügen darin zu finden, eine verlaufene Kuh zurück zu jagen.

Der Eigentümer des Viehes reist gewöhnlich auf der Eisenbahn nach dem Bestimmungsort; die Kuhbuben, welche die Herde begleiten, stehen unter einem Kapitän, der wieder Offiziere ernennt, welche gewisse Pflichten haben und die Disziplin aufrecht erhalten, wenn sie nüchtern genug dazu sind.

Der Kuhbube ist an ein Paar riesiger Sporen befestigt; er bewohnt die Prärieen von Texas und gedeiht überall südlich vom dreißigsten Breitengrade. Er ist das ganze Jahr über zu finden und zwar auf dem Rücken eines kleinen Mustang-Ponys „so wild, wie der ukränische Hengst“. Diese Thatsache hat zu dem weit verbreiteten Glauben Veranlassung gegeben, daß der

Kuhbube nicht gehen kann, und er wird oft als ein Beispiel citiert, wie wunderbar die Natur ihre Kreaturen den sie umgebenden Verhältnissen anpaßt. Einige Gelehrte jedoch bestreiten dies, denn es ist bewiesen, daß man öfters Kuhbuben, besonders unter dem Einfluß großen Durstes, sich von ihrem Mustang loslösen, und in Häuser eintreten sieht, wo ein Mann mit weißer Schürze und diamantener Busennadel ihre Bedürfnisse befriedigt, worauf sie mit sehr schwankendem Gang wieder heraus kommen. Dies alles thut jedoch der Entwickelungstheorie keinen Eintrag.



Kuhbuben.

Der Kuhbube trägt keinen Rock; seine Beine sind in ziegenlederne Gamaschen genäht, um ihn gegen die Dornen zu schützen; gedeckt ist er mit einem Sombrero, die Krämpen breit, des Schattens wegen, die Spitze offen für die Ventilation. Im Gebrauch des Lasso und im Fluchen hat er seines Gleichen nicht. Er fängt einen Stier ein und kann um jedes Bein des rennenden Tieres eine Schlinge werfen; dabei zeigt er viel Geschmack in der Auswahl passender Verwünschungen, welche er ebenso wohl in der mexikanischen Sprache, als in der der Vereinigten Staaten von sich geben kann.

Eine Viehherde marschiert im Durchschnitt funfzehn Meilen täglich; oft mehr, wenn die Tränkplätze weit von einander entfernt sind. Alle Herden folgen derselben Straße, welche vom südlichen Texas bis Woyming genau bestimmt ist — eine Entfernung von vierzehnhundert Meilen. Das Vieh grast unterwegs, auf beiden Seiten von den Treibern überwacht, welche im Treiben und Nachtwachen mit einander abwechseln. Bis vor wenigen Jahren wurden viele Herden unterwegs in Unordnung gebracht

und abgefangen; alle Treiber erzählen schreckliche Geschichten von Angriffen in dunkeln und schwierigen Canyons, von Indianerkämpfen, von Tagen und Nächten, die sie ohne Speise und Trank auf den Ebenen zubringen mußten, getrennt von ihren Gefährten und verfolgt von dem „unverdorbenen Sohne des Waldes", welcher eine Flinte und eine Wolldecke mit der Marke V. S. führt. Diese Geschichten enthalten nur etwa zehn Unzen Wahrheit auf die Tonne, und in Texas laufen sie nur mit schwerem Diskonto um; aber wenn der ehrliche und wahrheitsliebende Viehzüchter mit dem Gesundheit und Romantik suchenden Sohne des Ostens zusammen trifft, dann kann er sie al pari anbringen.

Sam Grant hat seit funfzehn Jahren in jedem Frühjahr Vieh nach Kansas getrieben. Er war der Aufseher von des Ueberbleibsels Rancho und schien weiter keinen Ehrgeiz zu besitzen, als mit Rindvieh und Pferden umzugehen und seine apokryphischen Abenteuer anzubringen. Er war einer von jenen seltsamen Charakteren, die man in Texas trifft — ein Mann von Erziehung und Talent, dessen Liebe zu Abenteuern ihn hierher brachte, und dessen Liebe zum Getränk ihn verhinderte, eine Stellung einzunehmen, die seiner Begabung entsprach. Sam war in Trinity College in Dublin graduirt. Als Schulknabe fing er Forellen, wenn er sich hätte mit lateinischer Konjugation beschäftigen sollen; in einem Tag verschwendete er sein vierteljährliches Taschengeld mit einem Feste, das er seinen Kameraden gab. Im College beschäftigte er sich mehr mit dem Billard, als mit Büchern, besuchte die freie Natur statt des Schulzimmers, und machte doch zuletzt ein gutes Examen. Seine Entschuldigungen wegen Wegbleibens aus den Klassen und Vorlesungen waren durchdacht und unwiderlegbar, und seine Alibis, wenn er der Teilnahme an Knabenstreichen beschuldigt wurde, setzten seine Ankläger in Erstaunen und Verwirrung. Was der Knabe versprochen hatte, hielt der Mann.

Wenn sich die Kuhbuben um ihr Lagerfeuer sammeln und ihre Erfahrungen zum besten geben, so ist Sam jederzeit der größte und entschiedenste Lügner unter ihnen. In einem Kapitel von Sams Abenteuern erscheinen mehr tote und verwundete Indianer, als in ganzen Bänden von den Erzählungen seiner Gefährten. Er hat länger ohne Wasser ausgehalten, als ein

Kamel, und die Leiden, welche er auf einem Zuge erduldete, wo der Branntwein ausging und er siebzehn Tage aushielt, ohne etwas Stärkeres zu genießen, als Wurzelthee, müssen entsetzlich gewesen sein, und würden, wie Sam sagt, „jedem Mann mit schwächeren Nerven den Tod gebracht haben".

„Folgendermaßen begab es sich, Major: Im Frühjahr — nun, es ist mehr, als zehn Jahre her — trieb ich viertausend Stück Vieh nach Colorado für Oberst McKean von Victoria. Ich war der Kapitän des Triebes und hatte zweiunddreißig Mann bei mir. Wir waren wohl ausgerüstet und führten einen Ochsenwagen mit Provisionen mit uns. Es war ein spätes Frühjahr und an Gras fehlte es noch. Wir kamen ganz gut vorwärts bis zur Nordgrenze von Texas, denn in dieser Zeit, vor zehn Jahren, gab es nördlich vom Colorado keine oder wenige Verzäunungen, und wir hatten Land genug zur Weide. Heutzutage ist so viel Land eingezäunt, daß die Zugstraße nicht mehr wert ist, als eine krumme Gasse, und es Mühe kostet, Futter zu finden. Diese Burschen von Ohio, Indiana und anderen Nord- und Weststaaten — die Knochen und Sehnen des Landes nennen sie die Politiker — haben Pflanzungen angelegt, Weiden eingezäunt und Wasserlöcher abgesperrt, daß man keinen Rastplatz mehr finden kann — ich sage: zum Teufel mit solchen Knochen und Sehnen. Sie sind der Ruin von Texas und haben für immer das beste Weideland in der Welt zerstört. Das westliche Texas, Herr, war niemals zum Ackerbau bestimmt; es war bestimmt für Pferde und Rindvieh und gab die beste Weide auf der Erde, bis sie anfingen, die Erdschollen umzukehren — das Land zu veredeln — wie sie es nennen. Herr, vergieb ihnen solche Veredelung — mich macht der bloße Gedanke daran krank. Ich bin so krank, daß ich zwei Doktors, eine Apotheke und eine Mineralquelle brauche, wenn ich daran denke, daß Zwiebeln und Kartoffeln da wachsen, wo Mustang-Ponies herumspringen und vierjährige Stiere für den Markt reif werden sollten. Zäune, Herr, sind der Fluch von Westtexas.

Wie ich sagte, das Land war damals offen und wir hatten Weide und Wasser in Menge, bis wir jenseits der Ebenen kamen, wo jetzt die Stadt Fort Worth liegt. Dort gab es damals wenig Ansiedler und die Indianer machten bisweilen Raubzüge

zur Vollmondszeit und führten das Vieh, das sie bekommen konnten, weg.

Wir verließen Fort Worth mit reichlichen Provisionen, einer Feldflasche voll Wasser und einem Faß Branntwein von fünfundzwanzig Gallonen: ein bedeutendes Verhältnis von Branntwein zur Wassermenge; aber, seht Ihr, Wasser konnten wir immer aus den Bächen bekommen, wie wir vorrückten, während von Branntwein kein Tropfen zu finden war.

Ein Tag verläuft wie der andere: um sechs Uhr Frühstück von Kaffee, Biscuit und Schinken, wobei die Leute abwechselnd kochen, wenn wir keinen regelmäßigen Koch haben. Dann wird mit der Herde aufgebrochen, welche die Nacht eingekreist verbracht hat. Der Weg wird so gewählt, daß wir jeden Abend Wasser antreffen. Beim Viehtreiben giebt es viel Eintönigkeit und Staub. Die einzige Abwechselung, die vorkommt, besteht darin, daß man hinter einem übermütigen Stier herreitet, der ausbrechen will, in der Jagd auf Präriehasen und des Nachts im Lager ein Glas und Spiel in Gesellschaft.

Als wir den Trinityfluß hinter uns hatten, fanden wir das Gras kurz und das Wasser selten. Eines Tages hatten wir dreißig Meilen zu treiben von einer Wasserstelle zur anderen; dabei verloren wir eine Anzahl Tiere, welche nicht mit der Herde fortkommen konnten, auch einige, welche im Fluß ertranken. Das Vieh war so gierig nach Wasser, daß es sich über einander drängte; einiges wurde dabei niedergeworfen und ertrank. Wir Viehtreiber stehlen niemals Vieh; wenn aber ein fremder Stier unter die Herde gerät: was können wir da thun? Wir können nicht anhalten, ihn heraus zu holen. Bei jedem Trieb verlieren wir unterwegs eine ziemliche Zahl Tiere; aber ein Treiber, der sein Geschäft versteht, wird niemals mit einer geringeren Zahl ankommen, als die, mit welcher er ausging.

Wir waren zum Clearfork, Nebenfluß des Little Wichita gekommen und lagerten bei Nacht, das Vieh eingekreist unter Wache. Es war eine ruhige, helle Mondnacht. Alle schliefen außer den Wächtern und man hörte keinen Ton außer dem Geräusch, welches die Tiere machten, indem sie das kurze trockene Gras abweideten. Plötzlich kam von den Höhen über uns ein Ton — der teuflischste und schrecklichste, der je eines Grenzers

Ohr erreicht — der blutdürstige Schrei des Wilden. Kugeln und Pfeile schlugen dicht in uns ein, die Hälfte meiner Kameraden fiel von der ersten Salve, und bevor wir, die Ueberlebenden, unsere Sattelpferde erreichen konnten, wo sie angepflöckt standen, wurden noch zwei von uns erschossen, so daß nur drei übrig waren. Die Schüsse und das Geschrei der Wilden hatte die Pferde erschreckt, so daß die, welche die Fessel brechen konnten, davon gingen, und nur drei waren noch übrig. Bei meinen wütenden Anstrengungen, zu den Pferden zu kommen, fiel ich und vertrat mir den Fuß, und ehe ich wieder zum Stehen kam, stiegen meine zwei Kameraden auf und gingen davon. Ich rannte nach einem Gebüsch, funfzig Ellen vom Lager, und kaum erreichte ich seinen Schutz, als die Indianer vom Hügel herunter kamen, den Bach überschritten und in unser Lager eindrangen. Ich glaubte, alles wäre mit mir zu Ende, aber sie hatten mich nicht bemerkt, und während sie unseren Wagen plünderten und die Toten skalpierten, kletterte ich auf einen Baum. Ich hatte keine Aussicht, zu entkommen; wendete ich mich in die Prärie, so würde ich sogleich entdeckt worden sein, denn der Mond schien hell und die Prärie war ohne Deckung nach der einzigen Richtung hin, die ich einschlagen konnte; wartete ich, bis es Tag wurde, so würde ich sicher von den Indianern gefunden werden. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Als ich sie meine Kameraden skalpieren und in zwei oder drei Fällen die Körper verstümmeln sah, wurde ich zornig; aber als die Teufel das Branntweinfaß fanden, die Entdeckung durch Freudengeschrei verkündigten und die wertvolle Arzenei tassenweis zu trinken anfingen, wurde ich so wütend, daß ich einen Augenblick daran dachte, mich unter sie zu stürzen und mein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Alle Viehwächter waren tot und das Vieh weit zerstreut.

Während ich noch überlegte — denn ein solcher Angriff will wohl überlegt sein — machte ich eine Entdeckung, welche mir einige Hoffnung zurückgab. Die Indianer wurden allmählich betrunken, und kaum zwei Stunden nach ihrer Ankunft lagen sie alle im Zustand viehischer Trunkenheit am Boden. Ich wartete noch eine Stunde, denn ich fürchtete, ein etwas weniger betrunkener Indianer möchte mir zu Leibe gehen. Die verhängnisvolle Stunde! Wenn ich nicht wartete, hätte ich vielleicht

retten können — aber ich greife mir vor, wie die Novellisten sagen.

Ich näherte mich vorsichtig den Indianern, wie sie im Mondschein umher lagen. Es waren ihrer funfzehn, alle schwer betrunken und schlafend. Ich hatte einen Revolver in jeder Hand und ein Bowiemesser im Stiefel, aber ich wäre auch ohne Waffen sicher gewesen: es war keine Gefahr vorhanden, daß die Indianer erwachten.

Dicht bei unserem Wagen lag mein Herzensfreund, Dick. Er war ein wackerer Freund, aber es war aus mit ihm. Ich wurde so böse, als ich ihn skalpiert sah, daß ich den nächsten Indianer das Ufer hinab in den Bach warf. Da ich wußte, daß die Indianer ihre Pferde irgendwo in der Nähe angepflöckt haben mußten, so gedachte ich, einige Vorräte von dem Wagen zu nehmen, eins ihrer Pferde zu besteigen und auf unserem Weg zurückzukehren. Als ich aber zum Wagen kam, hatte ich einen Anblick, der einen Mann von weniger starkem Geiste zum rasenden Tollhäusler gemacht hätte: es drang mir durch Mark und Bein, es war unaussprechlich schrecklich. Aller Branntwein (zu vier Dollars die Gallone in Fort Worth) war fort; der letzte Tropfen floß eben auf den Boden. Die elenden Indianer hatten den Hahn offen gelassen, als sie wie tot niederfielen; und hier stand ich ganz allein, zweihundert Meilen von jeder Wohnung entfernt, und hatte von der edlen Flüssigkeit nicht einmal genug übrig, um einen Klapperschlangenbiß zu kurieren. Der Boden unter dem Faß war ganz naß und schlüpfrig; ich wurde toll, wenn ich an die Scheußlichkeit der That dachte. Ihr hättet mich sollen schimpfen und fluchen hören, als ich sah, daß diese Schurkerei der Wilden mir die ersten Bedürfnisse des Lebens geraubt hatte. Das Blut meiner geschlachteten Gefährten und der verschüttete Vier-Dollar-Branntwein schrieen laut um Rache. Und welche edle Flüssigkeit war es gewesen! Diese roten Teufel wären am folgenden Morgen ohne eine Spur von Kopfschmerz erwacht, hätte ich es nicht anders beschlossen. Meine Geschichte kurz zu machen: ich skalpierte sie; ich tötete sie nicht, aber ich nahm ihre Kopfhäute, während sie noch lebten. Davon erwachten sie gar nicht einmal, die meisten stöhnten nur und legten sich auf die andere Seite. Hätte ich Zeit gehabt, so hätte ich einem oder

zweien die Haut abgezogen; aber ich mußte fort, nahm ein Indianerpferd und einige Vorräte, und ritt weg.

Ich verlor den Weg und ritt zwei Tage lang umher, ohne zu wissen, wo ich war. Dann gingen auch meine Vorräte zu Ende, teils wegen meiner eigenen Fahrlässigkeit, teils durch die List eines wilden Schweines. Ich befand mich auf der wasserlosen Ebene, genannt Llano salado. Zwei Tage lang fand ich



Der Branntwein ausgelaufen.

nichts zu trinken; am zweiten Tage tötete ich mein Pferd, das ohnedies am Durst sterben wollte, und trank von seinem Blut. Nun war ich allein auf der Prärie und wurde toll, im Schlaf träumte ich von kühlen Quellen und murmelnden Bächen; im Wachen dachte ich an alle kühlen Getränke, ich hörte das Eis in das Glas fallen und meine verirrte Phantasie vernahm die Frage des Kellners, was ich beföhle.

Einige Soldaten vom Fort McKavett fanden mich, und ich kam bald wieder zu mir; aber den Anblick des Fasses, wie die letzten Tropfen aus dem Hahn fließen, habe ich niemals überwinden können, und wenn ich mir vorstelle, wie jene funfzehn Indianer am folgenden Morgen erwachten, und wahrscheinlich den Schnupfen bekommen haben, weil sie ohne Nachtmütze schliefen, dann tadelt mich mein Gewissen und quält mich, weil ich nicht einige davon lebendig geschunden habe."



13. Kapitel.

Die welligen Prärieen und hohen Hügel der weiten Viehzucht-bezirke im westlichen Texas sind der gesundeste Theil der Oberfläche der Erde, den ich je gesehen, oder zu sehen hoffe. Man behauptet, daß deren Bewohner nie an Krankheit oder Alter sterben. Entweder werfen sie die Last mit Hülfe eines Revolvers von sich, oder sie werden alt, trocknen ein und verdampfen. Die Ueberlieferung erzählt von einem jungen, übelberatenen Doktor, welcher nach dem Westen zog in der Hoffnung, von den Leiden seiner Mitmenschen zu leben; aber bald fand er, daß seine Pillen dort nicht anzubringen waren. Das Volk sträubte sich gegen seine „zwanzig Tropfen in einem Löffel voll Wasser" und wollte nichts von seinen Senfpflastern wissen. So kam er aus dem Regen in die Traufe und aus der Traufe zum Branntwein, und die letzte Nachricht über ihn berichtet, er habe einen Schleifstein gestohlen und ziehe umher, Scheren, Bowie- und Rasiermesser zu schleifen.

Eine Legende erzählt, daß einige Emigranten, welche Texas beim Red River betraten, einem alten Mann begegneten, mit schneeweißem Bart, vertrocknetem und geschrumpftem Gesicht — einem bloßen Schatten, einer einzigen Falte, der Allegorie des Greisentums. Diese ehrwürdige Versteinerung eilte in größter Hast der Grenze des Staates zu. Als man ihn um den Grund dieser großen Eile befragte, hielt er keinen Augenblick an; aber wie die unheimliche Gestalt in der Ferne verschwand, brachte der murmelnde Wind folgende trübe Antwort zurück: Ich bin des Lebens und des eintönigen Daseins müde; ich bin müde des

langsamen Schrittes der Zeit und des schleppenden Ganges der Jahrhunderte; ich eile aus Texas hinaus, um einen Platz zu finden, wo man sterben kann.

Ein hochgeborener Edelmann mexikanischer Abkunft durchsuchte vor nicht langer Zeit die staubigen alten Akten des Bexar Bezirks. Er liebte es, sich in diese Reliquien verflossener Zeiten zu vertiefen; mit melancholischem Interesse suchte er nach vergessenen Berichten aus der Vergangenheit, auf welche sich betrügerische Ansprüche auf das Landeigentum irgend eines gegenwärtigen Besitzers gründen ließen, welcher es vorziehen würde, einen Räuberzoll von einigen hundert Dollars zu entrichten, statt die Kosten eines ungewissen Prozesses zu tragen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er ein altes spanisches Dokument mit dem Datum 1810, überschrieben: „Bericht über die wunderbare Heilung des Don Juan Ignacio Fuerte Vejez". Da dieses Schriftstück beweist, daß Westtexas gesunder ist, als irgend ein anderer Teil der Welt, geben wir hier einen kurzen Auszug aus dieser seltsamen und romantischen Erzählung.

Don Juan Vejez, wie wir seinen etwas langen Namen abkürzen wollen, war in Altspanien geboren. Seine Eltern waren ehrlich und ohne Zweifel arm. Der junge Mann hatte eine sehr schwache Konstitution. Als er geboren wurde, trösteten alle alten Damen der Nachbarschaft die Eltern des schwächlichen Kindes mit der Voraussagung, daß es nicht am Leben bleiben werde; aber dieses Glück war ihnen nicht vorbehalten. Er lebte und wuchs auf trotz seiner elenden Gesundheit. Er erreichte sogar sein vierzigstes Jahr ohne zu sterben, aber zu dieser Zeit hatte die Auszehrung solche Fortschritte gemacht, daß die Aerzte seine Forteristenz als eine Beleidigung für ihren Stand ansahen. Schon zu dieser frühen Zeit (1709) hatte der Ruf von der Salubrität des westlichen Texas Spanien erreicht und Don Vejez beschloß, das Klima von Texas an sich zu erproben. Das hieß viel von einem Klima verlangen, aber darauf kam es ihm nicht an. Er erreichte die kanarischen Inseln, gerade als eine Kolonie von dreizehn Personen nach San Fernando de Bexar auswandern wollte, wie die gegenwärtige Stadt San Antonio damals hieß. Don Vejez verband sich mit den Emigranten, welche nur die Hoffnung, ihn unterwegs zu beerben, vermochte,

daß sie ihm die Teilnahme gestatteten. Graf José Maria de Cuatro Palacios, welcher die Gesellschaft befehligte, sagte zum Marquis Tejada Hernandez de los Santos, indem er mit dem Daumen über die Schulter auf das abgemergelte Skelett deutete: „Ich fürchte, er wird nicht lange genug leben, um mit ihm unseren neuen Kirchhof in San Fernando zu eröffnen.“ „Das fürchte ich auch,“ sagte der Marquis, welcher Vejez in Spanien gekannt hatte, „er war immer ein störrischer alter Bursche, aber doch will ich eine Kiste Cigarren darauf wetten, daß er hin kommt.“

Als die Karawane nach der alten Mission San José kam, war Don Vejez immer noch bei der Gesellschaft, aber offenbar dem Tode nahe. Er wurde aus dem schwerfälligen Wagen gehoben und der Schicklichkeit wegen in einer Seitenkapelle untergebracht.

Sieben Tage sind gekommen und gegangen, wie die Novellisten sagen.

Der Marquis de los Santos begegnet dem Grafen Cuatro Palacios auf der Plaza.

„Ich will die Kiste Cigarren abholen lassen,“ sagte der Marquis.

„Nein,“ sagte Graf Palacios: „Unsere Wette war, daß das alte Skelett unseren Kirchhof nicht eröffnen würde. Er ist hier, aber er kann noch gesund werden.“ Und beide lachten herzlich und herzlos.

„Von wem sprecht Ihr, Sennores?“ fragte ein hochgewachsener, brünetter Fremder, welcher zu ihnen trat.

„Wir sprachen von einem langatmigen alten Knochenhause, Don Vejez, welcher sich nach seinem Begräbnis sehnt,“ antwortete Palacios.

„Zieht,“ rief der Fremde, und seine Klinge blitzte in der Sonne. Die beiden Edelleute waren verblüfft.

„Wer seid Ihr,“ fragten sie, die Hand ans Schwert legend.

„Ich bin jener Vejez, mit dem Ihr Euren Kirchhof eröffnen wolltet, aber dank dem Klima dieses Presidios bin ich hin-

reichend hergestellt, um meinerseits einen Kirchhof zu eröffnen. Verteidigt Euch!"



Don Vejez, der Marquis und der Graf.

Die alten Berichte von San Fernando de Bexar erzählen, daß die ersten beiden Kolonisten von den kanarischen Inseln, welche starben, sich Graf José Maria de Cuatro

Palacios und Marquis Tejada Hernandes de los Santos nannten.

Es war in der That Bejez. In wenigen Tagen war der sterbende Invalide in einen kräftigen Mann verwandelt worden. Sein Magen hatte seinen Tonus so vollständig wieder erlangt, daß er bald der Schrecken der Speisehäuser wurde. Die Verkäufer von Patentmedizinen baten ihn um seine Photographie, um dieselbe auf ihren Arzneiflaschen anzubringen mit der Unterschrift: „Nach dem Gebrauch."

Jetzt wollen wir ein ganzes Jahrhundert überspringen, und dann das Presidio wieder besuchen. Es ist im Jahre 1810 und San Fernando hat durch königliches Dekret seinen Namen in San Antonio umgetauscht. Es ist jetzt eine Stadt; es giebt mehr Häuser, mehr Soldaten, aber weniger Indianer als 1710. Mehrere Generationen sind im Krieg mit den Indianern umgekommen und liegen auf dem Kirchhof, welchen Don Bejez so früh eröffnete: Moos wächst auf den Grabsteinen der beiden ältesten Bewohner desselben. Aber wie steht es mit dem Manne, welcher seiner Gesundheit wegen vor hundert Jahren nach San Fernando kam? Ist sein Grab auch zu sehen? Nein, kein Grabstein trägt seinen Namen, keine Marmortafel an den Mauern der alten Kathedrale erzählt die Tugenden des Don Juan Ignacio Fuerte Bejez. Dies ist ganz natürlich, denn der alte Mann lebt noch: hundert und vierzig Sommer haben seine Wange gebräunt, und eben so viele Winter seine Haare gebleicht. Noch geht er umher mit den Jungens, wie er die verwitterten alten Reliquien von achtzig und neunzig Jahren nennt, und sagt voraus, daß ihre Mutter sie nicht aufbringen werde. In jungen Jahren, vergleichungsweise gesprochen, hatte er geheiratet und im Jahre 1810 nannte ihn eine Schar Erwachsener Urgroßvater. Sie ehrten und achteten den alten Mann, denn er besaß viele Ranchos und eine lange Reihe von Häusern bezahlte ihm monatlichen Tribut.

Unbeschreibliche Zärtlichkeit in Blick und Sprache zeigten diese mittelalterlichen Erben, wenn sie dem alten Mann die Hand drückten und nach seiner Gesundheit fragten. Hatte er gut geschlafen, wie war sein Appetit? Die ganze Stadt sympathisierte mit diesen verzweifelnden Erben, und war bereit, ihre Freude zu



Vejez kehrt in's Leben zurück.

S. 151.

teilen oder was sonst ihnen bei des Alten Tode zufallen würde. Die Erben entwarfen mancherlei Pläne, ihm den Weg zum Grabe zu ebnen, aber umsonst: er bestand darauf, seine Zeit selbst zu wählen, und zeigte wenig Symptome von Abnahme; sein Auge war hell, sein Schritt so elastisch, wie je. Nie hatte er sein Lieblingsgetränk von Branntwein mit Knoblauch behaglicher genossen, und manchen Sturm schien er noch abwettern zu wollen. Zuletzt hatten die Erben einen glücklichen Einfall und führten ihn sogleich aus. Sie überredeten den kräftigen, alten Burschen, daß es seine Pflicht sei, eine von seinen Pflanzungen am unteren Brazos-Fluß zu besuchen. Er hatte West-Texas niemals verlassen, seit er von den kanarischen Inseln gekommen war. Seine Verwandten sagten ihm, die Veränderung würde ihm wohlthun; er behauptete zwar, keiner Veränderung zu bedürfen, ging aber doch. Die Erben kicherten, und einer, der eine Schwäche für Poesie hatte, setzte sich an ein Begräbnisgedicht. Die miasmatischen Einflüsse der ungesunden Brazos-Marsch durchdrangen den alten Mann, und er starb. Als seine Verwandten die Todesnachricht erhielten, sagten sie äußerlich Trauer an, innerlich aber waren sie voll Jubels. Sie wurden alle plötzlich sehr populär, hießen „Don Dies“ und „Don Das“ und hatten in allen Kaufläden unbeschränkten Kredit. Sie gingen umher, vom Kopf zu Füßen schwarz gekleidet, die Hüte reich mit Crêpe verziert, ein Taschentuch vor ihren Augen. Zu rechter Zeit wurde Don Vejez' Leiche nach San Antonio gebracht, um in dem dicht bevölkerten Kirchhof beigesetzt zu werden, den er gerade vor hundert Jahren hatte eröffnen sollen.

Da liegt nun die Leiche, feierlich aufgebahrt in der alten Kathedrale, umgeben von geschwungenen Weihrauchpfannen, singenden Priestern und trauernden Freunden, während die leise, feierliche Melodie des Requiems von dem Seufzen und Klagen der zum Tode betrübten Erben übertönt wird. Plötzlich hört man da ein Geräusch aus dem Innern des Sarges, ein Rascheln des Leichentuchs, und der alte Vejez setzt sich im Sarge auf und verlangt sein Lieblingsgetränk von Branntwein mit Knoblauch.

Die Miasmen des Brazos haben ihm den Tod gebracht, aber die gesunde Luft des San Antonio-Flusses ruft ihn ins Leben zurück.

Man bedurfte einer Kompagnie Soldaten, um den noch schwachen, aber völlig hergestellten alten Burschen in seine Wohnung zu eskortieren, so groß war die Wut der bekümmerten Erben und der leichtsinnigen Kaufleute, welche Geld und Waren vorgestreckt hatten.

Natürlich war man nicht einig darüber, was das Wunder bewirkt habe. Die Priester erklärten es auf ihre Weise; sie behaupteten, durch ihre inbrünstigen Gebete den Toten ins Leben zurückgerufen und seine Erben beschwindelt zu haben. Als die wütenden Erben darüber Rechenschaft forderten, sagten die listigen Pfaffen, die eifrige Frömmigkeit und der aufrichtige Kummer der Erben habe die Dazwischenkunft der göttlichen Vorsehung veranlaßt. Zuletzt gaben es die Erben dem Teufel und dem Klima schuld, und Don Juan Ignacio Fuerte Vejez lebte noch manches Jahr, und betrog noch eine Generation von Erben: denn er vermachte testamentarisch sein ganzes Vermögen der Kirche von Nuestra Senhora de Guadelupe.

Wir verbrachten einen Tag fischend in Eagle Lake. Es würde richtiger sein, zu sagen: der Doktor verbrachte den Tag mit dem Versuche, Fische zu fangen, während ich in Gesellschaft General Mc Carthys unter einem Baum lag, in der unmittelbaren Nachbarschaft eines sehr guten Gabelfrühstücks, das der General geliefert hatte. Der eigentliche Titel Herrn Mc Carthys mochte Oberst sein, aber da ich nichts riskieren wollte, und nach dem Grundsatze, daß das Größere das Kleinere einschließt, nannte ich ihn General. Auch war er ein alter Veteran — wenigstens glaubte ich es — und erzählte mir manche außerordentliche Geschichte von Fischen.

General Mc Carthy lebt in Eagle Lake und ist bekannt durch sein gottloses Fluchen, seine Kenntnisse im Angeln, Hirschjagen, wilde Truthühner Schießen und anderen solchen Sports. Sein größtes Vergnügen besteht darin, einen jungen Mann aus der Stadt für einen Tag zum Fischen oder Jagen einzuladen, und dann seltsame praktische Späße auf Kosten des Fremden auszuführen — Späße, welche schon alt waren, als Nimrod seine erste Patrone verschoß, und deren Pointe auf der Unbekanntschaft des Stadtbewohners mit den technischen Einzelnheiten des ländlichen Sports beruhte.

Eine Geschichte, die einen „grünen“ Engländer betraf, erzählte der General mit besonderem Vergnügen; ich gedachte, sie in diesem Buch anzubringen, und schrieb sie darum so auf, wie er sie erzählte. Da sah ich aber bald, daß sie zu viele Kraftausdrücke enthielt, welche zu dem allgemeinen, moralischen Tone dieses Buches nicht passen; darum strich ich alle die Flüche aus, fand aber, daß dann gar keine Geschichte übrig blieb. Ich will hier erwähnen, daß in Texas ein Gesetz gegen gottloses Fluchen besteht, daß es aber nie oder selten ausgeführt wird, und daß die Flüche des gewöhnlichen Kuhbuben die pöbelhaftesten und sinnlos teuflischsten Lästerungen sind, die ich je gehört habe — und ich kenne die Austernhändler von Seven Dials, die Fischverkäufer von Billings Gate und die Bowery-Jungen in New-York.

Aber zum alten Mc Carthy zurückzukommen: einmal wurde ein Streich ausgeführt, dessen hauptsächlichstes Opfer er selbst war.

Aus dem Teil von Texas, wo General Mc Carthy lebt, haben sich die meisten wilden Thiere — mit Ausnahme der Kuhbuben und gelegentlich einer wilden Katze — vor dem reißenden Vordringen der Civilisation zurückgezogen und finden sich nur noch in den westlichen Canyons. In langen Zwischenräumen taucht manchmal das Gerücht auf, ein mexikanischer Panther sei in einer der benachbarten Marschen gesehen worden; aber der Panther ist östlich vom Colorado ziemlich ebenso mythisch, als die große Seeschlange. Doch glauben manche Leute, daß noch einige in West-Texas zu finden sind.

Zwei junge Leute nahe bei Eagle Lake wollten sich auf Kosten ihrer leichtgläubigen Nachbarn einen Spaß machen; sie hießen Joe Goodson und Sim Wayland. Beide verstanden die Stimme des Panthers nachzuahmen; Joe schrie wie ein junges Tier, während Sim, welcher eine tiefe Baßstimme besaß, das Brüllen der Alten nachahmte. Zuerst brachten sie das Gerücht in Umlauf, sie hätten unten in der Marsch die Stimme eines Panthers gehört. Dann gingen sie in der nächsten Nacht aus, und heulten und brüllten am Waldrande. Mehrere Nachbarn hörten den Laut und erzählten die Neuigkeit am nächsten Morgen; einer behauptete, den Panther gesehen zu haben: er sei so groß wie ein Kalb. Am nächsten Tag wurden alle Feuerwaffen in

der Nachbarschaft geladen, und gegen zwanzig Mann zu Pferde zogen aus, das „Ungeziefer“ aufzuspüren. General Mc Carthy wurde zum Anführer erwählt; die Gegend wurde auf mehrere Meilen in der Runde abgesucht ohne anderen Erfolg, als die angebliche Entdeckung der Fährte des Panthers an verschiedenen Stellen.

So ging es ungefähr eine Woche lang fort; das Concert wiederholte sich jede Nacht an verschiedenen Stellen der Nachbarschaft und die Zahl der Verfolger nahm fortwährend zu. Viele behaupteten, das Tier von weitem gesehen zu haben. Ein alter Neger traf plötzlich mit Sim im Walde zusammen, als er sein schreckliches Geheul ausstieß. Sim erschrak und lief weg, um nicht entdeckt zu werden; der alte Neger zitterte vor Furcht, so daß seine Flinte los ging, und fiel vom Pferde. Am folgenden Tage erzählte er: „Meine Herren, bei Gott, dieser Panther war neun Fuß hoch, größer als ein Ochse, und brüllte gerade. Gefürchtet? Nein, Herr, dieser Neger war anfangs wohl ein wenig überrascht: aber der Panther, wie der erschrak! Ich mußte sehr behend sein, um einen Lauf auf ihn abzufeuern, und er lief auf drei Beinen fort.“

General Mc Carthy war entschlossen, den Panther zu tödten. In einer Dienstagsnacht war er an einem Bache unterhalb der Wohnung eines alten Negers, namens Moses Patterson, gehört worden. Der General untersuchte die Nachbarschaft am Mittwoch, und entdeckte Spuren, welche ihn überzeugten, daß der Panther dicht beim Hause vorbei zum Wasser ging. In der Nacht stellte er sich und eine Flasche mit etwas Stärkendem hinter einem Zaun dicht am Wege auf. Die Stunden schleppten sich hin; die Cicaden zirpten eintönig, die Eulen riefen schläfrig, und der alte Mann schlief ein. Das Geheul des Panthers weckte ihn, und er sah einen großen Gegenstand den Weg entlang schreiten. Bang! Bang! und zwei Ladungen Rehposten töteten Mose Pattersons alten Zugochsen. Es kostete dem General zwanzig Dollars für den Ochsen und eben so viel, die er am folgenden Tag an Getränken für das Volk auszugeben hatte, als die Nachricht von seinem glücklichen Schuß unter die Leute kam.

Wenn jemand versuchen will, wie viele gottlose Reden in dem alten Mann stecken, braucht er ihn nur zu fragen: „Nun, General, kürzlich keinen Panther geschossen?"



14. Kapitel.

Die Galveston, Harrisburg und San Antonio Eisenbahn-Compagnie, deren Bahn von Houston nach San Antonio läuft, in dem Wunsche, die Seitenländer ihrer Straße besiedelt zu sehen, sandte einen Agenten namens Kingsbury nach England, um die Vorteile bekannt zu machen, welche Südwest-Texas auswanderungslustigen englischen Ackerbauern darbietet. Durch Dr. Kingsburys Bekanntmachungen waren mehrere hundert englische Familien veranlaßt worden, während der letzten zwei Jahre nach Texas zu kommen. Einige von diesen Leuten befinden sich wohl, andere sind nach England zurückgekehrt, und die übrigen treiben sich herum und schreiben Briefe an die Londoner „Times“ und den „Telegraph“, worin sie auf Kingsbury und den Staat Texas schimpfen.

Fast alle englischen Auswanderer kamen nach Texas in der Absicht, Ackerbau zu treiben, aber da sie ihre Vorbildung dazu in Stecknadelfabriken, Kaufläden oder ähnlichen Orten erhalten hatten, so waren sie wenig geeignet, ein Ochsengespann oder eine schwere Hacke zu regieren. Sie schrieen, daß das Land nicht für sie passe und der Beschreibung des Dr. Kingsbury nicht entspräche. Die Wahrheit ist: sie paßten nicht für das Land und waren gar nicht körperlich zum Ackerbau befähigt. Die Schwierigkeit rührt nicht daher, daß das Klima und der Boden von Texas nicht richtig geschildert worden wären, sondern weil, als die Barone dem König Johann die Magna Charta abzwangen, das englische Volk das gesetzliche Recht des Räsonnierens erwarb. Von jener Zeit an bis heute, so oft ein Engländer im

Auslande irgend eine Schwierigkeit findet, greift er zu Tinte, Feder und Papier ebenso schnell, als ein guter Katholik zum Weihwasser, wenn der Teufel im Spiel ist, und schreibt einen beredten und zornigen Brief an eine Londoner Zeitung, worin er seine Beschwerde vorträgt und andeutet, daß, wenn seine Regierung nicht sogleich einschreite, er ihre auswärtige Politik für verfehlt erkläre. Es kommt nicht viel darauf an, worin seine Beschwerde besteht: bisweilen ist seine Verdauung in Unordnung, oder seine Stiefel sind zu eng, oder der Kellner hat ihm nicht seinen richtigen Titel gegeben. In jedem Falle hat jeder Engländer im Auslande eine Beschwerde, und es wäre entschieden grausam, ihn derselben zu berauben.

Neu-Philadelphia ist eine Station an der oben genannten Eisenbahn, und hierher sind die meisten Auswanderer geschickt worden. Der Ackerboden ist hier so tief, daß ich lieber keine Angabe machen will, damit man mich nicht beschuldige, im Interesse der Eisenbahn zu schreiben. Aber so viel ist gewiß, daß ein fleißiger Mann an derselben viele ausgezeichnete Plätze finden kann, wo mit der nötigen Arbeit sehr ergiebiger Ackerbau getrieben werden kann; aber diese Engländer verlangen einen Boden, der zwei Ernten des Jahres liefert, und zwar ohne Arbeit.

In Neu-Philadelphia und anderwärts an derselben Bahn wohnen eine Anzahl englischer Bauern, welche Land gekauft und sich ernstlich an die Arbeit gemacht haben. Wenn sie nur so fortfahren und sechs Tage in der Woche arbeiten, werden sie bald imstande sein, ihren Landbesitz zu vermehren und Geld in der Bank liegen zu haben. Aber im allgemeinen ist es unleugbar, daß die meisten englischen Einwanderer einen merkwürdigen Widerwillen gegen alles haben, was nach harter Arbeit schmeckt, während sie andererseits im Schimpfen auf den Staat Texas und auf Kingsbury, dem angeblichen Urheber all' ihres Unglücks, eine unermüdliche Energie und Beredsamkeit entfalten. Hätten ihre Beschwerden eine wirkliche Begründung, so ist gar nicht abzusehen, bis zu welchen Höhen der Beredsamkeit sie sich erheben würden.

Während unseres Aufenthaltes in Eagle Lake ritten der Doktor und ich nach Neu-Philadelphia hinüber, eine Entfernung

von acht Meilen. Wir brachen nach dem Frühstück auf und ritten in der frischen Morgenluft lustig vorwärts. Wir mochten schon sieben oder acht Meilen weit geritten sein, aber äußerlich nahmen wir kein Zeichen von Fortschritt wahr, die Landschaft blieb dieselbe: nach allen Seiten hin streckte sich die nackte einförmige Prärie. Einige entfernte Baumgruppen oder wiederkäuendes Vieh brachte auch keine Abwechselung. Der Doktor sagte: Erinnert Euch das nicht an jene Wettläufer, welche einen ganzen Tag lang im geschlossenen Kreise herum laufen? Ebenso sehen wir immer dieselben Gegenstände. Wir gleichen dem Burschen, der vergessen hatte, sein Boot loszubinden, die ganze Nacht durch ruderte, und sich am Morgen ebenda befand, von wo er ausgegangen war.

Der Doktor wußte nicht, wie nahe er der Wahrheit gekommen war.

Noch eine Stunde, und immer noch kein Wechsel. Wir kamen an eine Vertiefung, welche stehendes Wasser enthielt und ritten darauf zu, unsere Pferde zu tränken und — o großer Vasco de Gama, Umschiffer der Welt — da waren wir an derselben Stelle, wo wir die Pferde vor zwei Stunden getränkt hatten. Wir waren im Kreise herumgeritten, wie es unerfahrenen Reisenden oft geschieht. Wie wir so verblüfft dastanden, kam ein Neger geritten. Wir erfuhren von ihm, daß wir nur vier Meilen von unserem Ausgangspunkt entfernt waren; er selbst ging nach Philadelphia und erbot sich, uns zu führen. Als wir mehrere Meilen geritten waren, erschienen nach und nach Häuser am Horizont, und endlich hielten wir an der Bahnstation, hinter welcher sich drei Heuschober erhoben. Zur linken, eine halbe Meile weit, zeigten sich acht oder zehn zweistöckige Häuser, einander ganz gleich, in gleichen Zwischenräumen von einander und in gerader Linie erbaut. Etwa vier Meilen weit draußen in der Prärie waren einige Bäume sichtbar und eine einsame Kuh stand wiederkäuend in nachdenklicher Stellung. Dies war Neu-Philadelphia.

Unser Negerführer entschuldigte sich wegen der Kleinheit der Stadt und sagte: sie sieht kleiner aus, als sie ist, wegen der mächtigen Ausdehnung des leeren Landes, das man übersieht.

Wie wir vor dem Bahnhof standen und uns umsahen, be-

merkten wir in großer Entfernung einen schwarzen Fleck, welcher sich zusehends vergrößerte, während er näher kam. Bald unterschieden wir die Umrisse einer Lokomotive: ein langgezogener, lauter Pfiff, ein Zittern der Schienen und des Bodens, das laute Zischen des entweichenden Dampfes — und der Schnellzug hält vor der Station. Eine Blechmusikbande, nur aus einem Gong bestehend, bewillkommnet die Passagiere. Sie eilen in das Haus, vor welchem die Musik spielt, kommen aber bald wieder heraus. Ich frage den ersten, welcher, sich den Mund wischend, herauskommt, was es da drinnen gegeben habe. „Hunger," antwortet er und eilt zurück in den Wagen. Da entdecke ich denn, durch eine Art Eingebung, daß dies die Station sein muß, wo die Passagiere zu Mittag essen.

In weniger als zehn Minuten von der Ankunft des Zuges an ist die Bankethalle wieder einsam, und der letzte Schwelger ist vor dem Eigentümer vorbei gegangen, welcher, mit der Pflichttreue einer römischen Schildwache an der Thür stehend, von den gesättigten Gästen sein Geld einsammelt. Offenbar besteht eine Verabredung zwischen dem Zugführer und dem „Oberst", welcher die Speisung besorgt, denn erlaubte ersterer den Passagieren nur zehn Minuten mehr, so würden sie alles Eßbare im Hause vertilgen und die Heuschober anfallen.

Nach dem, was wir gehört und gelesen hatten, bildeten wir uns ein, der englische Emigrant würde, wenn er nicht seufzend und mit thränenfeuchtem Auge nach der Richtung von Alt-England spähte, an der Eisenbahn-Station stehen, mit Wut im Blick und einen kräftigen Prügel in der Hand, um vielleicht Dr. Kingsbury bei seiner Rückkehr aus England abzufangen. Als der Zug fort war, bemerkten wir in der That einen Mann mit blühendem Gesicht und einer Flinte auf der Schulter vor dem Bahnhof stehend. Der Doktor meinte, es sei vielleicht ein englischer Abgesandter, um die Züge zu beobachten, und jeden niederzumachen, der wie Kingsbury oder ein anderer Auswanderungsagent aussähe. „Laßt uns ihn anreden," sagte er.

Wir schlenderten hin und der Doktor sagte: „Mein Freund, Ihr seht aus, als wenn Euch das Land gefiele; aber wünscht Ihr Euch nicht den Anblick der grünen Wiesen zurück und der murmelnden Bäche, die sich hindurchschlängeln? Sehnt Ihr Euch

nicht nach jenen lieblichen Abenden, wo Ihr nach vollbrachter Arbeit in der Dämmerung vor Eurer Hütte saßt, während das Lied der Nachtigall aus dem benachbarten Gebüsch herübertönte und der Wohlgeruch des Geisblattes die Luft erfüllte? Sehnt Ihr Euch nicht, Eure entfernte Heimat wiederzusehen?" Hier bekam der Doktor den Schlucken und mußte schweigen; der Mann aber sagte:

„Den Teufel auch! Mir fällt es nicht ein, in das alte Land zurückzukehren, so lange ich hier einen Dollar und fünfundsiebenzig Cents den Tag mit meiner Arbeit verdiene!"

Ich sagte dem Doktor, er hätte sehen können, ja ein blinder Mann hätte sehen können, daß dieser Bursche gar kein Engländer war. Der Doktor meinte, ich sei sehr begabt und geschickt, etwas zu entdecken, das mir von einem andern mitgeteilt worden sei. Darauf erwiderte ich, ich schriebe mir in solchen Dingen nicht mehr Scharfsinn zu, als meinen Nachbarn; aber obgleich wir uns geirrt hatten, als wir hofften, in Neu-Philadelphia den glücklichen englischen Landmann um den Maienbaum tanzend und seine lustigen Weisen singend zu finden, gedachte ich doch noch einige Söhne der Insel Albion zu entdecken, ohne weit gehen zu müssen. „Dort," sagte ich, „sitzt einer auf dem Zaun; seht Ihr nicht an seinem traurigen Blick, daß er ein englischer Jüngling ist, der an entlegene Scenen denkt, und die heutige Maisbrot- und Kaffeediät mit dem Rostbeef, Käse und Bierkrug der Vergangenheit vergleicht? Ein Strohhalm kann zeigen, woher der Wind bläst, und die Art, wie der Mann an dem Strohhalm kaut, den Ihr in seinem Munde seht, zeigt deutlich, daß er ein Britte ist, und als solcher sich niemals akklimatisieren wird."

„Gut, so versucht Ihr diesmal, was Ihr mit ihm anfangen könnt," sagte der Doktor in spöttischem Tone.

„Mein lieber Mann," sagte ich, als wir näher kamen, „wie geht es Euch? Findet Ihr, daß die Produkte, Institutionen und die Civilisation dieses freien Landes einen Vergleich mit denen erlauben, welche man unter monarchischer Regierungsform findet?"

Er hörte auf, mit den Beinen zu wackeln, spuckte den Strohhalm aus und antwortete auf deutsch:

„Ich verstehe Sie nicht."

Der Doktor und ich gingen nach dem Hotel, speisten schweigend zu Mittag und kehrten dann nach Eagle Lake zurück, und sprachen dann überhaupt nicht mehr von den englischen Einwanderern.



(Ich verstehe Sie nicht.)

Es giebt einen Mann in Lynn, in Massachussets, welcher der Gesellschaft zur Unterstützung der Einwanderung nach San Antonio, was er „einfache und genaue Fragen" nennt, vorgelegt hat. Die Fragen wurden in der „Sonne von Texas" veröffentlicht und enthalten Einfälle, wie folgt:

„Wie steht es mit Eurem Bauholz?"

„In was für Häusern wohnt Ihr?"

„Wie ist der Charakter Eures Bodens?"

„Ist das Eigentum bei Euch sicher?"

„Ist Eure Gesellschaft gut?"

Er erlaubt sich eine ganze Kolumne solcher Persönlichkeiten, mit einem Fragezeichen dahinter. Der Doktor sagte, die Gesellschaft in San Antonio möchte vielleicht keine Zeit haben, all' die Mitteilungen zu machen, nach denen der Mann in Massachussets schmachtete; er murmelte etwas von Salomos Ansicht über dergleichen Fragen, nahm einen Bogen Conceptpapier und schickte dem Frager einige „einfache und genaue" Antworten. Darauf antwortete wieder der Mann in Massachussets mit einer Postkarte, worin er ihn „in einfacher und genauer" Weise für einen verd— Narren erklärte.

Ich lasse hier einige von des Mannes Fragen und des Doktors Antworten folgen.

Frage. Ist Wasser reichlich? Und wie bekommt Ihr es?

Antwort. Reichlich. Wir bekommen das unsere gewöhnlich von dem Kellner in einem besonderen Glas; aber einige Leute schöpfen es aus dem Bache in einem Eimer.

Frage. Wie steht's um Eure (Besitz=) Titel?

Antwort. Allerlei, aber „Oberst" und „Richter" sind in der Mehrzahl.

Frage. Ist das Volk intelligent?

Antwort. Ja, jedermann glaubt mehr zu wissen, als der Gouverneur des Staates.

Frage. Wie ist das Wetter?

Antwort. Es ist jetzt ziemlich reichlich, doch mehr im Winter, als im Sommer.

Wenn der Doktor nicht aufhört, mit dem Einwanderer=Geschäft Spott zu treiben, so wird er es früher oder später zu bereuen haben.

Des Abends kamen wir wieder in Eagle Lake an und verließen am nächsten Morgen den Platz, wo wir mehrere angenehme Tage zugebracht hatten. In den nächsten drei Tagen ritten wir fünfzig Meilen weit über die Prärie, durch Wälder und Bäche. Bald war der Boden sandig, bald von der sogenannten schwarzen, klebrigen Art. Wir kamen an einsamen Pflanzungen und Ranchos vorüber, ritten durch die Städte Columbus und Weimar und erreichten am Abend Schulenburg.

Schulenburg ist eine kleine Stadt an der Eisenbahn, fast nur von Deutschen bewohnt, eine wohl gedeihende, hart arbeitende Bevölkerung, welche ihre eigenen Geschäfte mit größerem Eifer betreibt, als man dies von den eingeborenen Amerikanern sagen kann. Sie haben einen Bürgermeister und einen Stadtrat in Schulenburg, und letzterer macht die Stadverordnungen, welche jedoch, wenn der Bürgermeister kein Veto eingelegt hat, vielfach von umherschweifenden Schweinen, verirrten Kühen und betrunkenen Kuhbuben übertreten werden. Auch eine Zeitung wird in Schulenburg gedruckt; ihre Spalten sind den bürgermeisterlichen Proklamationen, dem Eisenbahn-Fahrplan, Anzeigen von Patentarzeneien und den Diskussionen des Stadtrates über Munizipal-Angelegenheiten gewidmet. Die wichtige Frage, welche Schulenburg zur Zeit unserer Anwesenheit beschäftigte, war diese: Sollen wir unsere gegenwärtige Polizeimacht auch ferner beibehalten?

Die „gegenwärtige Polizeimacht“ bestand aus einem großen Mann, dessen Kleider offenbar für einen kleineren Polizisten gemacht waren. Er führte einen großen Revolver. Seine Hosen reichten kaum bis zu den Knöcheln: sie waren sicher unreif abgenommen worden.

15. Kapitel.

Die Geschichte von Texas beginnt mit der Errichtung von Missionen zu El Paso, im Jahre 1582, durch den König von Spanien, der damals Texas besaß. Die Missionen in Texas standen unter der Leitung des Ordens vom heiligen Franz von Assisi. Zur Eroberung und Besetzung des Landes, angeblich um das Christentum auszubreiten, bedienten sich die Spanier der Mönche und Soldaten; die Mönche predigten und die Soldaten dienten als Einladungs-Comité, welches die Indianer besuchte und aufforderte, zur Versammlung zu kommen und die frohe Botschaft von der Erlösung zu vernehmen. Dieses Verfahren hatte gute Wirkung und bildete einen großen Fortschritt gegen die alte vom Apostel Paulus vorgeschlagene und zur Ausführung gebrachte Methode. Statt selbst Hunger und Durst zu leiden, ließen die Mönche die heidnischen Indianer zu ihren religiösen Uebungen herbeikommen, und die Verbindung der Beredsamkeit der Priester mit der zwingenden Logik der Feuerwaffen spanischer Soldaten war in der That sehr wirksam: denn was dem einen Rohre einer Doppelflinte entkommt, wird leicht von dem anderen niedergestreckt.

Eine spanische Mission aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bestand aus einem großen Steingebäude, das zum Gottesdienste und als Festung diente, aus Häusern für die Priester und Hütten fur die bekehrten Indianer, aus verschiedenen Jesuitenvätern, einem Bulldogg und einer Auswahl von Marterwerkzeugen, welche zur Bekehrung der Indianer gebraucht wurden.

Der ehrwürdige Thrall, in seiner Geschichte von Texas, sagt von diesen Missionen:

„Für die Priester wurden passende Häuser gebaut, und rohe Hütten für die Indianer. Die Väter nahmen mit einigen Dienern und Soldaten Besitz und durch Ueberredung oder Gewalt wurden Indianer dahin gebracht, sich in der Nachbarschaft niederzulassen.



Indios reducidos.

Sie wurden zur Beaufsichtigung des Viehes und zum Ackerbau gebraucht, um Nahrungsmittel zu erzeugen. Für diese verhältnismäßig leichte Arbeit erhielten die Indianer religiösen Unterricht, Nahrung und Kleidung. Die gezähmten Indianer nannte man „Indios reducidos“.

„Reduzierte Indianer“ war eine sehr passende Benennung, wie es alle von den spanischen Pionieren gegebenen Namen

waren. Wenn die heiligen Männer die zu Bekehrenden nicht überreden konnten, ihre religiösen Ansichten anzunehmen, brachten sie dieselben in ein beredsames Instrument, genannt „die Jungfrau“. Dies war ein eiserner Ueberzieher, der überall dicht an dem Körper anlag, aber noch viel enger zusammengeschraubt werden konnte, so daß er unbequem wurde, um mich mild auszudrücken. So wurden die Indianer reduziert. Neun unter je zehn wurden nach einer gewissen Zahl Umdrehungen der Schraube bekehrt; der zehnte wurde gewöhnlich bei dem Bekehrungsprozeß beschädigt und konnte nur noch als abschreckendes Beispiel benutzt werden.


Bekehrung durch Maschinen.

Manchmal befand sich ein Indianer in Zweifel oder Ungewißheit, ob er wirklich bekehrt war, oder nicht: dann banden die Priester eine dünne Schnur um die Daumen des Zweiflers und befestigten das andere Ende an einem Sparren des Kirchdaches; so blieb er hängen, bis seine Seele erleuchtet wurde und alle seine Zweifel schwanden. So arbeiteten diese guten Väter vom Sonnenaufgang bis zu deren Niedergang, und bekamen Blasen an ihren Händen von den Anstrengungen bei der Heidenbekehrung. Wenn ein Indianer die Bekehrung überlebte und wieder gesund genug wurde, um sich mit Auswerfen von Bewässerungsgräben zu vergnügen, so erlaubte man ihm diesen Genuß. Er wurde sogar von den Priestern selbst oder von Soldaten mit großen Peitschen ermutigt, diese Art Ergötzlichkeit fortzusetzen. Wenn die Nacht kam und die Indianer des Spaßes müde waren, wurden sie in ihren Quartieren eingeschlossen, um am Morgen beisammen zu sein und die Festlichkeit von neuem zu beginnen. So verbrachten sie die glücklichen Stunden. Der Geschichtsschreiber sagt:


Ein Zweifler.

„Die Gründer dieser Missionen zeichneten sich durch religiösen Eifer und Unternehmungsgeist aus". Nachdem die Indianer durch Tortur, Hunger und Mißhandlung so weit reduziert waren, daß sie nicht wagten, ohne einen päpstlichen Dispens sich im Kopfe zu kratzen, feierten die alten Mönche, um sich in der Uebung zu erhalten, von Zeit zu Zeit ein Heiligenfest, wobei sie einem alten Indianer, der zu schwach war, um Gräben zu machen oder Holz zu hauen, die Daumenschrauben anlegten.

In den Archiven des Franziskaner-Ordens in Rom soll sich ein Bericht über das Verhör des Apache-Indianers Che-qua-que-ko (Fisch außer dem Wasser) vorfinden. Er wurde angeklagt, der Religion zu spotten, verhört, schuldig befunden und in der Mission Concepcion im Jahre 1734 verbrannt. Ihm war eine Schafherde übergeben worden, welche jeden Abend in die Mission getrieben wurde. Als der ehrwürdige Vater Don Domingo de Dios, welcher die Aufsicht über das Vieh-Departement führte, die Schafe zählte, fand er, daß eines davon fehlte und tadelte den Schäfer bitter. Der arme Indianer fiel vor dem stolzen Prälaten auf die Kniee und rief: „Ich will es von meinem Lohn ersetzen, ehrwürdiger Vater!"



Pater, Indianer und Faßdaube.

„Schurke, Du weißt, daß Du keinen Lohn bekommst," brüllte der wütende Geistliche, und sah sich nach einer Faßdaube um.

„Ich meine, Ihr sollt es von den Hieben abziehen, die ich täglich bekomme."

Das hieß über heilige Dinge spotten, und war ein ebenso schwarzes Verbrechen, als hätte er die heilige Kirche selbst geschmäht. Seine Ehrwürden warf die Faßdaube weg, weil sie der Aufgabe nicht gewachsen schien, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Der arme Che-qua-que-ko, welcher ganz ehrlich und

aufrichtig gesprochen hatte, in dem nicht mehr Spott steckte, als in einem Wegweiser, wurde dem Comité für Daumenschrauben überwiesen.

Es gab zwei Arten Indianer, solche, welche um die Missionen wohnten und sich bekehren ließen, und solche, welche sich in den Gebirgen aufhielten und der spanischen Erlösungsmethode spotteten. Die zahmen Indianer thaten wahrscheinlich so viel sie unter den Umständen vermochten, um ihre Rasse zu vermehren, konnten aber mit der Reduktion durch das häufige Märtyrertum nicht Schritt halten. Der arme Indianer hatte böse Zeit. Wenn er nieste, ohne erst seinen geistlichen Berater zu fragen, bekam er Hiebe: blieb der Regen aus, wenn des Paters Feld Feuchtigkeit brauchte, so gab der Pater dem Indianer die Schuld daran und sagte: „Wie können wir erwarten, mit befruchtendem Regen gesegnet zu werden, so lange wir einen Haufen elender Wilden das Brot des Müssigganges essen lassen? Diese verfluchten Indianer müssen reduziert werden."

Wenn der zahme Indianer in der Mission blieb, wurde er reduziert oder zum Grabenmachen herangezogen; wenn er sie verließ, so fiel er den Gebirgsindianern in die Hände, welche ihn mit Pfeilen spickten, oder sonst umbrachten. Die Wilden trugen also fast ebensoviel zu seiner Vertilgung bei, als der spanische Missionär, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht, wie letzterer, im künftigen Leben dafür belohnt zu werden hofften.

Alle Missionen lagen in der Nähe von Flüssen, von welchen sich die Bewässerungsgräben in große Entfernungen erstreckten und weite Ländereien befruchteten, deren Produkte die Missionen und deren Zugehörige bereicherten. Wie die Missionen wuchsen und fortschritten, ließen sich Einwanderer aus Mexiko und Spanien in ihrer Nähe nieder. Manche von ihnen entwickelten sich zu Presidios und eine oder zwei zu reichen Städten und zu Mittelpunkten eines bedeutenden Handels. Zwischen den Jahren 1690 und 1715 wurden die meisten Missionen in Texas gegründet; sie hießen: Antonio de Valero, Nuestra Senhora de Guadalupe, la purissima Concepcion, la Espada, San Juan, San José, San Saba, Alamo. Später wurden noch Nacogdoches und Nuestra Señora del Refugio gegründet. Mehrere befanden sich am San Antoniofluß, und wenige Meilen von einander entfernt;



Indianer, Bewässerungsgräben anlegend.

S. 163.

viele Missionsgebäude sind verschwunden, einige, besonders die bei San Antonio, sind noch in vortrefflichem Zustand.

Während der hundert oder mehr Jahre, wo diese Missionen blühten, stritten sich die Könige von Spanien und Frankreich um den Besitz von Texas; manchmal mischten sich auch die wilden Indianer in den Streit, aber die frommen und eifrigen Mönche unserer lieben Frau von Guadalupe und der anderen Missionen fuhren fort, unter den Heiden zu arbeiten. Das gute Werk schritt vorwärts, und Tausende der Eingeborenen wurden der Herde zugefügt, wenn auch Hunderte dem Bekehrungsprozesse unterlagen.

Während dieser Periode streiften Büffel, Hirsche und wilde Pferde in endloser Zahl über die weiten Prärieen dieses dünn besiedelten Landes. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte die Provinz eine ansässige Bevölkerung von etwa sechstausend Bewohnern, außer den Indianern. Damals war Texas mit Mexiko unter der Herrschaft eines spanischen Vicekönigs vereinigt, und die Spanier zeigten eine solche Eifersucht gegen die Bürger der Vereinigten Staaten, daß kein Amerikaner spanischen Boden betreten durfte, es sei denn „zum Zweck wissenschaftlicher Forschung“. Dieses Edikt trug viel zur Beförderung wissenschaftlicher Studien in den Grenzbezirken von Texas bei, wenigstens schließen wir dies aus der Geschichte jener Zeit.

Im Jahre 1800 kam Philipp Nolan und achtzehn andere wissenschaftliche Pferdediebe aus Mississippi nach Texas. Als der Vicekönig von ihrer Ankunft hörte, ließ er sie festnehmen, weil er glaubte, daß sie mehr vom Einfangen der Mustangs verständen, als von wissenschaftlichen Dingen. Einer entkam; die anderen wurden in Ketten nach Mexiko geführt, verhört, und zu zeitweiliger erzwungener Ehrlichkeit in einem mexikanischen Gefängnis verdammt. Da ihre Freunde in den Vereinigten Staaten niemals wieder von ihnen hörten, so wird die spanische Regierung sie in irgend eine Mission geschickt haben, zur Bekehrung. Ich hörte einmal sagen, die Spanier liebten ihre Feinde so sehr, daß sie dieselben lieber tot, als außerhalb der katholischen Kirche lebend sehen wollten.

Das Mißlingen der Nolanschen Expedition schreckte andere Gelehrte aus den Vereinigten Staaten nicht zurück vom Besuch

von Texas. Zwischen 1800 und 1820 erforschten viele gelehrte Leute die Dörfer und Niederlassungen, und sammelten zum Zweck wissenschaftlicher Untersuchung viele alte Münzen, seltsame Silberzierraten aus den Kirchen, und einige Exemplare der besten spanischen Mustangs, die sie erhalten konnten. Dadurch wurde die Wissenschaft den spanischen Einwohnern von Texas unangenehm; nicht nur protestierten sie gegen die Ueberschreitung ihrer Grenzen durch die Amerikaner, sondern sie ergriffen die Waffen gegen die Eindringlinge. Manche schwere Kämpfe folgten, und endigten bisweilen zu Gunsten der Mexikaner, bisweilen mit dem Triumph der Wissenschaft. Die Amerikaner verbündeten sich mit den mexikanischen Republikanern und fochten gegen die Royalisten. Die Wissenschaft blühte eine Zeit lang, aber gegen 1814 schlug das Glück um. Die Geschichte und die alten Einwohner erzählen einstimmig, daß von achthundertundfunzig Amerikanern, welche an der Schlacht von Medina teilnahmen, nur fünfundneunzig wieder in ihre Heimat zurückkehrten.

Im Jahre 1821 begann die mexikanische Regierung die Einwanderung nach Texas zu begünstigen. Sie garantierte Fremden von gutem moralischen Charakter, die sich in Texas niederlassen wollten, Sicherheit der Person und des Eigentums. Sie gab jeder Familie eine Anweisung auf eine Legoa (4,428 Acres) und einen „Labor" (177 Acres) Land. Ein einzelner Mann bekam eine drittel Legoa, und das übrige, sobald er heiratete. Die einzige Bedingung war, daß der Kolonist das Land binnen sechs Jahren in Besitz nehmen und teilweise kultivieren, die Stempelgebühr der Urkunde bezahlen und ein Mitglied der katholischen Kirche sein solle.

Hier sehen wir wieder die Frömmigkeit dieses guten Volkes und seine Neigung zur Seelenrettung zu Tage kommen. „Rettet sie billig, wenn Ihr könnt, aber rettet sie auf jeden Fall," war ihr Wahlspruch. Diese Leute, welche Texas regierten, kannten offenbar die menschliche Natur und waren in den Besonderheiten des Nationalcharakters wohl erfahren. Daß die Methode der Mönche, die sie bei den Indianern angewandt, gegen die Anglo-Amerikaner nicht von Erfolg sein würde, sahen sie wohl; darum „überredeten" sie die letzteren mit einer Legoa und einem Labor Land: zwei Mittel zu demselben Zweck. Der Gringo gab einen



Scene aus dem 18. Jahrhundert in San Antonio. S. 170.

ebenso guten katholischen Christen ab, als der Indianer, und die Bekehrung war gleich tief und dauernd in beiden Fällen.

Demjenigen, der hundert Familien nach Texas brachte, gab die Regierung fünf Meilen und fünf Labors Land. Den Besitztitel des Landes bekam er umsonst, dazu wurde er zum Empresario ernannt, und auch dafür zahlte er nichts. Jede verheiratete Frau bekam dreihundertundzwanzig Acres, jedes Kind deren hundertundsechzig, und für jeden Sklaven wurden achtzig Acres berechnet. Landunterstützung erhielt jeder, der ein Projekt zum Besten des Landes und zur Verbreitung des heiligen katholischen Glaubens machte. Wenn ein Kolonist eine Sägemühle baute, so schenkte ihm die Regierung eine halbe Legoa Land; wenn er einen Ketzer umbrachte und die protestantischen Ohren des Verstorbenen als Beweis seiner frommen That vorzeigte, erhielt er eine Legoa und ein Labor Land, und wurde zum Alcalde ernannt. Das waren schlechte Zeiten für den Landschwindel, denn jedermann war Grundbesitzer und Steuern gab es nicht. Ein Kolonist besaß vielleicht kein Hemd, aber sicher hatte er Besitztitel für einige tausend Acres in irgend einer Falte seiner Kleidung. Schuljungen — oder Jungen, welche in die Schule gehört hätten, wenn deren in Texas zu finden gewesen wären — verhandelten ihre hundertundsechzig Acres Patente für Taschenmesser oder dergleichen tragbares Eigentum.

Vor nicht langer Zeit rühmte ein alter Pionier, welcher zur Zeit der ersten Kolonisten in Texas gelebt hatte, die guten alten Zeiten. „Wahrhaftig, Herr,“ sagte er, „mir wurde eine Legoa Land für ein Paar alter Stiefel angeboten.“

„Nahmt Ihr sie an?“ fragte der, mit dem er sprach.

„Nein, ich nahm sie nicht.“

„Das Land war wertlos, vermutlich.“

„O durchaus nicht, Herr; das beste Stück Landes, das ich je gesehen habe. Gras von fünf Fuß Höhe, ein klarer Bach floß mitten hindurch, und eine unausgebeutete Silbermine in einer Ecke.“

Und warum, ums Himmels willen, machtet Ihr den Handel nicht?“

„Weil,“ sagte der alte Mann in traurigem und bedauerndem Tone — „weil ich — die Stiefeln nicht besaß.“

In diesen Zeiten war niemand so arm, daß er nicht eine Farm besessen hätte nebst einer Kuhweide von einigen tausend Acres dabei, und Leute, die einen ganzen Tag geradeaus marschieren konnten, ohne die Grenze ihres Eigentumes zu erreichen, bekamen das Jahr über nicht so viel Geld in die Hände, um sich einen Platz auf einem Kirchhof in den östlichen Staaten zu kaufen. Derselbe Mann, der sich eine Woche lang mit einem Ochsengespann plagte, um für ein Zehndollarstück eine Fracht neunzig Meilen weit zu schaffen, hielt es für nichts Besonderes, beim Hahnengefecht am nächsten Sonntagmorgen ein paar Legoas Land zu verwetten. Geld gab es damals wenig in Texas, und das Zahlungsmittel des Landes bestand in Vieh: der einjährige Stier bildete in jedem Handel die Rechnungseinheit.

Vor uns liegt ein altes Dokument, welches eine zum Zweck eines Kirchbaues in Umlauf gesetzte Subskriptionsliste enthält; die unterzeichneten Summen sind zum Teil in einjährigen Bullen angegeben.



16. Kapitel.

Im Jahre 1822 gründete Stephen F. Austin aus Missouri die erste Koloine in Texas und von da bis 1828 wurden noch viele andere von anderen Leuten angelegt. Austins Kolonie jedoch war die größte, und er vermehrte sie noch durch mehrere hundert Familien, die er unter Kontrakt mit der mexikanischen Regierung einführte.

Austin stand gut mit den Mexikanern; er war nicht allein Empresario, sondern hatte auch den Oberstlieutenantsrang in der mexikanischen Armee und bekleidete das Amt eines Oberrichters. Wahrscheinlich war er eifriger Katholik geworden, und hatte die Zuneigung der Mexikaner dadurch gewonnen, daß er bei ihren sonntäglichen Stiergefechten präsidierte. Anders können wir uns die Ehren und Titel, mit denen er überhäuft wurde, nicht erklären. Er war von der Regierung ermächtigt, die Miliz zu versammeln und zu befehligen, wenn dies zur Erhaltung des Friedens nötig werden sollte; aber leider gab es im Umkreis von sechshundertundfunfzig Meilen keine Miliz.

Austin stand fast so hoch an Autorität, als der Gouverneur der Provinz; doch gab es einen mexikanischen Beamten, der ihn bedeutend in den Schatten stellte: es war der sogenannte politische Chef. Dies war eine Art Oberbefehlshaber, oder Kanzler, welcher Macht hatte, die Entscheidung eines Richters für ungültig zu erklären und seine Entlassung anzuordnen; er konnte jeden Bürger ohne Verhör nach Belieben verhaften lassen, der Miliz Befehle geben, und stand nur unter dem Gouverneur. Dieser allmächtige Mann erhielt von der Regierung eine jährliche Be-

soldung von achthundert Dollars, und wenn er einige Jahre im Amte gewesen war und keine verschwenderischen Gewohnheiten hatte, so zog er sich aus seiner Stellung um etwa eine halbe Million Dollars reicher zurück, als er vorher war. Dergleichen würde ein politischer Chef in unseren modernen Vereinigten Staaten niemals thun.

Von 1820—32 hatten die mexikanischen Behörden Neigung gezeigt, die bürgerliche Freiheit der Kolonisten zu beschränken. Amerikaner wurden ohne Ursache ergriffen und gefangen gesetzt und viele Ungerechtigkeiten wurden gegen die Kolonisten verübt, welche an Zahl zu schwach waren, um der Tyrannei zu widerstehen; aber zuletzt wurde eine Beleidigung zu dem schon ungeduldig ertragenen Unrecht gefügt, welche sie vermochte, sich gegen das tyrannische Joch aufzulehnen.

Es scheint, daß ein Abenteurer, namens Bradburn, welcher Offizier in der mexikanischen Armee war, und in der kleinen Stadt Liberty in Garnison lag, sich selbst zum Wahlcomité ernannte, und einen gewissen Johnston, der Alcalde werden wollte, von der Wahl ausschloß. Ferner machte Bradburn die sämtlichen Stadtratsmitglieder zum Wählen unfähig, indem er sie ins Gefängnis setzte. Darauf brachte er William B. Travis, Patrik C. Jack, Monroe Edwards und Samuel T. Allen an einen sicheren Platz, so daß sie nicht mit ihren Freunden korrespondieren und die Wahl beeinflussen konnten. Nun besorgte Bradburn das ganze Wahlgeschäft allein, was die Folge hatte, daß die erwählten Kandidaten dem Volke mißfielen. So kam es zum Aufstande, aber hören wir den Geschichtsschreiber:

„Zwei von Kapitän Johnsons Leuten — William J. Russell und ein Mann namens Morrison — krochen über eine offene Prärie etwa zweihundert Ellen weit zu einem Punkt ganz nahe beim Fort, wo sie zwei mexikanische Soldaten erblickten, welche zusammen unter einem einzelnen Baume standen. Diese zwei Männer näherten sich den Soldaten bis auf etwa vierzig Schritt, und beide feuerten, nach sorgfältigem Zielen: Russell mit einer langen, schweren Muskete, funfzehn Rehposten enthaltend und Morrison mit einer Büchse. Dort und zu dieser Zeit, im Jahre 1832, wurde der Keim der texanischen Freiheit gepflanzt, wurde das erste Blut vergossen, und da es eine historische Thatsache

ist, so können wir behaupten, daß W. J. Russel und Morrison zu jedem Lobe berechtigt sind, welches dieser That zukommt."

So sehen wir, daß der Keim der Texaner Freiheit aus funfzehn Rehposten und einer Büchsenkugel bestand, welche in die Körper zweier ahnungsloser Mexikaner gepflanzt wurden, „welche neben einander unter einem einzelnen Baume standen"; W. J. Russell und der „Mann, namens Morrison" wurden so unsterblich, und die Geschichte wird immer ihre Namen mit dem Keim der Texaner Freiheit in Verbindung bringen. Ich hoffe, sie werden, wie der Geschichtsschreiber sagt, „alles Lob erhalten, welches dieser That zukommt".



Sie pflanzen den Keim der texanischen Freiheit.

Bald darauf folgte die Unabhängigkeitserklärung von Texas; aber es bedurfte noch vierjähriger Kultur, ehe die Pflanze der Freiheit voll entwickelt war. Folgende Statistik zeigt, wie der Keim kultiviert wurde:

Militärische Ereignisse in Texas.

Schlacht von Nacogdoches, am 2. Aug. 1827. Die Texaner unter Oberst Hayden E. Edwards mit einer Schar von 250 Mann schlagen die Mexikaner unter Oberst Don José de las Piedras, mit 350.

Das Fort Velasco, befehligt von Oberst Don Domingo Ugartechea mit 175 Mann, wird eingenommen von den Texanern unter John Austin mit 130 Mann, am 26. Juni 1832.

Im Mai 1835 nahmen die Texaner unter Oberst Travis die Garnison von Anahuac unter Kapitän Tenora gefangen.

Niederlage eines Detachements mexikanischer Kavallerie zu Bexar, am 1. Okt. 1835.

Einnahme von Goliad durch Kapitän Collingsworth mit 30 Mann, am 9. Okt. 1835.

Schlacht von Concepcion bei Bexar: 450 Mexikaner werden von Bowie und Fannin mit nur 92 Mann geschlagen.

Das Grasgefecht bei Bexar: 400 Mexikaner ziehen sich vor 200 Texanern zurück, am 8. Nov. 1835.

Angriff auf San Antonio de Bexar: 1400 Mexikaner unter General Cos ergeben sich, am 10. Dez. 1835.

Die Stadt Bexar wird von den Mexikanern eingenommen, und die Texaner ziehen sich in den Alamo zurück, am 21. Febr. 1836.

Rückzug des Generals Houston von Gonzales, am 10. März 1836.

Erstürmung des Alamo durch Santa Anna; die Garnison wird erschossen, am 6. März 1836.

Die Mexikaner werden im ersten Gefecht bei der Mission del Refugio geschlagen von den Texanern unter Kapitän King, am 9. März 1836.

Die Expedition gegen Matamoros unter Johnson, Grant 2c. im Januar 1836 hatte einen gänzlichen Mißerfolg.

Zweites Gefecht bei der Mission del Refugio: Oberst Ward schlägt eine große Schar von Mexikanern zurück, am 10. März 1836.

Wards Rückzug von Refugio, am 11. März. Er ergiebt sich am 24., wird massakriert am 28. März 1836.

Niederlage Fannins mit 415 Mann, alle von den Mexikanern massakriert am 19. März 1836.

San Felipe de Austin wird von den Texanern verbrannt, am 31. März 1836.

Harrisburg wird von den Mexikanern verbrannt, am 20. April 1836.

New-Washington von den Mexikanern verbrannt, an demselben Tage.

Schlacht von San Jacinto: 750 Texaner unter General Houston schlagen die Mexikaner mit ungefähr 1600 Mann unter

Santa Anna: sie töten davon über 750 und nehmen die übrigen gefangen, nebst Santa Anna selbst, am 21. April 1836.

Rückzug der Mexikaner hinter die texanische Grenze am 24. April 1836.

Aus den obigen Zahlen ist ersichtlich, daß der Kampf mit der Schlacht von San Jacinto, am 21. April 1836, endigte. Als Santa Anna gefangen war und seine Freiheit zu erkaufen wünschte, sagte er zu General Sam. Houston: „Ihr dürft schon großmütig sein: Ihr habt den Napoleon des Westens besiegt."

Wenigstens soll Santa Anna diese eitlen Worte gesprochen haben, aber es ist bloß geschichtlich, darum will ich meinen Ruf der Wahrhaftigkeit nicht gefährden, indem ich dafür einstehe. Wir wissen heutzutage nicht, wie viel wir von der „historischen Wahrheit" glauben dürfen, und wahrscheinlich wird der Santa Anna zugeschriebene Ausspruch ebenso angefochten werden, wie so viele andere historische Worte.

Im Jahre 1836 wurde Texas Republik und am 23. Okt. desselben Jahres wurde General Sam. Houston zu ihrem Präsidenten ernannt. Die Bevölkerung von Texas schätzte man damals auf 52 670: davon waren Anglo-Amerikaner 30 000, Mexikaner 3470, Indianer 14 200 und 5000 Neger.

Die Republik Texas führte nun ihre Geschäfte auf eigene Rechnung neun Jahre lang; sie genoß das Privileg, Schulden zu machen und den Stolz, fremde Gesandte bei sich bewirten zu dürfen, ja sie ahmte sogar anderen reicheren Republiken in der Haltung einer Flotte nach.

Die Schwesterrepublik, an deren Land es im Süden grenzt, vertrug sich während dieser Zeit schlecht mit ihr und ärgerte sie oft, indem sie über den Zaun hinweg schimpfte, ja bisweilen sogar in ihr Eigentum eindrang. Endlich wurde sie dessen müde, sowie auch der Ausgaben und der Verantwortlichkeit, welche ihr selbständiger Haushalt mit sich brachte; sie machte ihrer Nachbarin im Norden Vorschläge, entließ alle ihre Diener und vereinigte sich mit den Vereinigten Staaten, oder, wie der Geschichtsschreiber sich ausdrückt: „Der einzelne Stern, das Sinnbild der jüngst geborenen Republik, trat ein in das Sternbild der amerikanischen Union."

Nun, hoffe ich, weiß der Leser alles, was er von der Ge-

schichte von Texas zu wissen braucht, denn ich werde weiter nichts darüber sagen: Geschichtsschreibung ist zu anstrengend für die Phantasie.

Als wir Schulenburg verließen, wichen wir von unserer westlichen Richtung ab, um die Stadt Cuero zu besuchen, welche einige Meilen südlich von unserem Wege lag. Ein heiterer Engländer, Kapitän Delane, welcher mit uns von Eagle Lake nach Schulenburg gereist war, hatte uns eingeladen, einige Tage in Cuero zuzubringen und versprochen, uns eine Stadt zu zeigen, wo mehr Leute, als irgendwo in Texas, „in ihren Stiefeln" gestorben seien. Doch gingen wir nicht in der Absicht nach Cuero, um Leute in ihren Stiefeln sterben zu sehen, sondern weil Kapitän Delane, welcher ehemals Offizier im englischen Heer gewesen war, uns einigen Sport versprochen hatte.

Auf unserem Wege nach Cuero kamen wir durch einen Ort, dessen Namen ich vergessen habe: nennen wir ihn Smithville. Der Boden war arm und sandig, und das Getreide von schwächlichem Aussehen; außerdem waren die Felder schlecht kultiviert, und die Einwohner schienen nicht besser zu sein; die meisten waren schlecht erzogen und viele konnten nicht einmal lesen — der Nachbarn Marke auf der Nachbarn Vieh. Daher kamen mancherlei Mißverständnisse, wenn sie einen Stier zum Essen schlachten wollten; doch waren sie immer bereit, Abbitte zu leisten, indem sie den Nachbar totschossen, wenn er kam, sie wegen ihrer Unwissenheit zu tadeln.

Die Leute waren ohne Kirche, aber nicht ohne religiöse Bedürfnisse. Die benachbarte Niederlassung Jonesboro besaß eine Kirche und einen Pfarrer; warum sollten die Smithvillianer nicht das Gleiche haben? So argumentierten sie, und die Folge war, daß sie den ehrwürdigen Samuel Smallwood einluden, einen Tag zu bestimmen, an dem es ihm paßte, herüberzukommen und zu predigen, ihrerseits versprechend, den Branntweinladen zu schließen, die Uebereinkunft bekannt zu machen und zahlreich zu erscheinen.

Sie wählten Dr. Saunders Schnapsladen zum Lokal, wo die religiösen Uebungen gehalten werden sollten. Der Ehrw. Herr Smallwood sandte mündliche Antwort durch Major Sherwood, versprach zu predigen und bestimmte den folgenden Mittwoch

um ein Uhr nach Mittag. Zu rechter Zeit erschien der Pfarrer in dem bestimmten Lokal und wartete da eine Stunde; aber es erschien niemand; er ging auf und nieder und fragte, warum die Leute nicht kämen, wie verabredet war.

„Ja, Pfarrer," sagte der Kaufmann, „wir wußten ja nicht, daß Ihr kommen würdet, Ihr habt uns nichts sagen lassen."

„Freilich habe ich! Ich sandte die Nachricht durch Major Sherwood, und die Verabredung war für heute ein Uhr."

„Ach, nun verstehe ich! Seht Ihr, Pfarrer, der Major war an dem Tage, wo er Euch sprach, ungewöhnlich aufgeregt, und — aber hier kommt er selbst, er wird alles aufklären."



Der Pfarrer.

„Guten Morgen, Major."

„Morgen, Morgen, Pfarrer. Freut mich Euch zu sehen."

„Major, warum machtet Ihr die Bestimmung nicht bekannt, die ich vorige Woche durch Euch sandte?"

„Nun, ich erkläre, Pfarrer, ich bin verfl — ich meine, es thut mir unendlich leid — aber es war nicht meine Schuld, Herr, durchaus nicht. Es war eine verd — eine Schande, Herr, aber ich hatte einen Zufall an dem Abend nach unserem Zusammentreffen, und die Bestimmung ging zum Teu — kam mir aus dem Gedächtnis — Ihr müßt mich entschuldigen, Pfarrer, wenn meine Sprache etwas krampfhaftes hat. Ihr wißt, Herr, ich rühre niemals Branntwein an, nicht einen Tropfen — wenigstens sehr selten."

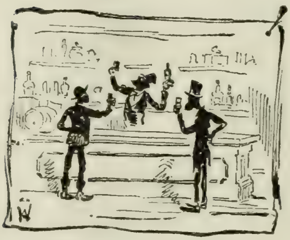
Bemerkend, daß der Prediger sein gerötetes Gesicht betrachtete, fuhr er fort:

„Neuralgie, Herr, Neuralgie. Es giebt mir manchmal den T — große Schmerzen, wahrhaftig. Habt Ihr niemals an Neuralgie gelitten, Herr?"

Der Ehrw. S. Smallwood versicherte, er habe niemals mit dieser besonderen Art Neuralgie zu thun gehabt.

„Die Leute sagen, ich tränke, Herr, aber es ist eine Lüge.

Ich nehme niemals Branntwein zu mir, außer wenn ich unwohl bin, und ich leide fortwährend an dieser verfluchten Neuralgie. Als ich an dem Abend, nachdem ich mit Euch gesprochen hatte, nach Hause kam, schickten Dr. Saunders und Bud Bennett zu mir, ich möchte in den Laden herunter kommen, um ein Gläschen in' Gesellschaft zu trinken. Erst wollte ich nicht gehen, da ich aber an jenem Abend stark von der Neuralgie zu leiden hatte, beschloß ich zu gehen und nur einen Tropfen zu trinken, um zu sehen, ob ich davon besser würde. Als ich herunter kam, war der Doktor, der sich immer zu verd — zu heimisch in diesem Laden macht, hinter den Ladentisch getreten und langte eine Flasche Bittern herunter. Keiner von uns hatte ihn je gekostet; es war eine neue Sorte und der Doktor sagte, er müsse probieren, ob er gut für die Brust sei. Er füllte die Gläser, und nach dem üblichen „Langt Euch zu" leerten wir sie alle gleichzeitig.



Die falsche Flasche.

„Verteufelt seltsam schmeckender Bitterer!" sagte Dr. Saunders, indem er den Mund verzog, als wenn er in eine unreife Pflaume gebissen hätte. „Das ist der verfluchteste Bittere, den ich jemals gekostet habe," sagte Bud — entschuldigt mich Herr, aber dieser Bennett flucht fortwährend, aber ich habe es ihm vorgehalten — dabei roch er in sein Glas und schüttelte mit dem Kopfe. Ich fühlte eine Art Apothekengeschmack im Munde, als der Stoff hinunterging, und meine Kehle fing an zu brennen. Sagt der Doktor: „wir wollen einen „Hundshaar-Schnaps" darauf setzen," sagt er. „Vielleicht schmeckt er nicht mehr so schlecht, wenn wir erst daran gewöhnt sind." Ehe ich den zweiten Trunk richtig hintergeschluckt hatte, wußte ich, daß ich vergiftet war: meine Zunge war so geschwollen, daß ich kaum sprechen konnte, Funken flogen vor meinen Augen herum. Ich wußte, daß meine einzige Hoffnung auf meiner Frau Klapperschlangenmittel beruhte, so stürzte ich zur Thür hinaus und eilte nach Hause, so schnell ich laufen konnte. Als ich nach Hause kam, stand mein ganzes Inneres in Flammen, die Augen traten mir aus dem Kopf, Schaum stand auf meinen Lippen, die Zunge

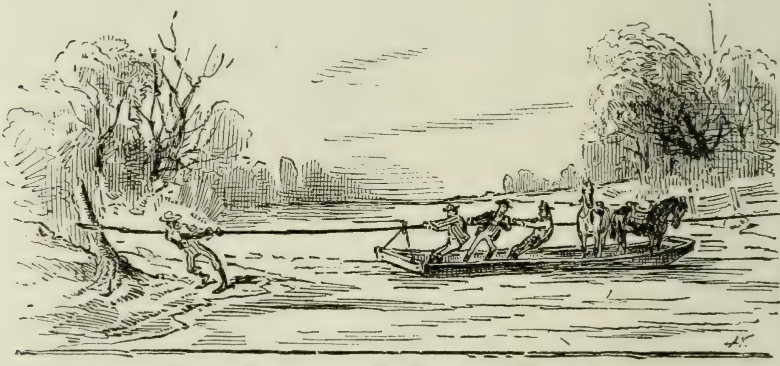
füllte den ganzen Mund aus, so daß ich nicht sprechen konnte. Ich warf mich aufs Bett und zeigte nach dem Brett, wo das Mittel gegen Schlangenbiß stand. Betty — das ist meine Frau — sah mit einem Blick, was los war, und rannte nach dem Gegengift. Es besteht aus Ricinusöl, Branntwein und Terpentinöl, und sie gab es mir ein, indem sie mir die Flasche mit der Mündung nach unten mit der einen Hand in den Mund steckte, während sie mir mit der anderen die Kleider auszog, um zu sehen, wo die Schlange mich gebissen hatte. O, Ihr braucht nicht zu lachen! An meiner Stelle würdet Ihr gar nicht gelacht haben. Ich konnte es Betty nicht erklären wegen der Geschwulst der Zunge und weil mich die höll — garstige Arzenei fast erstickte. Endlich hatte sie mich nackt ausgezogen und hielt ein rotglühendes Bügeleisen über mich, um die Stelle, wo die Schlange mich gebissen hatte, auszubügeln, sobald sie sie entdeckt hätte. Darüber kam Bud Bennetts Frau hereingestürzt und rief um Hülfe. Sie stammelte her, Bud sei ganz wie verrückt nach Hause gekommen, mit den Zähnen knirschend; sie komme um Hülfe zu suchen, Bud trinke einstweilen Buttermilch maßweis, und schäume aus dem Mund. Während sie noch sprach und ich meine nackten Beine zuzudecken suchte, kam der Neger zurück, den Mrs. Bennett zu Dr. Saunders geschickt hatte mit der Bitte, schnell zu kommen, ihr Mann sei vergiftet, und sagte, Dr. Saunders wäre ganz toll geworden, er ließe sich empfehlen, und man möge zum Teufel gehen, er wäre vergiftet und hätte selbst einen Anfall. Seht Ihr, Pfarrer — dieser verfluchte Narr — verzeiht mir noch einmal, Herr — war hingegangen und hatte eine Flasche



Ich warf mich aufs Bett.

mit Mustangeinreibung herunter gelang, statt einer Flasche Bittern; und wenn Ihr die Umstände in Betracht zieht, könnt Ihr mich da tadeln, daß ich einmal meine religiösen Pflichten versäumt und vergessen habe, Euern Auftrag bekannt zu machen?"

Wir kreuzten den Navidadfluß auf einem kleinen Fährboot — von primitivster Art, das an einem Tau über den Fluß gezogen wurde, welches an zwei Baumstümpfen am Ufer befestigt war. Der Strom war reißend und unser Vorwärtskommen langsam. Wir erboten uns, dem Fährmann zu helfen, faßten das Tau am Vorderteil und gingen entlang, so das Boot nach dem anderen Ufer hinüber schiebend.



Immer bereit, einem Gentleman gefällig zu sein.

Ein alter Neger stand an dem sandigen Ufer des Flusses; als wir in der Mitte waren, rief ihn der Doktor an:

„Onkel, könnt Ihr uns nicht ein wenig helfen, daß wir hinüber kommen?"

„Ja wohl, Herr, sehr gern. Ich bin immer bereit, einem Gentleman gefällig zu sein." Und der alte Bursche stemmte seine Fersen in den Sand und zog an dem Tau aus allen Kräften, als wollte er den Baumstumpf mit den Wurzeln ausreißen. Er zog, bis wir ans Land stiegen und ihm für seine Hülfe dankten.

Der Bezirk Lavaca hat neunhundertundfunfzig Quadratmeilen Oberfläche; die Hälfte ist bewaldet, der Rest offene Prärie. Der Marschboden besteht aus schwarzem Alluvialland, tief und sehr fruchtbar. Die Bevölkerung wächst schnell und das Land wird durch eine fleißige Art von Einwanderern — meist Deutschen

und Böhmen — in Blüte gebracht. Am Ende des Krieges lebten in diesem Bezirk zweitausend Neger: jetzt sind sie auf ein Viertel zusammengeschmolzen. Wir bemerkten außerordentliche Verschiedenheit im Bau der Zäune: Gesträuch, Draht, Bretter und Stein, in jeder möglichen Kombination. Die meisten Weiden in Texas sind mit Draht umzäunt, da das Vorurteil gegen dieselben rasch verschwindet. In der Präriegegend westlich vom Colorado ist wenig Holz und noch weniger Schneidemühlen; Holz zum Einzäunen oder Bauen ist sehr teuer, da es weit her geholt werden muß. Eine Meile Zaun kostet zwei- bis vierhundert Dollars, je nach dem Material und der Lage des Bodens, aber es kostet weniger auf den Acker ein großes Stück einzuzäunen, als ein kleines; einen einzelnen Acre zu umzäunen kostet vierzig Dollar, aber bei einem Stück von 40 000 Acres kommt es nur auf zehn Cents für den Acre. Bei einem Stück von dieser Größe braucht man nur drei Fuß Holz für den Acre, und wenn nur das Land nicht ausgeht, kann man sicher dahin kommen, einen Acker Land mit einem Zahnstocher einzuzäunen.



17. Kapitel.

Wir blieben zwei Tage bei Kapitän Delaney, und obgleich der „Sport“ bei weitem nicht so glänzend ausfiel, wie wir erwartet hatten, amüsierten wir uns doch sehr gut. Nach dem Essen kamen wir auch auf den Punkt der Gewaltthaten in Texas zu sprechen.

„Ja,“ sagte der Kapitän in nachdenklichem Tone: „hier ging es sonst wild zu, und von diesem Platz aus, wo wir sitzen, konnte man Scenen sehen, welche mehr dazu beigetragen haben, Texas in den Ruf der Gewaltthätigkeit zu bringen, als irgend etwas anderes. Gegenwärtig ist der De Witt-Bezirk so ordentlich, als irgend einer in Texas, aber noch vor wenigen Jahren nahm fast die ganze Bevölkerung an einer Art Vendetta teil, welche sehr viele Menschenleben kostete. Damals wurde zwischen den Taylors und den Suttons ein regelmäßiger Guerrilla-Krieg geführt, an welchem sich fast die ganze erwachsene männliche Bevölkerung beteiligte. Es erinnerte an die Art, wie ein paar feindliche schottische Clans ihre Streitigkeiten ausmachten. Ein Sohn betrachtete es als seine heilige Pflicht, einen oder zwei seiner Nachbarn umzubringen, deren Väter ihn einst zur Waise gemacht hatten. Von frühester Jugend an übten sich die Knaben im Pistolenschießen und nährten Rachepläne, in denen sie von Verwandten und Freunden unterstützt wurden. Mit der Zeit arteten einige dieser Männer, welche zuerst nur nach Rache dürsteten, in gewöhnliche Kehlabschneider und Straßenräuber aus. Das Haupt von den Bravos des De Witt-Bezirkes war John

Wesley Hardin, jetzt im Zellengefängnis, welcher zweiundzwanzig Menschen umgebracht haben soll. Er flößte überall Schrecken ein und niemand wagte sich an ihn; die Gerichtsdiener sahen nach einer anderen Richtung, wenn er vorbei kam. Wer den De Witt=Bezirk nicht in jener Epidemie von Gewaltthätigkeit besucht hat, kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Huldigungen diesem Verbrecher dargebracht wurden. Nicht als ob das Volk ihn geliebt hätte, aber sie fürchteten etwas zu sagen oder zu thun, was als Mißbilligung seines Verfahrens ausgelegt werden konnte. Ich kam einmal zufällig nach Cuero während der „Schreckensherrschaft", und obgleich die Stadt ruhig war, fielen mir doch die scheuen Blicke der ehrenwerten Bürger bedeutend auf, wenn von Hardin die Rede war.

Im Oktober 1874 besuchte ich Cuero wieder, und fand auch diesmal die Stadt verhältnismäßig ruhig. Es war fast eine Woche vergangen, ohne daß jemand ermordet worden war, und es war offenbar, daß diese Ruhe nicht lange mehr dauern konnte. Es waren viele Leute in der Stadt wegen örtlicher Wahlen, und was mir am meisten auffiel, war eine große Anzahl Bewaffneter, welche die Straßen auf und ab zogen. Die Einwohner waren nicht zu bewegen, sich über Gewaltthätigkeiten irgendwie auszulassen, und was „Wes" Hardin betrifft, wie man ihn vertraulich und selbst zärtlich nannte, so schien niemand von dem Dasein einer solchen Person zu wissen."

„Fürchteten sich alle so sehr vor ihm? und hatte er keine Freunde?"

„Nun, nicht viele Freunde. Er hatte einige Bewunderer, aber auch diese hüteten sich wohl, über ihn zu sprechen, selbst zu seinen Gunsten, denn „Wes" war gar zu sorglos. Wenn er gehört hatte, daß jemand über ihn gesprochen habe, fragte er nicht, was er gesagt habe, sondern ging hin und füllte ihn mit Blei an; erst dann fragte er, was für Lügen der Schuft über ihn geredet habe. Wenn es dann zu spät war, entdeckte er, daß der Verstorbene ein Freund von ihm gewesen war und gut von ihm gesprochen hatte. Dann entschuldigte sich Hardin bei der Witwe und den Waisen wegen seiner Uebereilung und legte ein feierliches Gelübde ab, daß er niemals wieder einen Mann erschießen wolle, ehe er gewiß wisse, daß er des Erschießens

würdig sei. Dies Verfahren war jedoch die Ursache, daß selbst seine wärmsten Freunde kalt und schweigsam schienen."

„Wie gelang es Euch dann, etwas über diesen Banditen zu erfahren?" fragte der Doktor.

„Ich traf einen Mann im Hotel, welcher mit Hardin sehr vertraut war. Er sagte, er und Wes seien Schulkameraden gewesen, und er fürchte sich nicht, über ihn zu sprechen." Er erbot sich, mit mir einen Gang zu machen und mir die interessantesten Punkte in der Stadt zu zeigen. Als wir die Straße hinab gingen, zeigte er auf einen kleinen Laden und sagte: „Seht Ihr diese Kneipe, mit Austern am Giebel bemalt? Nun, Herr: das ist ein historischer Platz. Gerade in diesem Salon war es, wo Wes Hardin einen ihm ganz Fremden, einen Mann aus Missouri, erschoß, zwanzig Minuten nachdem dieser aus dem Postwagen gestiegen war. Wes ist der geriebenste Bursche, den Ihr sehen könnt; einige nennen ihnen einen Mörder, aber sie verstehen nichts davon. Seht, dieser Fremde kam in den Austernsalon, und begann zu einem Mann, der bei ihm war, zu sagen, er befinde sich jetzt in einem elenden, unkultivierten Lande, bei keinem Richter und keiner Jury sei hier Gesetz und Recht zu finden; er würde sich nicht fürchten, einen Mann zu erschießen, denn mit zweihundert Dollars könne er sämtliche Geschworene bestechen, den Richter leicht einschüchtern und den Sheriff mit einem Glase Branntwein gewinnen. Hardin, welcher hinten am Ladentisch ein Dutzend rohe Austern aß, fragte den Fremden, ob er in Texas zu bleiben gedächte, und der Fremde bejahte es. Darauf sagte ihm Wes, diese Art Einwanderer könne man in Texas nicht brauchen; es sei eine Lüge, daß ein Richter oder eine Jury in Texas sich bestechen ließen, und dann erschoß er den Fremden auf der Stelle. Nun, welcher Einfall, das einen Mord zu nennen! Er kannte nicht einmal des Mannes Namen, hatte ihn nie vorher gesehen oder von ihm gehört, und folglich konnte kein Haß vorhanden sein. Ohne Haß giebt es keinen Mord, nicht wahr? Wes war betrunken, seht Ihr, und wenn er betrunken ist, so ist er ganz des Teufels für Gesetz und Ordnung und unterstützt das Gerichtswesen. Wenn Wes nüchtern ist, thut er keiner Fliege etwas zu Leide, aber wenn er Branntwein bekommt, wird er ein wütender Stützer der

Gesetze, und treibt es gewöhnlich so lange, bis jemand getroffen wird."

Als ich fragte, warum Hardin nicht festgenommen werde, wurde mein Berichterstatter von einem krampfhaften Lachanfall ergriffen. Er erklärte mir, wenn Wes Hardin in eine Schwierigkeit geriete, so dächte niemand daran, ihn zu arretieren. „In eine Schwierigkeit geraten" bedeutet in Texas: jemanden umbringen. Draußen im Westen mußten die Sheriffs manchmal wochenlang im Busch logieren, um nicht selbst arretiert zu werden. Ich will Euch etwas erzählen, was ich selbst erlebt habe:

„Die Taylorleute hielten gegen ein Dutzend Suttons in einem Hause belagert; wären sie heraus gekommen, so wären sie erschossen worden, und ebensowenig durften die Taylors in Schußweite kommen. Nach einer Belagerung von sechsunddreißig Stunden machten die feindlichen Parteien einen Kompromiß, wonach sie nicht auf einander schießen und ihre Aufmerksamkeit dem Ackerbau zuwenden wollten bis nach der Baumwollenernte. Dies geschah nahe bei Clinton, dem Hauptort des De Witt-Bezirkes; und alle ritten mit einander in die Stadt. Es war gerade Gerichtssitzung und der Richter war sehr erstaunt, Wes Hardin mit seiner Flinte auf der Schulter in das Gerichtszimmer treten zu sehen. Er zeigte sich als eine Stütze des Gesetzes, denn wäre er ein gesetzloser Charakter gewesen, so hätte er einfach mit dem Gericht aufgeräumt und die Akten verbrannt; aber ein solcher Reformator war er nicht. Er sagte bloß zu dem Richter in seiner ungebundenen Weise: Alter Panther, ich und meine Leute haben mit den Suttons Frieden gemacht, und ich teile Euch hier mit, daß, wenn Ihr mehr Verhaftsbefehle gegen uns ausstellt, der Richtersitz in diesem Bezirk nächstens vakant werden wird. Dann wendete er sich zum Sheriff und sagte: Ich und die Suttons wünschen eine Art Vertrag aufzusetzen und ich wünsche, daß Ihr ihn als Zeuge unterschreibt. Ich thue nie etwas ohne die Billigung des Gesetzes. Der Sheriff war in einiger Verlegenheit, denn seine Brusttasche war dick angeschwollen von funfzehn oder zwanzig Verhaftsbefehlen aus anderen Bezirken, durch die er beauftragt wurde, John Wesley Hardin gefangen zu setzen, und zwar unverzüglich. Aber er und andere hohe Beamte unterzeichneten willig das Dokument. Nach

diesen Formalitäten erlaubte Wes dem Richter, mit dem „Cirkus" fortzufahren, wie er es nannte, und er mit seinen Leuten begab sich in einen Salon, um den Waffenstillstand zu feiern. Das alles habe ich selbst mit angesehen."

„Zeigte Euch Euer Freund noch andere historische Punkte in Cuero?" fragte der Doktor.

„Jawohl," sagte der Kapitän. „Wir gingen hinaus in die Vorstädte, etwa hundert Schritt weit von dem Geschäftsmittelpunkt der Stadt, wo die Salons waren — da zeigte er auf eine alte, moosbedeckte Lebenseiche. Ich sehnte mich darnach, von etwas anderem zu hören, als von blutigen Mordthaten; darum betrachtete ich die alte Eiche mit vielem Interesse, und sprach die Vermutung aus, daß vielleicht die Pionier-Väter von Cuero in ihrem Schatten den Jahrestag ihrer Ankunft feierten. Er sagte, an diesem Baum seien im vorigen Monat drei von den Taylors gehängt worden. Sie wurden aus ihren Betten geholt und in der Nacht aufgehängt."

„Giebt es noch mehr geweihte Plätze?"

„Ach ja, genug davon überall zerstreut. Er führte mich in einen Salon, und zeigte mir ein Loch in der Mauer, so groß wie eine Untertasse, als den nächsten Gegenstand, welcher inniges historisches Interesse beanspruchte: er erklärte mir, es sei durch achtzehn Rehposten hervorgebracht worden, welche der krummbeinige Simpson in den Kopf des Mexikaners Mike pflanzen wollte, und wie durch eine Dazwischenkunft der Vorsehung jemand an Simpsons Ellenbogen stieß, als er eben den Drücker berührte, so daß die Posten Mike fehlten und in die Wand gingen. Dann trug mein Führer einen langen und verwirrten Bericht von einer Schlacht zwischen Männern mit barbarischen Spitznamen vor, worin alle Teilnehmer entweder getötet, oder durchbohrt, oder bis zur Unkenntlichkeit zerhauen, und fünf oder sechs Zuschauer stark flügellahm geschossen worden waren. Zuletzt, nachdem wir noch mehrere Kugellöcher besehen und noch mehrere Geschichten gehört hatten, welche wie ein Kapitel aus dem Leben der heiligen Krieger der Bibel klangen, gingen wir in das Hotel zurück und ich nahm von meinem Führer Abschied.

Während ich im Hotel saß und darüber nachsann, welch ein ungesunder Platz Cuero sei, kam ein Mann herein mit zwei

Flinten, einem Kasten voll Patronen und einer Büchse. Er verteilte die Waffen im Zimmer umher an passenden Stellen. Kurz darauf erschien ein anderer Munitionswagen. Er war mit Revolvern und Metallpatronen beladen, welche er in einem Winkel auf einen Tisch legte. Mehrere andere ausgezeichnete Bürger traten ein, jeder von ihnen bis zur Mündung geladen, so daß er so zu sagen jeden Augenblick losgehen konnte. Von Zeit zu Zeit ergriff ein kleiner, dicker Mann, welcher der Artilleriechef zu sein schien, eine Flinte, und indem er sie auf mich zu hielt, hob er den Hahn in die Höhe, um zu sehen, ob das Zündhütchen gut saß. Er that es auf so nachlässige Weise, daß mir aller Genuß an der Sache verloren ging. Ich suchte den Wirt auf und fragte ihn nach der Bedeutung dieser kriegerischen Vorbereitungen. Er führte mich in einen Raum unter der Treppe, und nachdem er mich hatte Verschwiegenheit geloben lassen, teilte er mir unter allerlei pantomimischen Geberden flüsternd mit, ein Haufe der Taylors sei in der Stadt und die Suttons drohten herein zu kommen und die Taylors auszurotten; die Männer, die sich jetzt im Hotel befänden, seien Freunde der Taylors, und bereiteten sich vor, das Fort zu halten, wenn bei Nacht ein Angriff gemacht werden sollte."

„Bliebt Ihr die Nacht in Cuero?" fragte der Doktor.

„Wahrscheinlich wäre ich heute noch dort, wäre ich über Nacht geblieben. Ich reiste spät Abends mit der Postkutsche nach San Antonio, wo ich irgend ein Geschäft hatte. Ich hörte später, daß in der Nacht nach meiner Abreise in Cuero ein heftiges Gefecht stattgefunden hat, wobei der Wirt durch Zufall erschossen und die ganze Giebelseite seines Hauses durchlöchert wurde. Ich kam erst zwei Jahre später wieder nach Cuero; während dieser Zeit waren die meisten Räuber und Mörder weggeschossen worden, und Hardin ging nach Florida, wo er vor ungefähr einem Jahr gefangen, nach Texas zurückgebracht, gerichtet und zu zweiundzwanzigjähriger Zwangsarbeit verurteilt wurde."

„Kapitän," sagte ein rothaariger Mann am Ende des Tisches, „waret Ihr in Cuero, als der alte Feehan die ‚wöchentliche Trompete' herausgab?"

„Ich sah ihn nur einmal während meines kurzen Aufenthaltes in Cuero. Bei der Gelegenheit, von der ich eben sprach,

fand ich Zeit, den Herausgeber der ‚Trompete' zu besuchen. Ich selbst war früher einmal ein Zeitungsmann, und wenn ich durch solch eine Stadt, wie Cuero, komme, versäume ich niemals, den großen Mann zu besuchen und ihm meinen Respekt zu bezeigen, welcher den weltbewegenden archimedischen Hebel schwingt. Während meines Besuches beim Herausgeber der ‚Trompete' sah und hörte ich mehr Ueberraschendes, als sonst im Laufe meines ganzen Lebens. Ihr wißt, wie es in der Redaktion eines kleinen Lokalblattes zugeht: Sie besteht aus einer Reihe von einem Gemach, welches zugleich Setzzimmer, Preßzimmer, Allerheiligstes des Redakteurs, Speisezimmer und Schlafkabinet vorstellt. Der Dreifuß des Herausgebers besteht gewöhnlich aus einer alten Lichterkiste oder einem leeren Nagelfaß, und vor diesem steht ein alter wacklicher Tisch, auf welchem die Donnerkeile geschmiedet werden. Der Redakteur ist ein magerer, hohläugiger Mann, welcher aussieht, als wäre in seiner frühesten Jugend ein Mehltau auf ihn gefallen. Seine Kleider haben dasselbe verkommene Ansehen, und seine Leitartikel zeigen Spuren von Dyspepsie und Mutlosigkeit. Die Unregelmäßigkeit seiner Mahlzeiten und die geistige Abnutzung, welche mit seinem Wochenblatt verbunden sind, geben ihm einen beklommenen und sorgenvollen Blick. Wenn er ein besonders energischer Mann ist, bringt er gewöhnlich genug Geld zusammen, um von Zeit zu Zeit den Burschen, welcher das Papier auflegt und den Preßbengel schwingt, zu beruhigen, damit er keinen allgemeinen Streik macht."

„Aber ein solcher Jammermensch war der Redakteur der Trompete nicht," sagte der Rothaarige.

„Nein, das war er nicht, und eben darin bestand meine Ueberraschung. Er mochte zweihundert Pfund wiegen, und sah nicht aus, als hätte er seit seiner Geburt eine Mahlzeit versäumt. Statt abgetragener Kleider trug er einen Anzug, der für einen Nabob oder einen Handelsreisenden gepaßt hätte. Statt eines alten Schlafsofas besaß er ein eigenes Zimmer, elegant möbliert, Gemälde an den Wänden und überall die Anzeichen großen Reichtums. Ich konnte kaum meinen Sinnen trauen, und noch heute kommt mir das Ganze wie eine Art Vision vor. Er bat mich, an den Schenktisch zu treten, setzte mir ein ganzes Kistchen Cigarren vor, und fragte mich, welches Stärkungsmittel ich vorzöge.

Er hatte Rum und Korn, Sherry, Burgunder und Portwein; er entschuldigte sich, daß kein Champagner da sei, aber die letzte Sendung von seinem Kaufmann in San Antonio sei unterwegs unverantwortlich verspätet worden. Ich kannte die Verhältnisse der Zeitungsschreiber in den größeren Städten von Texas, aber solchen Glanz hatte ich nie gesehen, und ich fragte mich, wie das kleine Landblättchen einen solchen Rothschild von einem Redakteur erhalten könne. Das ganze Material, womit die Trompete zustande kam, Lettern, Presse, Papier, und die sämtlichen Werkzeuge, eingeschlossen eine durchschnittliche Menge Editoren-Gehirns — die ganze Geschichte wäre zu zweihundert Dollars auf sechs Monate Sicht ausschweifend teuer gewesen. Hier war ein Geheimnis, das ich zu enträtseln beschloß, und sollte es mich eine Woche kosten.

Nachdem wir verschiedene Getränke zu uns genommen und einen ziemlich hohen Grad von Mürbigkeit erreicht hatten, brachte ich das Gespräch auf den Einfluß der Presse und zeigte mein Erstaunen über das wunderbare Gedeihen der Trompete. Der Redakteur und Eigentümer des Blattes öffnete eine frische Flasche und lächelte sehr bedeutsam. Sagte er: Alles dieses Fett verdanke ich Wes Hardin.



Der reiche Redakteur.

Wollt Ihr damit sagen, daß Ihr der Gewaltthätigkeit die moralische Unterstützung Eurer Zeitung leiht?

Nicht im geringsten, antwortete er; Ihr wißt, Wes und seine Jungen kommen von Zeit zu Zeit in die Stadt und schrecken die Kaufleute, daß sie den Kopf verlieren. Niemand weiß, was Hardin und seine Leute fähig sind zu thun, und wenn sie hören, daß jemand sie verleumdet, und sagt, sie wären keine rechtlichen Bürger, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie ein

Comité ernennen, und den Mann an jenen Ort befördern, wo ꝛc. Die Trompete ist kein Organ der Gesetzlosigkeit, aber für die elende Protektion, die ich von den Kaufleuten erhielt, mochte ich mich nicht mit den Jungens einlassen. Die Hälfte davon ließen überhaupt keine Anzeigen drucken, und einige hielten das Wochenblatt, zu zwei Dollars jährlich, gar nicht. Sie murrten, ich gäbe ihnen nicht Lesestoff genug, und die Leitartikel wären nicht gelehrt genug für ihren Geschmack. Den meisten wäre es gar nicht darauf angekommen, wenn ich verhungert wäre. Meine Kleider hätten erst müssen geflickt werden, ehe sie für eine Vogelscheuche anständig genug gewesen wären. Die Kaufleute behandelten mich verächtlich, und wenn ich ein Paar Hosen haben wollte, oder einige Pfund Zwieback, mußte ich hingehen und ihnen schmeicheln und sie „fürstliche Kaufleute“ nennen. Und jetzt — nun, fuhr der Redakteur fort, indem er mir die Cigarren hinschob und sich in seinen Armstuhl mit der Miene eines Mannes zurücklehnte, welcher eine Silbermine und einen Traber besitzt — jetzt seht selbst, wie ich daran bin.

„Wie, ins Kukuks Namen, habt Ihr das zustande gebracht?

Gut, ich will's Euch sagen. Die Kaufleute hier gewöhnten sich an, mich zu bedrohen, weil ich nicht gegen Wes Hardin schrieb. Sie behaupteten mit Recht, die Stadt stehe in schlechtem Ruf, die Kunden vom Lande fürchteten sich, herein zu kommen, und sagten, es wäre die Pflicht der Trompete, eine kühne Stellung anzunehmen. Ich wußte sehr wohl, was die Folge sein würde, wenn die Trompete eine Andeutung fallen lassen sollte, als wäre Oberst J. Wesley Hardin nicht einer der achtungswürdigsten Bürger des De Witt-Bezirkes: ich wäre, mit einem Wort, erschossen worden, und glaubte nicht, daß die Protektion, welche die Trompete fand, ein solches Opfer meinerseits rechtfertigen würde. Werden sie es glauben, Herr? Eines Morgens kamen fast alle Kaufleute der Stadt, selbst solche, die nicht Subskribenten waren, auf einmal zu mir. Einer, der die vorjährige Subskription noch schuldig war, sagte: „Warum nehmt Ihr nicht eine kühne Stellung an und sagt den Burschen die Wahrheit? Wenn das so fort geht, geb' ich die Zeitung auf.“ Er war einer von denen, welche eine kühne Stellung nahmen, indem sie unter den Tisch krochen, wenn Hardin in der Stadt erschien.

Kurz, der Sinn ihrer Rede war der, daß sie eine Zeitung nicht brauchen könnten, welche den guten Bürgern nicht zu Hülfe käme, indem sie gegen das Räuberwesen aufträte, und sie drohten, mir ihre Unterstützung zu entziehen, wenn ich nicht in der nächsten Nummer gegen Wes Hardin und seine Bande loszöge. In ihrer Aufregung stießen sie gegen Oberst Hardin alle möglichen Schimpfnamen aus. Darauf bot ich ihnen an, sich meines Blattes zu bedienen: wenn sie alle einen gegen die Banditen gerichteten Aufsatz unterzeichnen wollten, wäre ich bereit, ihn kostenfrei aufzunehmen. Dies kühlte die Abgesandten etwas ab; die bloße Idee erschreckte sie; denn sie wußten sehr wohl, wenn sie das thäten, würden sie zur Rechenschaft gezogen werden, sobald Hardin die Zeitung gelesen hätte. Da hatte ich einen glücklichen Einfall, der das Verhältnis zwischen mir und meinen unbefriedigten Protektoren umkehren mußte. Ich bat sie, zu warten, bis ich einen Leitartikel über den betreffenden Gegenstand geschrieben hätte, den ich ihnen vorlegen wollte. Sie lächelten einander bedeutungsvoll zu, als wollten sie sagen: Wir wußten wohl, daß wir ihn zwingen würden, nachzugeben. Als ich mit meinem Artikel fertig war, las ich ihn vor. Es war eine einfache Angabe der Thatsachen, enthielt den Namen jedes Mitgliedes der Gesandtschaft, den Gegenstand des Besuches und die Schimpfworte, die ein jeder gegen Wes Hardin und seine Freunde gebraucht hatte. Ich sagte, wie sie versucht hatten, die Trompete einzuschüchtern und zu zwingen, gegen einen Mann aufzutreten, der noch keines Verbrechens überwiesen war. Als ich zu Ende gelesen hatte, sah die Gesandtschaft so elend aus, wie möglich. Zuerst sagten sie, sie würden mir ihre Protektion entziehen, wenn ich es drucken ließe; aber ich sagte ihnen, ich könnte leichter eine Protektion wie die ihrige entbehren, als einen solchen Artikel unterdrücken, welcher großes Aufsehen machen und die Leser der Trompete in die Tausende bringen würde. Ich bat um ihren Rat, ob ich es in dieser Gestalt in einer Extranummer drucken und ein Exemplar an Wes Hardin schicken solle. Ich versicherte sie, ich würde ihrem Andenken Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie dahin gegangen wären; ich würde ihren Leichenbegängnissen beiwohnen, und eine Beschreibung der Feierlichkeiten in den Spalten der Trompete liefern. Aber, um die Geschichte

abzukürzen, ich sammelte zweihundertundfunfzig Dollars baar auf der Stelle für Subskriptionen und Anzeigen ein, und versprach, auf die dringende Bitte der Abgesandten, nichts von ihrem Besuche zu sagen. Seitdem habe ich keine Schwierigkeit gehabt, auszukommen. Ich bin der einzige Redakteur in Texas, dem es wirklich gut geht: mein Kredit ist unbeschränkt, und die Trompete wird von unseren Geschäftsleuten mit dem tiefsten Interesse gelesen. Sie alle sind bereit, alles zu unterschreiben, was ich sage. Trinken wir auf die Gesundheit des Obersten Wes Hardin, des Freundes der Presse. Gott segne ihn!"

Gerade, als der Redakteur sein Glas leerte, wurden wir durch einen der ersten Kaufleute der Stadt unterbrochen, welcher seinen Kopf zur Thür hereinsteckte und sagte: Entschuldigt mich, mein Freund, ich bin nur herüber gekommen, um Euch zu wissen zu thun, daß meine Herbstwaaren angekommen sind. Ich hoffe, Ihr werdet hinüber kommen, um Euch einen neuen Rock und ein Paar Hosen auszusuchen, als Geburtstagsgeschenk von mir.

Ich verließ den wohlhabenden Redakteur, welcher mit dem Kaufmann ging, um sich einen neuen Rock und Hose auszusuchen, und begriff zum ersten Male, wie vollständig wir alle in der Gewalt des archimedischen Hebels sind."

Im De Witt-Bezirk sahen wir eine Kompagnie der Texas Rangers. Diese Rangers haben mehr dazu beigetragen, Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, Verbrecher einzufangen und mexikanische oder indianische Grenzräubereien zu verhindern, als irgend ein anderes von irgend einem Staate angewendetes Mittel. Sie stehen im Dienst und Sold des Staates.

Die Rangers sind fast alle junge Leute; sie werden für ein Jahr angeworben und müssen sich jeder selbst mit einem Pferd, Sattel, Winchesterrepetiergewehr und einem Flottenrevolver versehen. Der Staat liefert die Rationen und bezahlt jedem dreißig Dollars den Monat. Sie tragen keine Uniform, sondern jeder kleidet sich nach seinem Geschmack, oder je nachdem es seine Finanzen erlauben. In einigen Stücken jedoch sind sie uniformiert: alle tragen breitkrempige Sombreros und fluchen. Ungefähr einhundertundachtzig Rangers stehen im Dienst des Staates.

Auf unserem Weg von Cuero nach Gonzales fanden wir einige Rangers im Wald, am Ufer eines kleinen Baches gelagert,

zehn Mann im ganzen. Sie lagerten dort schon seit mehreren Tagen und erwarteten die Eröffnung des Gerichtshofes, zu welcher sie befehligt waren, um einen Mörder zu beschützen, dessen Leben durch die Verwandten des Ermordeten bedroht war. Man erwartete, er würde, wenn die Jury ihn frei spräche, von jenen erschossen werden, ehe er das Gerichtshaus verlassen hätte. Der Kapitän lud uns ein, abzusteigen, und das Mittagsmahl mit ihnen zu teilen; wir nahmen die Einladung an und genossen ein vortreffliches Essen. Einige von den Männern hatten im Bache Fische gefangen, andere hatten Vögel und ein Eichhörnchen geschossen. Wir blieben da mehrere Stunden, und die Jungens unterhielten uns mit Geschichten von Jagden auf Pferdediebe, Indianer-Verfolgungen und dem Spionsdienst im allgemeinen. Der Rangerkapitän ist verantwortlich für die Wahrheit der folgenden Geschichte: Ein Mann suchte ihn eines Tages im Lager auf; er sah aus, wie ein Kuhbube, trug einen gefärbten Schnurrbart und wünschte, unter die Rangers aufgenommen zu werden.

„Kapitän, ich wünsche in Eure Kompagnie aufgenommen zu werden.“

„Habe keinen Platz für Euch, Ihr müßtet denn ein Koch sein.“

„Ein Koch! Großer Geist, höre mein Gebet! Nein, Herr, ich bin ein Spion aus dem fernen Westen, wo der Aasgeier auf den fleischlosen Rippen des toten Büffels ruht, und wo der Coyote in den verlassenen Wigwams der skalpierten Indianer schläft. Jehosafat! Ich bin der weittreffende Brüller aus dem Sierra Mojada-Gebirg. Ich wünsche, in Eure Kompagnie zu treten und Euch zu zeigen, wie man mit den blutigen Rothäuten aufräumt.“

„Aber wir sind vollzählig, brauche keinen Mann weiter.“

„Major, das ist Euer Ernst nicht, Ihr wißt nicht, wer ich bin. Ich verstehe die Sache, müßt Ihr wissen; ich bin kein Federbett-Soldat; ich bin dabei alt geworden, fürwahr, und wenn es gilt, mit Indianern zu fechten, so bin ich gerade der Bursche, den Ihr braucht.“

„Aber ich sage Euch, ich kann Euch nicht brauchen.“

„O Gott, Oberst, gebt mir nur Gelegenheit, mich zu zeigen. Ihr könnt nicht wissen, mit wem Ihr sprecht. Ich bin der Schrecken des Calaveras Canyons, ich bin —“

„Nun gut, schweigt jetzt still, ich will Euch annehmen; denn ich habe darüber nachgedacht, und finde, daß wir einen weittreffenden Brüller brauchen können; ich nehme Euch beim Wort, und denke, Ihr werdet Euern Platz ausfüllen."

So wurde Bill unter die Rangers aufgenommen und zog mit ihnen auf die nächste Fährte aus. Seine Erzählungen von den vielen Indianern, die er vertilgt hatte, gaben ihm bald eine hervorragende Stellung unter den Burschen, von denen viele noch keine Indianerspur gesehen hatten, ja sein Rat und seine Meinung wurden sogar von den Offizieren gesucht, wenn man einer Schwierigkeit begegnete. Er gab seine Ratschläge immer in allgemeinen Ausdrücken: wenn der Augenblick des Kampfes käme, sollten sie ruhig und gesammelt sein, sich kaltblütig verhalten, und vor allen Dingen Strategie gebrauchen. Bei dem letzten Punkte verweilte er in fast lyrischen Ausdrücken: „Im Kriege, meine Herren, ist Strategie mehr wert, als Flinten, mehr als Branntwein, ja mehr als irgend etwas anderes, und sie ist alles in allem, wenn Ihr mit Indianern Kugeln wechselt."



Aus irgend einem Grund kam Bill, welcher bisweilen wegen seiner Zeichenkunde vorübergehend eine Spürpartei zu befehligen hatte, allemal zu spät. „Hier sind in der vorigen Nacht Indianer gewesen, so gewiß Ihr einen Fuß hoch seid," pflegte er zu sagen. Er versprach von Tag zu Tag, daß das Kommando die Flüchtigen einholen sollte: „Morgen, gegen zwei Uhr, und wenn sie mich angreifen, sollen sie finden, daß sie unter dem falschen Baume gebellt haben; darauf könnt Ihr Eure Stiefeln verwetten."

Eines Morgens, als sie um eine Waldecke kamen, sahen sie plötzlich vor sich funfzig Indianer im Begriff, ihr Lager abzubrechen. Alle sahen auf den erfahrenen Indianerfresser, was sie thun sollten. Er war den Umständen gewachsen. St! sagte Bill, legt Euch nieder, seid kaltblütig und wartet auf Befehle —

ich will Euch zeigen, was Strategie vermag. Dann hieß er sie sich hinter Bäumen verstecken und sich nicht bewegen, bis er zurück käme, gab seinem Pferde die Sporen, schlug eine zu ihrer früheren rechtwinkelige Richtung ein und verschwand hinter einer leichten Bodenerhebung. Die Rangers erwarteten ihn bis Sonnenuntergang, indem sie jeden Augenblick darauf rechneten, daß der Spürer aus dem fernen Westen irgend eine große strategische Bewegung ausführen würde. Als ihn die Jungens wieder zu sehen bekamen, war seine geographische Lage um zweihundert Meilen weiter östlich, und der ferntreffende Brüller aus der Sierra Mojada verrichtete in einem Salon in Waco das prosaische Geschäft, den Gästen Getränke zu mischen.



18. Kapitel.

Von Cuero nach Luling hatten wir zwei Tage zu reiten. In der zweiten Nacht lagerten wir im Walde, einige Meilen von letzterem Ort, und da wir müde waren, schliefen wir fest auf dem harten Boden. Als wir des Morgens bei Tagesanbruch erwachten, sahen wir sechs Winchester-Büchsen und vier Revolver. Wir hatten schon Waffen von allen Arten in Menge gesehen, aber dieses Arsenal war mit den Mündungen auf uns gerichtet, und am hinteren Ende jeder Waffe stand ein übelaussehender Bursche.

„Haltet Eure Hände in die Höhe!“ rief der Anführer, ein kleiner Mann mit einer langen Entenflinte an der Schulter — „und macht rasch damit.“

So sehr wünschten wir allen Anstoß zu vermeiden, daß, hätte er uns aufgefordert — auf höfliche Weise natürlich — uns auf den Kopf zu stellen und die Beine in die Höhe zu strecken, es sogleich geschehen sein würde.

„Wir haben verteufelte Mühe gehabt, Euch einzufangen,“ sagte der Sprecher. „Ihr wißt wohl, was Ihr zu erwarten habt. Wir sind im Begriff, Euch auf eine längere Reise zu schicken, als die, zu der Ihr auszogt.“

Wir drückten unser Erstaunen aus und baten sie, uns zu erklären, was sie wollten.

„Ja, so macht Ihr's alle; Ihr wißt niemals, wovon die Rede ist. Ihr seid zu gut, um in ehrlicher Gesellschaft zu leben, darum habt Ihr immer so große Eile fort zu kommen, daß Ihr gezwungen seid, ein Pferd zu borgen, und Euch fort zu machen, ohne zu sagen: Mit Eurer Erlaubnis.“

Jetzt begriffen wir unsere Lage: wir wurden für Pferdediebe gehalten. Es war ein wenig beneidenswerter Zustand — unsere irdischen Hoffnungen in der Vergangenheit, dreizehn bewaffnete Männer in der Gegenwart, und ein Strick in der nächsten Zukunft. Wir erboten uns, unsere Unschuld durch unsere Papiere zu beweisen.

„Hol' der Teufel Eure Papiere. Natürlich habt Ihr Papiere. Sie haben alle welche — Scheffel voll."



Haltet die Hände in die Höhe.

„Setzt einen Bettler zu Pferd," fuhr der Führer fort, zu uns gewendet, „und Ihr wißt, wohin er geht. Nun, dahin geht Ihr auch, und wir werden die Mittel liefern, um Euch auf den Weg zu bringen. Bring' die Stricke, Alex!"

Alex brachte einen ungefähr dreißig Fuß langen Strick. Die Gegenwart dieser Leute in unserem Lager und die folgenden Vorgänge waren so überraschend, daß ich nicht begreifen konnte, daß ich in einigen Minuten „in die Ewigkeit gestoßen" werden sollte, wie die Zeitungsschreiber sagen, wenn sie das Hängen eines Verbrechers beschreiben. Ich fragte mich, ob ein neuer

Strick viel unbequemer sein würde, als ein alter, und ob man uns nach der alten Methode vom Boden in die Höhe ziehen würde, oder uns zu Pferde setzen und dann die Pferde unter uns wegziehen, die modernere Weise, um „den Lebensfaden abzuschneiden“.

Jetzt folgte eine Unterredung unter den Männern, ob man uns zehn Minuten gewähren sollte, um ein Gebet zu sprechen, oder nicht, und einer schlug vor, uns ein Stück weit mit zu nehmen, bis eine andere Gesellschaft, die einen anderen Weg eingeschlagen hatte, herbei gekommen wäre, um „das Schauspiel mit anzusehen“, wie er sich ausdrückte, „und an dem guten Werke teilzunehmen“.

Die Gegner des Betens waren in der Majorität; sie führten an, daß Pferdediebsgebete auf jeden Fall ohne Wert sein würden, darum würde es unnütz sein, mehr Zeit zu verlieren. Nach einigem Hin- und Herreden jedoch kamen sie überein, daß es reine Selbstsucht sein würde, wollten sie das Fest ganz allein feiern; es würde eine ewige Schande sein, wenn sie durch Uebereilung ihre abwesenden Mitarbeiter an der Teilnahme an der Ergötzlichkeit hinderten; und sie trieben die Selbstverleugnung so weit, die Exekution zu verschieben, bis sie uns an eine Stelle gebracht hätten, wo sie verabredet hatten, mit den anderen zusammen zu treffen. Mir fielen alle Geschichten vom Grenzerleben ein, die ich jemals gelesen hatte, und ich erinnerte mich der tröstlichen Thatsache, daß der Gefangene jedesmal im kritischen Augenblick durch die Ankunft seiner Freunde gerettet wurde; wenn der brave weiße Mann unter dem geschwungenen Tomahawk seines Feindes hülflos dastand, so wurde er unfehlbar durch „einen wohlgezielten Schuß“ aus der Büchse eines verborgenen Freundes gerettet. So stand es in allen Büchern, die ich je gelesen hatte, geschrieben. Die Nemesis erfaßte den Bösen immer im rechten Augenblick, entweder in Gestalt eines Trappers, der einer übermenschlichen Aufopferung fähig war, oder eines guten Indianers, welcher in kurzen Sätzen sprach und die Gabe hatte, an sechs Orten zugleich sein zu können. Das tröstete mich und ich hoffte auf Rettung durch die herankommenden Reiter, aber doch nicht ohne Zweifel, denn ich hatte gehört, alle guten Indianer seien tot. Meine Hoffnungen waren von kurzer Dauer,

denn einer von der Bande sagte: Das sind sie — ich höre Bill Gattlins Junge gehen — ich freue mich, daß er dabei ist, denn er hat Uebung in der Sache und fertigt sie im Augenblick ab.

Vier Reiter galoppierten auf den freien Platz. „Du kommst gerade recht, Bill, um sie mit abzuthun. Wir haben sie gekriegt! Hier sind sie. Ein paar hübsche Burschen, nicht? Und das dort werden wohl Deine gestohlenen Pferde sein.“ Dabei zeigte er auf unsere Ponies, welche in geringer Entfernung grasten.

„Das meine Pferde! — Ihr Narr! Ihr habt diesmal den Käfer unter dem falschen Steine gesucht. Die Pferde, die mir gestohlen sind, waren ja zwei Hand höher, als diese Mähren, und diese Männer hier sind ganz ordentliche Leute. Sie haben vorgestern Nacht bei meinem Onkel Peter übernachtet. Außerdem habe ich meine Pferde gekriegt und einen von den Dieben vor einer Stunde aufgehängt. Ich spürte ihn in der Marsch aus, und wir ließen ihn gar nicht absteigen; wir führten den Mustang unter ihm weg und ließen ihn hängen.“

„Na, Gott verdamm' es!“ sagte unser Einfänger, „wenn das nicht eine elende Schande ist, nach aller unserer Mühe! Laßt uns einen Trunk thun, und von hier fort machen.“ Dabei reichte er eine Bierflasche voll Branntwein herum, mit der Bemerkung: „Auf besseres Glück das nächste Mal. Dies ist das unsicherste Land, das ich je gesehen habe, kein Vergnügen, hier zu leben. Wenn man denkt, man würde einen hübschen Spaß haben, gleich entschlüpft er einem. Warum machten wirs nicht, wie ich vorschlug: erst hängen und dann beraten. So giebt es keinen Irrtum, denn Ihr könnt gewiß sein, daß sie verdienten gehängt zu werden, einerlei wofür. Ich sage: verdammtes Land!“ Nachdem er uns den Rat gegeben hatte, „das nächste Mal nicht so verdammt pfiffig zu sein,“ sonst könnten wir weniger gutmütige Leute treffen, bestieg der Mann mit der Entenflinte sein Pferd und wollte wegreiten. Aber ehe er die Zügel anziehen konnte, hatte Bill Gattling seinen Revolver gezogen und auf ihn abgefeuert, und der Besitzer der Entenflinte ging, von seinen Schurkereien Rechnung abzulegen — er ging, wie wir gehen sollten, ohne einen Augenblick zum letzten Gebet.

„Was bedeutet das alles?“ riefen mehrere, und umringten Bill und seinen rauchenden Revolver.

„Was es bedeutet? Ich will Euch sagen, was es bedeutet. Es bedeutet, daß dieser Bursche der Bruder des Pferdediebes ist, den wir gehängt haben. Sie waren im Kompagniegeschäft, und haben dreißig Pferde unten in der Marsch in einer Umzäunung, und wollten sie eben nach Kansas treiben. Sie haben es fein angelegt, sind aber diesmal nicht früh genug aufgestanden."

„Beim Donner! Er war der Bursche, der uns zuerst auf die Fährte dieser beiden Leute brachte. Nun begreife ich, warum er sie so schnell gehängt haben wollte!"

Jetzt überzeugte ich mich, daß die Geschichten in den Büchern wahr sind, trotz allem, und machte mir Vorwürfe, an ihnen gezweifelt zu haben. Wir waren sehr froh, so leicht davon gekommen zu sein, denn wie schon oben gesagt wurde, werden Mord und nächtlicher Einbruch im Vergleich mit Pferdediebstahl nur als leichte Vergehen betrachtet.

Vor nicht langer Zeit wandte sich ein junger Mann mit rötlichem Haar, Sommersprossen und sonstigen persönlichen Annehmlichkeiten an den Deputy Sheriff wegen eines Erlaubnisscheines, seinen Vater zu besuchen, welcher, wie er Grund hatte zu vermuten, ein Bewohner des Bezirksgefängnisses war.

„Wie heißt Ihr?" fragte der Beamte, sein Register zur Hand nehmend.

„Ich bin Jim McSnifter, vom Arroyo Colorado."

„Welche besondere Art Spaß hat sich Euer Vater gemacht? Mord im ersten Grad?"

„Schlimmer als das," war die McSnifter'sche Antwort.

Aller Leichtsinn verschwand aus dem Gesicht des Beamten, welcher im Grunde ein gutes Herz hatte, und menschliches Mitgefühl, vielleicht sogar eine Thräne war in seinem Auge, als er die Seite umwendete und leise sagte:

„Schlimmer als Mord! Mein Gott, dann muß er einen Pony gestohlen haben."

„Es war ein Mißverständnis wegen eines Maultieres," bemerkte McSnifter, indem er mit der Peitsche auf seine Kuhhautstiefeln schlug."

„Im Gefängnis habe ich keinen McSnifter — aber ich könnte einen Verhaftsbefehl gegen Euch haben, wartet ein wenig.

Und der Beamte sah seine Papiere durch, um den jungen Mann unterzubringen, als dieser sich erklärte:

„Ich glaube, im letzten Verhaftsbefehl war der Name des alten Mannes Bob White geschrieben, das ist also sein Gefängnisname. Der Titel der Anklageschrift ist: „Der Staat gegen White.“

„Warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt? Freilich ist's so. Kommt nur herein, ich will Euch vorstellen, er ist in der unteren Zelle. Kommt, ich muß ohnedies nachsehen, ob der alte Kerl nicht versucht hat, seine Eisen durch zu sägen.“

Gegen Mittag kamen wir nach Luling, welches bis vor kurzem der Endpunkt der San Antonio-Eisenbahn gewesen war. Es war ein Typus jener Städte, welche in Texas durch die Eisenbahnen bei ihrem allmähligen Fortschreiten gegründet werden. Ihre Geschichte klingt wie ein Kapitel aus Aladdins Lebensbeschreibung — heute noch ist ihre Stätte der Weideplatz der wilden Kaninchen und die Heimat des Coyote: in einem Monat steht da eine Stadt mit tausend Einwohnern. Wo damals die Klapperschlange ihre gefährlichen Zähne zeigte, da zeigen sich jetzt die Bewohnerinnen der Musikhalle ihre ebenso verderblichen Zärtlichkeiten. Damals führten die Tiere des Feldes gegen einander mit ihren natürlichen Waffen Krieg: jetzt bringen sich wilde Menschen, Spieler und Raufer, durch den Teufel und schlechten Branntwein angefeuert, mit Revolver und Bowiemesser um.

In einem kurzen Monat wird die Wildnis durch die unwiderstehliche Energie und den Unternehmungsgeist des Eisenbahn-Pioniers in eine Stadt von hundert Häusern verwandelt, wo Bier verkauft, Billard gespielt wird, und wo seltsame Weiber Hof halten, wo die zerstreuten Bruchstücke des dritten Gebotes die Luft verdunkeln und Pistolenschüsse bis zur Eintönigkeit häufig sind — ein Pandämonium von Laster, Thorheit und Sünde, wo das Ringen um Gold und die schlechten Leidenschaften die edleren Seiten der menschlichen Natur verdrängen — ein Ort, wo ein Schluck Branntwein fünfundzwanzig Cents, eine elende Tasse einfachen Kaffees ebenso viel, und ein schlecht gekochtes Essen, auf einem rohen Holztisch ohne Tischtuch aufgetragen, einen Dollar kostet — ein Platz, wo alle Arten von Geschäften

und Professionen vertreten sind. So bewegt sich der Wagen des Fortschritts: „der Stern des Reichs nimmt westwärts seinen Lauf“, und die Civilisation wandert nach den Pforten der untergehenden Sonne. Dieser Zustand der Dinge ist nur der Vorläufer der wahren Civilisation — die Dunkelheit vor der Dämmerung, die Unordnung vor der Ordnung, das Chaos vor der Schöpfung.

Wie wir durch die unordentlichen Straßen gehen, finden wir die Häuser in unregelmäßigen Reihen, sie stehen zu der Straße in allen möglichen Winkeln. Die Häuser sind meist in



Straßenscene in Luling.

dem Kistenstil erbaut, vorn mit grob gemalten Schildern versehen, um der Welt mitzuteilen, womit sich der Eigentümer beschäftigt und wie schlecht er buchstabieren kann. Hier kommt zuerst ein Restaurant, der sein Essen anbietet, dann eine chinesische Wäscherei, dann ein Biersalon; über die Straße gegenüber ein Waffenladen, dann folgt ein Salon, eine Bäckerei, ein Salon, wieder ein solcher mit Billard, ein Holzhof, ein Tanzboden, eine Restauration, eine Kegelbahn, ein Salon, eine Schießgalerie, eine Farobank, ein Kaufladen, ein Salon mit Hotel, eine Concerthalle, und so weiter bis ans Ende der Straße. Seltsame und

bedeutungsvolle Namen haben diese Schnapshöhlen bisweilen: der Sonnenuntergang — Wie kommt Ihr so — Des Panthers Höhle, und an einer solchen in Nordtexas steht geschrieben: Weg zum Verderben —

Als wir beim „Tau-Tropfen-Salon" vorbei gingen, wurden wir durch mehrere schnell nach einander und scheinbar sehr nahe bei uns im Innern abgefeuerte Schüsse aufmerksam gemacht. Wir nahmen eine gesicherte Stellung hinter einem sehr passend daliegenden Baumwollenballen ein und warteten die Entwickelung der Ereignisse ab. Lautes Geschrei ertönte aus dem Salon, nebst Klirren von Glas, und Stücke von zerbrochenen Billard-queues, welche aus der Thür geflogen kamen, deuteten auf ernste Vorgänge im Innern. Als das Schießen aufgehört hatte, strömten die Leute heraus und brachten die leblose Gestalt eines Mannes getragen, welcher durchs Bein geschossen war, eine Kugel in die Lunge bekommen hatte, und aus einer Messerwunde am Hals stark blutete. Wir erfuhren auf unsere Anfrage, er sei ein Kuhbube, welcher in gehobener Stimmung den Salon betreten hatte, und sogleich anfing, seinen Revolver auf die Lampen und Spiegel hinter dem Schenktisch abzufeuern. Dies scheint ein Lieblingszeitvertreib aufgeregter Viehkönige in begeisterten Augenblicken gewesen zu sein; die Rolle war aber in letzter Zeit so oft gespielt worden, daß der Geschmack der Zuschauer sich dagegen aufzulehnen begann. Was zuerst eine aufregende Tragödie geschienen hatte, wurde nun zu einer schlechten Komödie von fraglichem Geschmack und zweifelhafter Schicklichkeit. So dachte auch der Schenkwirt und gab seiner Ansicht dadurch Nachdruck, indem er einige Kugeln da anbrachte, wo sie am wirksamsten sein mußten. Die Wunden waren tötlich; der lustige Kuhbube starb, ohne, wie ein Dabeistehender bemerkte, zu wissen, was ihm geschehen war.

Der Schenkwirt wurde niemals verhört. In weniger als vierundzwanzig Stunden entfiel diese „Schwierigkeit", wie man es nannte, dem Gedächtnis des Publikums infolge eines frischeren und interessanteren Ereignisses von gleichem Charakter, wobei zwei Männer getötet und ein Frauenzimmer schwer verwundet wurde.

So lange eine Stadt der Endpunkt einer Eisenbahn im

westlichen Texas bleibt, zeigt sie die beschriebenen Eigentümlichkeiten. Die rohesten der wilden Grenzmänner und Desperados versammeln sich in ihr, sie ist, was man in der klassischen Sprache des Landes einen „Hurrah-Platz“ nennt. Sobald der Endpunkt zehn oder zwölf Meilen weiter westlich verlegt wird, entsteht eine neue Stadt; das wüste Element verläßt die alte, die Hälfte der Häuser wird nach der neuen geschafft, und der zerfallene Ort wird denen überlassen, welche gekommen sind um da zu bleiben. Dann erst beginnen Fortschritt und Civilisation im Ernst. Backsteinhäuser nehmen die Stelle der fortgeschafften hölzernen ein, die Kugellöcher in den Thüren und Fensterladen werden ausgefüllt, die ehernen Klänge der Musikhalle verstummen, und an ihrer Stelle hört man die Stimme des wandernden Methodistenpredigers, wie er die Lieder Zions singt.

Vor Jahren bildeten der Trapper, der Jäger und der Pionier mit seinem Ochsenwagen einen Uebergang zwischen dem wilden Zustand und dem Anfang der Civilisation. Der Wechsel und die Entwickelung waren allmählig; man könnte an die Geschichte des Kölner Domes denken. Eine Generation nach der anderen setzte einen Flügel an; es entstand eine angenehme Abwechselung in der Architektur, jedes Neue verschmolz harmonisch mit dem Alten, alles war geschichtlich mit einander verbunden. So erlaubte uns der langsame Fortschritt in der Zeit unserer Väter, die scharfen Ecken der neuen Bauwerke abzurunden, ließ Zeit zum Wachstum und zum Studium von Licht und Schatten, zur Ausschmückung unserer Häuser, zum Genuß gesellschaftlicher Annehmlichkeiten.

Heutzutage, beim Vorrücken der Eisenbahnen, rückt die Civilisation so zu sagen sprungweise, oder in Gewaltmärschen vor. Keine Vorhut von scharmuzierenden Pionieren eröffnet den Weg; der Wechsel ist plötzlich, überraschend, und jedenfalls für die amerikanische Civilisation charakteristisch: ohne Uebergang erscheint ein geschäftiges Leben an der Stelle einer bis jetzt unbetretenen Wildnis. Was man dabei an Zeit gewinnt, wird aufgewogen durch die Neuheit und eintönige Regelmäßigkeit, welche jeder Gegenstand dem Auge darbietet. Der unangenehm geometrischen Bau eines jeden Gegenstandes — vom Lehnstuhl bis zum Gerichtshause, vom Spucknapf bis zum Tränktroge —

beleidigt das Auge, welches an gerundete und verschmelzende Formen gewöhnt ist, die nur die Hand der Zeit hervorbringen kann.

Diese hartköpfigen, unwiderstehlichen Pioniere haben keine Zeit, an die Schönheitslinie zu denken, und wenn sie je daran denken sollten, würde sie ihnen nur in Verbindung mit dem Bilde einer künftigen, üppigeren Zeit erscheinen; sie befinden sich noch in jenem Zustand, wo Schönheit und Schmuck dem Nutzen untergeordnet sind.

In dem Hotel, wo wir uns aufhielten, befand sich ein Gast, dessen Name nach der Fremdenliste Joseph P. Maxwell lautete, der aber unter seinen Genossen und dem Volk der Stadt besser unter dem Namen „Monte Joe" bekannt war. Er war in Luling seit etwa drei Monaten; niemand wußte, woher er kam, und niemand fragte darnach. Er war eines Morgens aus dem Bahnzug getreten, hatte sich in dem Hotel eingeschrieben, und drei Tage später war er mit der Hälfte der männlichen Bevölkerung oberflächlich bekannt.

In einer Stadt, wie Luling, war die Gesellschaft nicht anspruchsvoll. Ein Fremder brauchte weder Empfehlungsbriefe vorzuzeigen, noch darzuthun, wer sein Großvater gewesen sei, um Entrée in die Gesellschaft zu erhalten. In der That, die Gesellschaft war von gemischtem Charakter, wenn sie überhaupt einen Charakter hatte, und konnte keine weitgehenden Ansprüche machen. Monte Joe war ein hübscher Mann, wohl gekleidet und von artigen Manieren. Er brachte ein blauäugiges, goldhaariges Kind mit — seine Tochter — eine freundliche, lächelnde, kleine Elfe, welche die Herzen aller eroberte, die sie kannten. In ihrer Gegenwart verschwanden die Sorgen des Lebens, und man fühlte bei ihrem fröhlichen, kindlichen Geplauder, daß trotz alledem die Welt nicht ein solches Thränenthal ist, wie man geglaubt hatte.

Die kleine May sah nur die rosenfarbige Seite von den Wolken, welche das Leben umgeben. Sie liebte den hellen Sonnenschein, die Vögel und Blumen, sie liebte Musik und Bilder, aber vor allem, mit größerer und stärkerer Liebe, liebte sie ihren Vater, Monte Joe, den Spieler. Diese beiden, Vater und Tochter, schienen nur für einander zu leben.

Joes Gesicht hatte einen müden, traurigen Ausdruck, außer wenn er mit dem Kinde spielte; dann war ein sanftes, glückliches Leuchten in seinen Augen und etwas weibliches in seinem hübschen Gesicht. Wenn er aber am Spieltisch zornig wurde und fluchte, wenn man ihn beleidigte oder ärgerte, dann verschwand die Traurigkeit und Weiblichkeit aus seinen Blicken, und es lag etwas Teuflisches darin.

Ich muß hier anführen, daß Joe dem Laster des Fluchens sehr ergeben war, aber er enthielt sich dessen ganz in des Kindes Gegenwart. Es war wohl bekannt, daß er jede Behauptung, die er aufgestellt hatte, jederzeit zu vertreten bereit war, und seinem Gegner die Wahl der Waffen überließ. Er war kein Friedensstörer und suchte niemals Streit; aber, wie diejenigen, die ihn kannten, sagten: wenn ihm ein Streit aufgedrungen wurde, „dann war er da". Man flüsterte sich zu, er habe drei Menschen getötet; aber das that seiner Stellung in einer Gesellschaft keinen Abbruch, wo es oft notwendig, ja lobenswert erschien, einen Mann zu töten. Niemand wußte etwas von seiner Geschichte vor seiner Ankunft in Luling; er empfing und schrieb niemals Briefe und schwieg über seine Vergangenheit. Er und das Kind schienen allein in der Welt zu stehen, die kleine May hatte nie andere Verwandte gekannt, als ihren Vater. Joe trug einen breiten Crepestreifen um seinen Hut; er war Vater und Mutter und alles für das Kind, und sie war ihm die ganze Welt. Die Jungens pflegten zu sagen: wenn das Kind sterben sollte, würde Joe ihren Tod nicht überleben. Trotz den Umgebungen und den Leuten, mit denen die Kleine umgehen mußte, war es ein Wunder, daß sie ihre Kindlichkeit bewahrte; in ihren Worten und Handlungen war nichts Altkluges oder Frühreifes, obgleich sie sich bisweilen wunderlich ausdrückte und seltsame und befremdende Fragen that. Sie spielte selten mit anderen Kindern, sondern wenn ihr Vater abwesend war, saß sie stundenlang in einer Ecke und unterhielt sich mit einem Stück eines alten Billardqueues, das sie mit Läppchen zur Puppe anputzte. Dieser Puppe vertraute sie alle ihre Geheimnisse. Sie erzählte ihr, wie einsam sie wäre, wenn Papa nicht da sei, wie sehr sie Papa lieb habe und welche schönen Sachen sie für ihn nähen und sticken wolle, wenn sie groß sei. Ihr größter Wunsch war,

einige alte Kostbarkeiten, welche ihr Papa in einem Koffer aufhob, und ihr an Sonntagsmorgen, wo sie allein waren, vorzeigte, behalten und tragen zu dürfen. Und, Puppe, ich wollte, Du wärst auch groß, damit Du mir sagen könntest, warum Papa weint, wenn er mir die hübsche Kette um den Hals hängt. Papa sagt, er will es mir eines Tages erzählen, wenn ich ein großes Mädchen bin, wenn wir in einem hübschen kleinen Hause wohnen, mit Wein bewachsen, mit Bildern an den Wänden und einem Vogel in goldenem Käfig. Dann lasse ich niemand hinein als Papa und Dich, Puppe, wenn Du gut bist.

Wenn die kleine May mit ihrem Vater die Straße hinab ging, sprachen Weiber, welche alle ihre Weiblichkeit verloren hatten — und solcher gab es viele in der Stadt — leise in ihrer Gegenwart. Wenn ihre kindlichen Worte und ihr fröhliches Lachen das Ohr solcher traf, welche, wenn auch verhärtet durch die Thorheit der Welt, doch noch ein weibliches Herz besaßen, wurden sie durch ihre Frische und Reinheit bewegt und sie gedachten der Zeit, wo auch sie unschuldig gewesen waren.

Und so gingen sie hin von Tag zu Tag, die kleine May und ihr Vater. Den Tag über ließ seine Beschäftigung Joe freie Zeit. Manchen Sommermorgen, wenn der Tau noch auf dem Grase lag, sah man beide die Straße hinunter gehen, beim Kirchhof hinaus, an den schlechten Hütten und Zelten vorüber, wo die Eisenbahnarbeiter wohnten, in den Wald; das Kind bisweilen auf seines Vaters Rücken oder in seinen Armen, oder an seiner Seite laufend, Schmetterlinge jagend und wilde Prärieblumen pflückend. Sie gingen am Bach hinunter, suchten ein ruhiges, schattiges Plätzchen aus und verbrachten dort den langen Sommertag; der Vater erzählte dem Kind Feeenmärchen und sie wand Kränze von Blumen um seinen Hut. Dann erzählte er ihr in Ausdrücken, die sie verstehen konnte, vom Himmel und den Engeln, von der Liebe Gottes, obgleich er selbst ein Zweifler war und ohne Gott und Religion auskommen zu können glaubte.

Eines Tages im Juni ging Joe mit der kleinen May die Straße hinab, als ein Mann aus einem Salon trat und ihn verfluchte, indem er ihn anklagte, falsch gespielt zu haben, und ihn ins Gesicht schlug. Joe wurde sehr blaß und zitterte, sodaß, wer ihn nicht kannte, geglaubt haben würde, er habe Furcht.

Einen Augenblick sah er unentschlossen auf das Kind an seiner Seite, dann nahm er sie auf den Arm und eilte ins Hotel. Niemand sprach ein Wort, weder er, noch die Zuschauer. Aber der Schenkwirt sah mit halbgeschlossenen Augen nach dem Himmel und bemerkte, als machte er irgend eine astronomische Bemerkung: „Heute Nacht wird es hier irgendwo einen toten Mann geben.“ Er hatte richtig prophezeit; die Jury sprach Joe frei.

Während des zweiten Tages unseres Aufenthaltes in Luling wurde der Doktor von dem Wirt gerufen und gebeten, die kleine May zu besuchen, welche krank war. „Vor fünf Wochen,“ sagte der Wirt, „war sie mit ihrem Vater am Bach hinunter gegangen und kam mit einer Art Erkältung nach Hause, die sie noch nicht überwunden hat, und, wie ich fürchte, niemals überwinden wird. Gott weiß, wir wollten lieber den besten Mann in der Stadt verlieren, als die kleine May, so sehr lieben wir sie alle.“

Seit dem Tage, wo sie krank wurde, hatte die Kleine ihr Zimmer nicht mehr verlassen, sie wurde täglich schwächer und hatte seit einer Woche nicht aus dem Bett aufstehen können. Die Leute der Stadt sprachen liebevoll von ihrer Geduld im Leiden und zeigten ihre Teilnahme und Liebe durch Uebersendung von Blumen und Früchten, Spielzeug und Süßigkeiten, und ein dicker Irländer sandte ihr eine Flasche Branntwein und ließ sagen: „ein Tropfen davon mit warmem Wasser und Zucker würde ihr sehr wohlthun, wenn das Fieber käme.“ Alle kümmerten sich ängstlich um ihr Wohlbefinden; der Eigentümer der Kegelbahn schloß dieselbe auf zehn Tage, um sie nicht durch den Lärmen zu stören, und der Wirt schlug einen Mann mit einem Prügel nieder, weil er das Kind erschreckt hatte, indem er einen Neger in der Seitengasse erschoß.

Am Vorabend des Tages, wo wir Luling verließen, sahen wir sie zum letzten Male. Ihr Vater ging mit einer Arzeneiflasche hinein, sagte, sie sei viel besser und die Krisis sei hoffentlich vorüber. Er forderte uns auf, einzutreten.

Wir betraten leise das Zimmer; auf einem kleinen Bett am Fenster lag die kleine Kranke. Ihr Gesicht war mager und blaß, ihre Augen hatten einen matten, leidenden Blick, bis sie Joe hinter uns eintreten sah. Da wurden ihre Augen hell wie Sterne, der schmerzliche Ausdruck des Gesichtes machte einem

Lächeln Platz und das Grübchen auf ihrer Wange wurde für einen Augenblick wieder sichtbar. Joe setzte sich auf einen niedrigen Stuhl neben sie, und sie streckte ihre mageren Arme nach ihm aus.

„Der Doktor sagt, ich muß sterben und Dich verlassen, ist es wahr, Papa?"



Tod der kleinen May.

Ihr Vater begrub sein Gesicht in die Kissen und schluchzte.

„Dann, Papa, werden wir keine hübschen Picknicks mehr zusammen machen; und ich muß ganz allein in den Himmel gehen. Aber weine nicht: komm' bald nach, Papa, ich will Dich erwarten; und wenn Du kommst, pflücken wir den ganzen Tag

über Blumen an dem schönen Fluß, und dann verlass' ich Dich nicht mehr."

Die letzten Strahlen der Sonne, welche eben versinkt, erleuchten ihr Gesicht mit einem rosigen Schein, wie sie mit Anstrengung ihre Arme um Joes Hals legt, und flüstert: „Mein armer, einsamer Papa."

Dann ist alles still — die kleine May ist tot.



Altes Götzenbild.



Modernes Götzenbild.



Mexikanische Fuhrleute.

S. 213.

19. Kapitel.

Als wir näher an San Antonio kamen, sahen wir viele Mexikaner. Am Tage unserer Ankunft daselbst waren mehr als die Hälfte der Leute, die wir unterwegs trafen, mexikanische Fuhrleute, welche mit Maultieren oder Ochsen fuhren. Die Ochsen ziehen nicht die Last, sondern schieben sie, indem ein Querholz an der Spitze der Deichsel mit ledernen Riemen an ihren Hörnern befestigt wird. Die Fuhrleute traben schweigend neben ihren Gespannen her, sie sind niemals eilig und haben Zeit genug. Ich habe niemals einen von ihnen singen hören, wohl aber bisweilen fluchen, und es scheint überhaupt zweifelhaft, ob Ochsen ohne Fluchen angetrieben werden können. Wenn man in der weichen, musikalischen Sprache der Spanier auf die Ochsen flucht, so klingt es, wie ein Segen im Englischen; wenn daher ein Ochs stecken bleibt oder ungewöhnlich widerspenstig wird, so fühlt der mexikanische Fuhrmann die Unzulänglichkeit der spanischen Sprache, und soll sich bei solchen Gelegenheiten vorzugsweise englischer Kraftworte bedienen.

Wir begegneten einem alten Mexikaner, der auf einem Esel ritt, und zwar ohne Halfter noch Zügel, und so weit rückwärts saß, daß sein Rock über den Schwanz des Esels herab hing. Auf diese Weise sitzen die Mexikaner immer auf Eseln, und später sahen wir es oft.

„Buenos dias, Sennor."

„Guten Morgen."

„Ist dies die Straße nach San Antonio?"

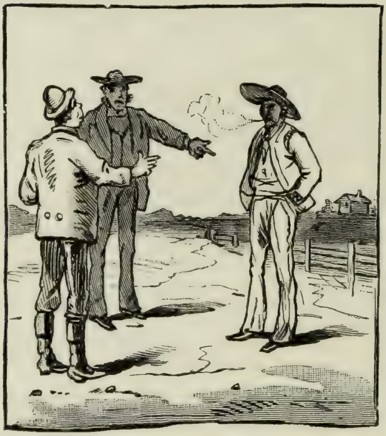
„Quien sabe."

„Wie weit ist es nach San Antonio?“

„No entiendo, Sennor.“

Wir legten dem alten Mann vielerlei Fragen vor, und der Doktor trug ihm sogar zwei Verse aus „dem Raben“ vor, aber seine unveränderliche Antwort war: „Quien sabe“ (Wer weiß) oder „No entiendo“ (Verstehe nicht). Bei alledem schien dem Alten die Unterhaltung viel Vergnügen zu machen; er verbeugte sich und lächelte, und verbeugte sich wieder, als wir uns trennten.

Diese Unterhaltung erinnerte mich an Michael Sullivans erste Lektion im Spanischen. Michael war ein fleißiger und ehrlicher Celte. Er verließ das alte Land mit dem Preis für eine hübsche Farm in seiner Tasche, kam nach dem Atascoso-Bezirk in Texas und kaufte ein Stück rohes Land. Da er mit Negern nicht auskommen konnte, mietete er einige seiner eigenen Landsleute, um die Bäume fort zu schaffen. Doch brauchte er mehr Arbeiter, und da er dies seinem Nachbar Williams mitgeteilt hatte, brachte ihm dieser eines Tages einen Mexikaner.



Kann er Bäume fällen?

„Mr. Sullivan, hier ist ein Mexikaner, der Arbeit sucht. Ich denke, er wird Euch passen.“

„Kann er Bäume fällen?“

„O ja, er kann allerlei. Ich habe ihn als guten Arbeiter befunden; er verlangt funfzehn Dollars monatlich, versteht aber kein Wort englisch.“

„Desto besser, ich verstehe kein Wort mexikanisch und will es lernen. Ich werde ihn Englisch lehren und von ihm Mexikanisch lernen.“

„Ja, eine gute Idee.“

„Sind diese Mexikaner ihren Oberen gehorsam? Ich hoffe, sie werden besser zu ertragen sein, als die Neger.“

„Fürchtet nichts, Mr. Sullivan. Er heißt Rodriguez und wird alles thun, was Ihr ihm befehlt.“

„Nun denn, Rody, mein Junge, sagte Michael, ich nehme Euch in Dienst. Nehmt hier die Axt, und spaltet mir die Eichenklötze da unten.“

„No entiendo, Sennor,“ sagte der Mexikaner.

„Zum Teufel auch, hört was er sagt, der Heide. Er hat nicht die Intention. Aber der Teufel soll Euch helfen, ich will Euch gleich Intention machen. Ich habe Euch gemietet, einen Monat für funfzehn Dollars zu arbeiten, jetzt könnt Ihr nicht zurücktreten. Nehmt die Axt und sagt kein Wort, und geht an die Arbeit.“



Er belehrt den Heiden.

„No entiendo,“ sagte der Mexikaner.

„Ihr wollt nicht, he?“

Im Augenblick zog Michael seinen Rock aus, und ehe der Bursche begreifen konnte, was seines neuen Herrn kräftige Bewegungen bedeuteten, lag er strampelnd auf dem Rücken, den Mund voll Blut und Sand, und eine unbestimmte Vorstellung in seinem Aztekengehirn, daß ihn der Blitz getroffen habe. Es wäre ihm noch schlechter gegangen, wäre nicht Mr. William dazwischen getreten und hätte dem zornigen Michael erklärt, was der Mexikaner meinte. Zuletzt ließ sich Michael erweichen, und reichte dem mißhandelten Arbeiter die Hand, behauptete aber, „der Heide verdiente alles, was er bekommen hatte, weil er nicht spräche wie ein Christ.“ Dies war Mr. Sullivans erste Lektion im Spanischen.

Nachdem wir den alten Mexikaner verlassen hatten, eilten wir vorwärts, um San Antonio vor der Nacht zu erreichen, und als gerade die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Hügel um uns her vergoldeten, sahen wir hinab ins Thal;

und dort unter uns lag in den friedlichen Schatten des Abends die wunderbare alte Stadt, der Geburtsort der texanischen Freiheit, der Schauplatz heroischer Thaten — wo in dem Alamo einhundertundachtzig Amerikaner sich elf Tage lang gegen zweitausend Mexikaner hielten, wo alle einhundertundachtzig Amerikaner getötet wurden, aber erst nachdem die dreifache Zahl von Feinden Zeugnis von dem Heroismus der Schar abgelegt hatte, welche von Bowie, Travis und Croquett geführt wurde.

Da wir zu hungrig waren, um Thränen zu vergießen oder uns eines solchen Anblickes würdigen Gefühlen zu überlassen, wendeten wir unsere Aufmerksamkeit den müden Ponies zu und ermutigten sie durch sanfte Schläge und energischen Gebrauch der Sporen so weit, daß wir nach einer halben Stunde in dem Saal von Mengers Hotel standen und das Bewußtsein hatten, in einer Stadt zu sein, welche an historischem Interesse, romantischen Umgebungen und seltsamem, fremdartigem Aussehen in den Vereinigten Staaten ihresgleichen nicht hat.

Die Geschichtsschreiber sagen übereinstimmend aus, daß im Jahre 1602 eine Niederlassung unter dem Namen San Fernando an derselben oder einer sehr nahe liegenden Stelle gegründet wurde, wo jetzt San Antonio liegt; das königliche Dekret, welches die Gründung anordnet, existiert noch heute und hat mir vorgelegen.

Von unserer Ankunft in San Antonio bis zur Abreise wurden wir fortwährend durch den Anblick von seltsamen und unamerikanischen Dingen überrascht. Die Stadt mit ihren engen Straßen und seltsamen Gebäuden erinnert viel mehr an eine französische oder spanische Provinzialstadt, als an unsere rechtwinkeligen amerikanischen Städte. Das Menger-Hotel besitzt einen großen Hof, von den Gebäuden umgeben; er ist ungefähr hundert Fuß im Quadrat groß, mit großen Steinplatten gepflastert, Bäume wachsen darin und ein Strom Wassers fließt hindurch. Galerieen laufen an den Gebäuden hin um alle vier Seiten des Hofes, steinerne Treppen führen aus ihm zu den Schlafzimmern. Die Thüren der Parterrezimmer öffnen sich auf den Hof, die Zimmer sind ohne Teppiche und gepflastert, wie der Hof. In der ersten Nacht, wo ich eine eiserne Bettstelle in einer dieser Zellen inne hatte und stundenlang schlaflos dem Gesang eines Spottvogels, der im Feigenbaum neben meinem Fenster sang,

lauschte, hatte ich das Gefühl, als wäre ich von den Vereinigten Staaten weit, weit entfernt.

San Antonio wird die Alamo-Stadt genannt, und die Einwohner sind sehr stolz auf den Alamo. Sie betrachten es als ihre heilige Pflicht, den Fremden wissen zu lassen, daß er in der Alamo-Stadt ist und daß er dankbar dafür sein sollte, daß es einen solchen Ort giebt. Das erste Ding, was ich bemerkte, als ich am Morgen aus einer Seitenthür des Hotels trat, war ein Eiswagen. Ich bemerkte ihn, weil die Straße für uns beide nicht weit genug war, und eines der Räder mein Bein quetschte. Alamo-Eis-Kompagnie stand auf der Seite des Wagens geschrieben. Ich ging über den Platz nach der Alamo-Apotheke, um mir etwas Arnika zu holen. Ein alter Herr, welcher vor dem Laden saß, schien sich sehr für meinen Unfall zu interessieren, und empfahl mir eine Flasche Alamo-Einreibung, welche der Besitzer der Apotheke sich hatte patentieren lassen. Der alte Herr sah, daß ich ein Fremder war und teilte mir freiwillig mancherlei mit. „Dies ist der Alamo-Platz," sagte er, „und jenes viereckige Gebäude in der Mitte ist der Alamo-Fleischmarkt." Von der Stelle, wo ich stand, sah ich den Alamo-Mietstall, die Alamo-Cigarrenhandlung und den Alamo-Blechladen. Um die Ecke, sagte man mir, befände sich die Alamo-Bäckerei, die Alamo-Brauerei, das Maschinenhaus der Alamo-Feuerkompagnie und die Räume der Alamo-litterarischen Gesellschaft. Der alte Herr sagte, man beabsichtige ein Alamo-Monument zu bauen, damit der Name und Ruhm des historischen Platzes dem Volke immer in der Erinnerung bliebe, und ich konnte im Tone seiner Stimme keine Spur von Spott bemerken. Ich sagte, ich wünschte sehr, das geheiligte Gebäude zu sehen — die Wiege, in welcher die Freiheit von Texas zuerst geschaukelt wurde. Der alte Herr sagte, es würde ihm Vergnügen machen, es mir zu zeigen, und so gingen wir quer über den Platz und um die Markthalle herum.

„Dort, Herr, ist die alte Kirche von Alamo! Dabei stützte sich der alte Herr fest auf seinen Stock, hob seine Brust und zeigte stolz über die Straße hinüber.

„Wie, das Gebäude mit dem flachen Dach und dem Baum davor?"

„Nein, nein: das ist der Alamo-Salon — ein interessanter Punkt, den wir nachher besuchen werden.“

„Ah! jetzt sehe ich's! das Bauwerk, vor dem der gestreifte Pfahl steht: ein seltsames altes Gebäude, wahrhaftig!“

„Ach behüte, das ist die Alamo-Tonsorial-Arena, wie man es nennt, wo Ihr Euch für vier Bits. rasieren und frisieren lassen könnt. Zur Linken davon, gerade gegenüber!“



Der Alamo.

Endlich sehe ich den richtigen Paten, nach dem so vielerlei getauft ist; es ist ein niedriges, massives Gebäude mit einem gewölbten Thor, über welchem das spanische Wappen, die Jahreszahl 1745 und einige andere Skulpturen sichtbar sind. In der

Frontmauer befinden sich vier gewölbte Nischen, welche für Heiligenbilder bestimmt sind.

Bis kurz vor der Zeit, wo ich den Alamo sah, war er von der Regierung als eine Niederlage benutzt worden, wo alte Sättel, Tabak, Wolldecken für Indianer und andere Vorräte für den Grenzkrieg aufbewahrt wurden. Zur Zeit meines Besuches diente das Haus einem der ersten Kaufleute von San Antonio als Niederlage, worin er allerlei Waaren und Vegetabilien aufhob.

Als die Thür geöffnet worden war und wir in das gewölbte Gemach — die Kapelle der alten Alamo-Mission — eingetreten waren, setzte ich mich auf ein Bierfaß und ließ meinen Geist in die Vergangenheit zurück wandern.

„Seht Ihr dort, wo die Zwiebackfässer liegen? dort stand der Taufstein," sagte der alte Herr.

Hätte er mich nicht gestört und den Strom meiner Gedanken unterbrochen, ich hätte die Geschichte des Alamo geschrieben, aber der alte Herr begehrte zu sprechen, und es wäre grausam gewesen, ihn nicht einiges von der alten Geschichte vorbringen zu lassen, deren er, wie ich wohl sah, voll war.

Ich hatte viele Zeitungsartikel und Geschichtsbücher gelesen, welche über die Belagerung des Alamo handelten, und kannte also den Gegenstand sehr wohl, konnte auch einige von den historischen Plätzen sogleich erkennen. Hier, zur Linken, war Travis tot niedergestürzt, vom Bajonett durchbohrt, neben seinem Gewehr, das er mit so tötlicher Wirkung gebraucht hatte gegen die eindringenden Mexikaner. Dann im nächsten Zimmer erkannte ich den Platz, wo er seinen letzten Atemzug that, mit einem triumphierenden Lächeln im Gesicht, einer Kugel im Gehirn und einen mexikanischen Offizier an seinen Degen gespießt. Dann fand ich auch mit Hülfe des alten Herrn die Stelle, wo das Eingangsthor gewesen war, und dem gegenüber, als das Schlachten fast vorüber war, General Castrillo den Santa Anna bat, Travis Leben zu schonen; aber der Tyrann winkte einer Reihe seiner Soldaten, und Travis, welcher herausfordernd in dem engen Eingang stand, mit dem zersplitterten Schwert in der

Hand, erhielt eine Flintensalve und fiel, von einem Dutzend Kugeln durchbohrt.

Diese und viele andere Orte in der Nachbarschaft, wo der Held so häufig sein Leben ließ, erkannte ich, und war so ergriffen von der Weihe dieser Stelle, daß ich den alten Herrn in den Alamo-Salon begleitete, um — meine Gemütsbewegung zu verbergen.

Als wir zurückkehrten, sagte ich: „Oberst, wo ist der geheiligte Ort, wo Crokett in der Thür stand, und den Eingang mit den Ueberbleibseln der Mexikaner verstopfte, denen er mit seinem Flintenrohr das Hirn eingeschlagen hatte?“

„Hier,“ sagte der alte Herr und führte mich in ein kleines Gemach mit massiven Wänden, „hier stand er dicht bei der Thür und häufte tote Mexikaner auf einander, bis die Thür voll war; er selbst fiel durch eine Kugel aus jenem kleinen Fenster dort oben.“

Nachdem ich mit unbeschreiblichen Gefühlen verehrungsvollen Schauders die düsteren, schweigenden Mauern angeblickt hatte, welche das Toben der Schlacht, den Todesschrei der Texaner und das Gebrüll der siegreichen Mexikaner gehört haben mußten, fragte ich den alten Herrn, ob dies auch sicher die Stelle sei, wo David Crokett starb wie ein gestellter Tiger, und er versicherte, es sei zweifellos. Als ich mich von der Genauigkeit seiner geschichtlichen Kenntnis überzeugt hatte, bat ich ihn mit unbeschreiblich bewegtem Gefühl, mir das andere Zimmer zu zeigen, wo Crokett, durch das Fieber zum Skelett abgemagert, sich seine Waffen ans Bett bringen ließ, in welchem er umkam, nachdem er den Raum mit toten Mexikanern angefüllt hatte.

Der alte Herr war durchaus nicht entmutigt: jener Teil des Gebäudes war niedergerissen worden, aber er zeigte mir den Platz, wo er gestanden hatte.

Dann sagte ich: „Oberst, es scheint mir, daß Ihr selbst ein Veteran von Texas sein müßt.“ Er schien meine Bemerkung übel zu nehmen und erwiderte, er könne das Zeugnis der besten Bürger San Antonios für seinen Charakter beibringen.

Während wir die verschiedenen Teile des Gebäudes in Augenschein nahmen, wurde die geschichtliche Dunkelheit durch den laufenden Kommentar meines Führers noch vermehrt.

„Seht Ihr jene Ecke dort, wo der alte Kohl und die Kisten mit Limburger Käse aufgestapelt sind? Gerade dort wurden wenigstens vierzig Mexikaner getötet. Pfui, wie die stinken! Diese Limburger müssen verdorben sein. Ich begreife nicht, warum man sie nicht hier selbst erzeugen kann, statt sie aus dem Norden zu importieren."

„Wen, die Mexikaner?"

„Nein, ich meine den Kohl. In diesem Raum, wo so viel Seife und Wagenschmiere liegen, wurden siebzehn verwundete Texaner erschossen. Jetzt haben wir eine Seifenfabrik hier in der Stadt errichtet und brauchen die Seife nicht mehr aus dem Norden zu beziehen. „O Alamo, mehr als die Thermopylen; denn dort entkam einer, hier aber keiner," dachte ich. Und obendrein ist es eine viel bessere Waare, als die Yankees machen. Gerade hier ist der geheiligtste Ort von Texas — er würde sechzig Dollars den Monat einbringen, wenn er zu einem Salon vermietet würde — um welchen alle geweihten Erinnerungen sich drängen."

Es laufen eine Menge verschiedener und sich widersprechender Gerüchte über den Kampf um, so viele in der That, daß ich, der ich sie alle, oder fast alle gehört habe, von Zweifeln gequält werde, ob hier überhaupt jemals ein Kampf stattgefunden hat. Wenn man den alten Einwohnern und den Geschichtsschreibern glauben soll, so giebt es auf eine Viertelmeile um den Alamo keinen Fleck, wo Travis nicht lieber sein Leben lassen, als sich den Mietlingen des Feindes ergeben wollte, die ihn ja doch auf jeden Fall erschossen hätten. Keinen Winkel giebt es in dem ganzen Gebäude, wo Crokett, als er krank im Bette lag, nicht elf bis fünfundsiebzig Mexikaner, viele von hohem Rang, mit dem Flintenkolben erschlagen hätte. Wenn man alle Mexikaner zusammenzählt, welche die Geschichtsschreiber umgebracht haben, so kommt eine Zahl heraus, an die man nur mit Schauder denken kann. Ich habe alles gelesen, was über den Gegenstand erfunden worden ist, mit Einschluß einiger schlechten Verse, die

ich selbst gemacht habe; Fremde aus dem Norden haben mir alles ausführlich erzählt, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß wir bei alledem von dem Kampf um den Alamo sehr wenig wissen.



20. Kapitel.

Bunt und blutig ist die Geschichte von San Antonio seit dem Jahr 1691 verlaufen, wo die ersten kriegerischen Mönche ankamen und mit Erbauung von Kirchen und Ausheben von Bewässerungsgräben begannen. Dreißig Jahre lang besaßen Mönche und Indianer das Land für sich allein, und lebten zusammen hunderte von Meilen von aller Civilisation in dem schönen Thal von San Antonio. Die Mönche bekehrten und reduzierten die Indianer; die Indianer zogen Gräben und reduzierten auch bisweilen einen übereifrigen Mönch. Im Jahre 1730 kamen allmählich Kolonisten an und ließen sich um die Mission nieder; das Dorf San Fernando wurde gegründet. Es wuchs langsam, und noch achtzig Jahre lang fuhren die Mönche in ihrem frommen Werke fort, die Kolonisten hielten Kaufläden und handelten mit den Mönchen, den Soldaten und den Indianern. Im Jahre 1810 war das Dorf ein Ort von einiger Bedeutung geworden und der König von Spanien änderte seinen Namen durch ein königliches Dekret in San Antonio um.

Während der nächsten zehn Jahre wurde zwischen den Royalisten und Republikanern manche wilde Schlacht geschlagen; die Stadt wurde von beiden Parteien erobert, verloren und wiedergewonnen. Bisweilen hieb man den Führern der besiegten Partei die Köpfe ab und steckte sie auf Stangen, andere Male schnitt man den besiegten Generalen nur die Kehlen ab und verbrannte die Körper. Diese Kämpfe dauerten mit Unterbrechungen bis 1821, wo sich Mexiko von dem Mutterlande trennte. Nun lud die mexikanische Regierung amerikanische Emigranten nach

Texas ein, von denen viele nach San Antonio gingen, so daß die Stadt um 1825 schon fünftausend Einwohner hatte.

Die Mexikaner und die Abkömmlinge der kastilianischen Edelleute fühlten bald, daß sie von den neuen Ankömmlingen verdrängt wurden und wehrten sich dagegen. Aber die Anglo-Amerikaner hatten vielleicht viermal mehr Thatkraft und vierzehnmal mehr Gehirn, als die Eingeborenen. Obgleich die blondhaarigen, sommersprossigen Pilger aus den Staaten nichts weniger als Stutzer waren, so beleidigten sie doch die Gefühle der Mexikaner und störten ihre Eigentümlichkeiten, indem sie mehrmals wöchentlich sich das Gesicht wuschen und die Haare auskämmten.



An Feiertagen.

Es machte böses Blut, daß diese ketzerischen Eindringlinge Sonntags weiße Hemden anzogen. Alle diese Neuerungen waren fremdartig und den stolzen spanischen Kavalieren widerwärtig. Die Mexikaner waren sehr religiös, beobachteten die Festtage streng und arbeiteten nicht an den Namenstagen der Heiligen; an den Sonntagen aber hielten sie Stiergefechte, galoppierten in der Stadt herum und besuchten den Gottesdienst in der Kathedrale und die Hahnenkämpfe. Es gab ungefähr zweihundert Heiligenfeste im Jahre und keines wurde weggelassen. Die Einwanderer kümmerten sich nicht um die Heiligen, darum wurde der fromme Mexikaner auf seinem Weg zum Hahnenkampf unaussprechlich durch den Anblick der Ketzer beleidigt, welche auf ihren Feldern arbeiteten und den Festtag des Heiligen Soundso mit Hacke und Pflug entweihten. Dies bekräftigte die allmählich unter den Mexikanern zunehmende Ansicht, die Amerikaner müßten, wie die Indianer, reduziert werden. Wären die Mexikaner nicht bis zur Mündung mit Eigendünkel geladen gewesen, hätten sie nur halb so viel von der Geschichte, wie von Hahnenkämpfen gewußt, so hätte es ihnen bekannt

sein müssen, daß die sächsische Rasse sehr wohl im Stande ist, diejenigen zu reduzieren, welche ihre religiöse Freiheit angreifen.

Es gab zwei Arten Indianer: solche, welche sich reduzieren ließen und solche, die dem christlichen Einflusse widerstanden; aber es gab nur eine Art Amerikaner, und welche Fehler sie auch haben mochten, Unterwürfigkeit gegen Tyrannei gehörte nicht dazu.

Man kann die Frage aufwerfen: warum lud die mexikanische Regierung die Amerikaner ein, sich in Texas anzusiedeln? Erstlich war der hundertundfunfzig Jahre lange Versuch der Spanier, die Indianer in Texas zu civilisieren, erfolglos gewesen. Das einzige sichtbare Zeichen ihres langjährigen Besitzes des Landes waren einige kleine Städte und Missionsstationen. Zahme Indianer gab es fast gar nicht mehr, und die weiten Missionsgebäude waren ohne Bewohner. Andererseits waren die unreduzierten Indianer zahlreich geworden; sie umschwärmten die Vorstädte dermaßen, daß man sein Leben wagte, wenn man morgens auf den Markt ging. Wenn ein Bürger zur Mittagszeit nicht nach Hause kam, stellte man ihm das Essen nicht warm; man vermutete, als etwas Selbstverständliches, daß ihn die Indianer umgebracht hätten. Eine Viertelmeile vom Fort war niemand seines Lebens sicher. Außerhalb des eigentlichen Herzens der Stadt gehörte zu jedem Hause eine kleine Festung, wohin der Eigentümer sich zurückzog, wenn es nötig wurde: sie bestand in einem großen Loch im Boden, hinreichend weit, um die ganze Familie unterzubringen; die Decke bestand aus einem kegelförmigen Dach aus Erde und Mörtel, einige Fuß über dem Boden, und enge Schießscharten setzten die Belagerten in den Stand, die Nachbarschaft mit ihren Flinten zu beherrschen.

Die Spalten der damaligen Zeitungen schwärmen von Indianerangriffen. Kaum eine Woche verging, ohne daß ganze Familien durch ihre Raubzüge von der Erde vertilgt wurden. Bekanntmachungen, wie folgende, finden sich fortwährend: „Oberst Shepard hat uns einen schön gearbeiteten Indianerpfeil überreicht, den er soeben seinem jüngsten Kinde heraus gezogen hat. Er lebt in der Vorstadt, wo er Indianerangriffen sehr ausgesetzt ist. Wie lange, o Herr, sollen wir diese Schändlichkeiten ertragen? Der Oberst sagt uns auch, daß noch zwei oder drei Pfeile in

anderen Gliedern seiner Familie stecken, welche er auch auszuziehen gedenkt. Wo ist die Polizei? Haben wir keine Verordnungen gegen diejenigen, welche so den Frieden der Familien stören? Und wenn wir sie haben, warum werden sie nicht ausgeführt? Aber wir haben keine Besserung zu erwarten, bis ein Ratsbeamter aus dem Biersalon nach Hause kommt von Pfeilen starrend, wie ein Stachelschwein. Die Pfeile können in unserer Expedition allen Abonnenten gezeigt werden, welche kommen, ihre Rückstände zu berichtigen."

So vertraut waren die Einwohner mit der Gefahr geworden, und so gewöhnlich waren Indianerangriffe, daß die Presse mit einer in der That ernsthaften Unbequemlichkeit Scherz treiben konnte.

Die mexikanische Bevölkerung nahm bei den beständigen Indianeranfällen immer mehr ab; darum wurden die Amerikaner eingeladen, hinüber zu kommen, ungefähr wie Hengist und Horsa nach England — und ziemlich mit demselben Erfolg.

Nach noch vorhandenen Berichten über die Indianer und ihre Behandlung durch die Spanier scheint die edle Rothaut zu Anfang dieses Jahrhunderts derselbe unverbesserliche Wilde gewesen zu sein, der er heutzutage, ist und die spanische Politik in Beziehung auf ihn unterschied sich nur wenig von dem heutigen Verfahren der Vereinigten Staaten. Das folgende ist die Uebersetzung eines alten spanischen Schriftstückes aus dem Jahre 1800:

„Obgleich diese Gegenden sehr reich und fruchtbar sind und von dem San Antonio- und San Pedro-Fluß bewässert werden, so sind ihre Gewässer doch nicht ausreichend für die Garnison, die Stadt und die Missionen, weil man die Anpflanzungen wegen der Feindschaft der Apache-Indianer nicht genügend ausdehnen kann. Ihre Dörfer sind zwanzig Meilen von der genannten Garnison gelegen, und von dort aus kommen sie und führen ihre Raubzüge aus: nicht bloß nach dem Garnisonsort San Antonio de Bexar, sondern bis in die Provinz Coahuila, denn sie besitzen ausgezeichnete Pferde, Feuerwaffen und Pfeile, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit bedienen. Die Züchtigung, welche sie im Jahre 1732 durch unsere Kompagnieen erhielten, hat sie nicht klüger gemacht. Sie bitten um Frieden, sobald sie sich in Gefahr befinden, aber sobald sie glauben, in Sicherheit

zu sein, brechen sie alle Verträge und begehen Mordthaten und alle Arten barbarischer Handlungen, wobei sie sich wenig um ihre Weiber und Kinder kümmern, die sie oft um einiger Pferde willen aufopfern.

Bis 1836 fuhr die Bevölkerung von San Antonio fort, zu wachsen, dann kam der Krieg zwischen Texas und Mexiko und der Sieg des ersteren. Von da bis heute hat eine langsame, allmähliche Veränderung stattgefunden; der Unternehmungsgeist der Texaner ist an die Stelle der mexikanischen Apathie und Unwissenheit getreten.

Die alte und neue Zeit stehen hier in heftigem Kontrast: hier ein mexikanischer Jakal, mit Lehmmauern und Strohdach; auf der anderen Seite der Straße die palastähnliche Wohnung eines amerikanischen oder deutschen Kaufmannes mit ihrer Umgebung von Blumen und Springbrunnen. Eine schmale und krumme Gasse wird von einer breiten mit Bäumen besetzten Fahrstraße durchschnitten, wo die Kutsche des feingekleideten Amerikaners sich mit einem zerlumpten mexikanischen Eselsgefährt kreuzt, dessen Modell auf zweihundert Jahre zurück reicht. Weiterhin sehen wir ein Theater für Hahnenkämpfe in demselben Häuserviertel mit der Methodistenkirche, während in unseren Ohren das Kreischen der mexikanischen Carretas sich mit dem Rasseln der Eisenbahnwagen mischt.

Der San Antoniofluß durchfließt die Stadt, welche fast überall von Hügeln umgeben ist, die sich allmählich bis zu zweihundert Fuß erheben; sie liegt unter 29° 30′ nördlicher Breite und 98° 24′ Länge, ihre Höhe über dem Mexikanischen Meerbusen beträgt 687 Fuß. Mittlere Temperatur: Frühling 19°, Sommer 25,5°, Herbst 17,9° und Winter 10,5°.

San Antonio ist jetzt eine Stadt von gegen zwanzigtausend Einwohnern; davon sechstausend Mexikaner und ebenso viele Deutsche. Offizielle Anzeigen werden in drei Sprachen gedruckt; so findet man auf einer Brücke über den San Antoniofluß eine Tafel mit folgender Bekanntmachung:

WALK YOUR HORSES OVER THIS BRIDGE, OR YOU WILL BE FINED.

SCHNELLES REITEN ÜBER DIESE BRÜCKE IST VERBOTEN.

ANDA DESPACIO CON SU CABALLO, O TEME LA LEY.

Diese Bekanntmachungen sind keineswegs wörtliche Uebersetzungen von einander. Jede zeigt etwas für die Nationalität, an welche sie gerichtet ist, Charakteristisches. Dem Amerikaner wird gesagt, er soll langsam reiten, sonst verfällt er in Geldstrafe. Das Gesetz wendet sich also an sein finanzielles Interesse.

Der Deutsche wird benachrichtigt, daß schnelles Reiten verboten ist. Weiter braucht der gesetzachtende Deutsche nichts zu wissen.

Die Verordnung für den Mexikaner ist mehr wie eine Drohung gehalten: reite langsam, sonst fürchte das Gesetz.

Commerce Street, zu welcher diese Brücke gehört und welche die beiden Hauptplätze der Stadt verbindet, ist die Hauptader derselben; an ihr liegen die meisten Geschäftshäuser, und doch ist sie ganz krumm und schmal. Ein Ochsenwagen kann in ihr nicht umwenden, und wenn zwei Wagen an einander vorbei fahren, ist kaum noch Platz für einen Hund übrig. Die Trottoirs sind drei Fuß breit, und wenn ein magerer und ein dicker Mann einander begegnen, so tritt der magere in die Gosse, bis der dicke vorbei ist. Diese Trottoirs sind unbeschreiblich holprig und uneben. Sie bestehen aus Felsbrocken von verschiedener Größe, unter jedem möglichen Winkel zu einander gestellt, worüber die Fußgänger hinwegstolpern. Zum Glück liegen längst dieser Via dolorosa eine große Zahl wohlversehener Apotheken, in welche der vergnügungssüchtige Fußgänger sich kann tragen lassen, wenn er Schienen oder Arnika braucht, oder sich einen verrenkten Knöchel einrichten lassen will.

Der alte Herr, von dem ich schon gesprochen habe, begleitete uns, den Doktor und mich, auf unserem ersten Ausflug durch die Stadt. Wir gingen vom Alamo-Platz aus Commerce Street hinab. Nach seiner Meinung war jedes Ding in San Antonio besser, als dasselbe Ding anderwärts. Wenn eine Staubwolke geflogen kam und uns Nase, Augen und Lungen anfüllte, lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf die herrliche Golfbrise, welche die Sonnenhitze mildere. Wären wir knöcheltief im Schlamm gewadet, so würde er uns erinnert haben, daß San Antonio auf reichem Alluvialboden erbaut ist, sechs Fuß tief.

„Dies,“ sagte er, mit seinem Stock auf die Felsbrocken des Pflasters klopfend, „ist nicht wie Euer schlüpfriger Asphalt, der

sich in einem Jahr abnutzt und jeden Monat ausgebessert werden muß. Dies, Herr, ist fester Fels, einheimischer Fels, und diese Trottoirs sind seit zwanzig Jahren nicht repariert worden, und sind noch ebenso, wie die Mexikaner sie gebaut haben."



Nicht an gute, solide Trottoirs gewöhnt.

Ich war im Begriff zu sagen, sie sähen aus, als wären sie von einem Erdbeben erbaut worden, als ich von einem Geräusch erschreckt wurde, als stolperte jemand und fiele auf das Pflaster. Ich war es selbst. Als ich wieder auf die Füße gekommen war, sagte der alte Herr: „Ihr seid nicht an gute, solide Trottoirs gewöhnt, und wahrscheinlich —"

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber unversehens stolperte

er über ein Hindernis aus der Tertiärformation und fiel mit dem Kopfe voraus in einen Obstladen. Als er sich bei dem Eigentümer entschuldigt hatte, machte er die Bemerkung, daß die Straße viel malerischer sei, als die geraden Straßen moderner Städte, wo sich alle Häuser in der Größe und Bauart glichen. Dann stand er still, sah in die Höhe, und wollte uns einen interessanten Gegenstand auf dem Dach eines Hauses zeigen, als ein Negerjunge, welcher ein Präsentierbrett mit Essen trug, mit uns zusammenstieß. Der Doktor bekam einige Suppe



Ein Missionär mit Pfeilen gespickt.

auf seine Hose und dem alten Herrn wurde eine Partie Vegetabilien zuteil. Der Doktor fragte: „Warum haben die Gründer der Stadt die Straßen nicht gerade angelegt?" „Sie sind ein wenig aus der Linie," sagte der andere; „aber ursprünglich waren sie gerade. Es giebt eine rührende, alte Legende darüber. Als die spanischen Väter zuerst hierher kamen, lagerten sie gerade an der Stelle, wo jetzt Harris' Variété-Theater steht. Einer von der Gesellschaft, voll heiligen Eifers, brach sogleich auf, um das Werk der Bekehrung an den wilden Indianern zu

beginnen, welche in der Gegend lagerten, wo sich jetzt Mengers Hotel befindet. Der gute Vater ging bis dahin, wo heute die Commerce Street-Brücke liegt und suchte einen Indianer. Sein Eifer wurde belohnt, er fand einen, und in demselben Augenblick entdeckte auch der Indianer den Pater: Ehe der heilige Mann seine Stimme zum Dank erheben konnte, erhob jener ein Gebrüll, das man bis an die Quelle des Flusses hören konnte. Die Beine des Mönches waren kurz, aber die Eile, mit welcher er zu dem Lager zurückkehrte, würde einer Antilope Ehre gemacht haben. Der Indianer versuchte ihn einzuholen und pflanzte in seinem Eifer, sich unter christlichen Einfluß zu stellen, verschiedene Pfeile in den Körper des Missionärs, welcher in der Bienenlinie nach dem Lager eilte und das Glück hatte, zu entkommen. Die Schnelligkeit des Mönches wurde als ein Wunder betrachtet, Commerce Street wurde genau in der Linie abgesteckt, die der Pater durchlaufen hatte, und wurde gerade, wie eine Schindel."

„Aber wie ist sie dann so krumm geworden?" fragte der Doktor.

„Das beweist, daß Ihr ein Fremder seid, und niemals San Antonio in der richtigen Schmutzzeit gesehen habt. Die alten Spanier steckten auf beiden Seiten der Straße die Lage der Häuser in gerader Linie ab; aber ehe sie anfingen zu bauen, fiel schwerer Regen und der Boden wurde flüssig; infolge davon wand sich die Straße hin und her wie ein Aal in einer Schmutzlache. Als der Schlamm wieder aufgetrocknet war, und sie die Pfähle untersuchten, fanden sie, daß die Straße krumm eingetrocknet war, und da sie nicht einen anderen Regen erwarten konnten, um sie wieder biegsam zu machen, so bauten sie nach der krummen Linie und machten dieselbe dadurch dauernd. Sie mußten sich nach den Pfählen richten, mit denen sie die Straße abgesteckt hatten: daher kommt es, daß viele von den Stadtlosen vierzehn Ecken haben."

Die alten Spanier sind verschwunden, ich weiß nicht wohin, aber sie haben die Straßen zurückgelassen. Diese werden als so geheiligte Reliquien betrachtet, daß manche niemals ausgebessert worden sind; andere jedoch sind so breit gemacht worden, daß ein Stadtrat und ein Wagen Heu an einander vorbei kommen können, ohne abzuladen. Um die Straßen zu erweitern, muß man Privateigentum ankaufen, aber sobald ein solcher Plan be-

kannt wird, steigt das Eigentum in die Höhe, als ob ein Vulkan darunter wäre. Nach demselben Prinzip wird von einer Eisenbahn niemals eine andere Kuh überfahren, als eine von reiner Durham-Rasse.

Der Stadtrat von San Antonio ergreift kräftige Maßregeln, sich unpopulär zu machen, und zwar mit schmeichelhafter Aussicht auf Erfolg. Eine Verordnung ist erlassen worden, wodurch die Kaufleute genötigt werden, ihre leeren Warenkisten vom Pflaster zu entfernen: ein deutlicher Beweis, daß die Tage des Feudaldespotismus noch nicht vorüber sind. Keine, auch nicht eine inspirierte Feder ist imstande, den Zustand der Trottoirs von San Antonio zu beschreiben. Wenn ein Fremder durchaus eine Vorstellung davon haben will, wie die in Commerce Street beschaffen sind, so möge er eine steile Treppe im Dunkeln rückwärts hinabsteigen mit einem Kochofen in den Armen. Wenn er und der Kochofen den Boden erreicht hat, was ohne viel Anstrengung von seiner Seite geschehen dürfte, wird sich sein Körper und Geist in demselben Zustand befinden, als wenn er einem Trottoir in San Antonio entlang geschlendert wäre, nur mit dem Unterschied, daß er unter der Treppe wahrscheinlich auf einen Teppich fällt, während er dort nur scharfeckige und spitzige Steine antrifft. Im übrigen trifft der Vergleich zu.

Wer niemals Commerce Street in San Antonio hinauf oder hinab gestiegen ist, mag vielleicht das Vorhergehende für übertrieben halten, das ist jedoch nicht der Fall. Neben den Namen derjenigen, welche am schlechten Pflaster gestorben sind, findet sich in der Totenliste irgend ein lateinischer Name, den niemand versteht. So wird die Sache totgeschwiegen, damit Kapitalisten nicht abgeschreckt werden, ihr Geld in städtischem Eigentum anzulegen.



21. Kapitel.

San Antonio ist berühmt durch seinen Staub: nicht bloß den Staub des Alamo, sondern gewöhnlichen Staub, und es giebt eine seltsame alte Legende, wonach San Antonio seine Existenz dem Staub verdankt. Als die spanischen Soldaten, Missionäre und Ansiedler sich in diesem Thal anbauten, erließen die Mönche eine Verordnung, wonach jeder, der sich gottloser Reden bediente, funfzig Cents Strafe zu Kirchenzwecken zahlen solle. Es war in der trockenen Jahreszeit, und da starke Winde vorherrschten, war die Luft mit Staub erfüllt. Ehe zwei Monate vergingen, hatten die Spanier und die bekehrten Indianer eine große Kathedrale und vier Missionsgebäude zusammengeflucht, deren Ruinen noch heute zu sehen sind. Eines Nachmittags, als der Staub ganz entsetzlich war, fluchte der alte General Ignacio Bartera einen vierzig Fuß hohen Kirchturm, während sein Stab eine steinerne Mauer um den neuen Kirchhof zustande brachte. Das waren gläubige Zeiten. Heutzutage, wenn man Mund, Nase und Augen voll Staub bekommt, denkt man nicht daran, durch einige Kraftausdrücke einen Beitrag zu Kirchenzwecken zu liefern, sondern begiebt sich in einen Trinksalon, trägt einen halben Cent zu den Staatseinkünften bei, und zieht sich dann zurück mit einem Stück Citronenschale im Munde.

Wir kamen bei einem jungen Mann vorbei, der auf einer Kiste saß, mit verbundenem Kopf und einem Arm in einer Schlinge.

„Hat Euch ein Wagen überfahren?“ fragte ein Polizeidiener, der aus einer Thür trat.

„Nein, wir haben bloß letzte Nacht meinen Geburtstag gefeiert. Es war herrlich, Ihr hättet dabei sein sollen.“

Der Polizist sagte, nach seinem Aussehen zu urteilen, hätte am besten die ganze Polizeimannschaft dabei sein sollen.

Wegen der Art seines Laufes wird der San Antoniofluß für den gewundensten der ganzen Welt gehalten; die Stadt ist von der Quelle nur drei Meilen entfernt, und der Fluß braucht sieben Meilen, um diesen Weg zurückzulegen. Diese Neigung ohne Zweck und Ziel herum zu schweifen, wurde von den scharf beobachtenden Indianern bemerkt, und sie nannten ihn in ihrer musikalischen Sprache Chem-quem-ka-ko, auf deutsch: „Alter Mann, der aus der Kneipe kommt.“ Die Spanier hielten dies für den Namen einer heidnischen Gottheit, und tauften den alten Mann, der von der Kneipe kommt, in San Antonio um. Die einfältigen Indianer schlossen daraus, daß San Antonio ein besonders jovialer Heiliger sei.

Welchen Einfluß dies auf die Stadt und ihre Bewohner hatte, ist unmöglich zu sagen. Aber wenn man in unserer neuen Zeit in einem einzigen Quartier in dem Geschäftsmittelpunkt der Stadt funfzehn Trinksalons riecht und sieht, und wenn man erfährt, daß manche Ratsherren anderthalb Meilen zurücklegen, um nach ihrem Hause zu gelangen, welches nur hundertundfunfzig Schritt entfernt ist, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der ursprüngliche Name Chem-quem-ka-ko besser zu den Verhältnissen passen würde, als der neue.

Die Quelle des San Antonioflusses ist eine der schönsten, die Texas besitzt; man könnte sie leicht von der Stadt aus in einer halben Stunde erreichen, hätte sie nicht der Eigentümer mit einer steinernen Mauer umgeben, welche zu hoch ist, um hinüber zu klimmen und sich von einem bösen Irländer verjagen zu lassen, den der Eigentümer zu diesem Zweck hält.

Die Quelle ist kreisförmig, ungefähr sechs Fuß im Durchmesser und nicht weniger als funfzehn Fuß tief. Das aufquellende Wasser ist so wunderbar klar, daß man die Bewegungen des kleinsten Fisches in der Tiefe erkennen kann.

Der San Antoniofluß war noch vor fünfundzwanzig Jahren ein klares, schnellfließendes Wasser, welches unter den melodischen Gesängen des Spottvogels dem Meere zueilte, u. s. w., heutzutage

sieht er aus, als käme er direkt aus einem Waschhause. Die Temperatur des Wassers ist Winter und Sommer dieselbe, aber zum Trinken taugt er jetzt nicht so gut wie sonst. Die Gewohnheit, Katzen und andere Luxusgegenstände, die die Bürger nicht mehr brauchen können, darin aufzubewahren, und die Langsamkeit seines Laufes, welcher solche Gegenstände nicht fortführen kann, hat viel dazu beigetragen, Cisternenwasser beliebt zu machen. Nach den verläßlichsten Ueberlieferungen war der Hauptgebrauch, den sonst die Spanier von dem Fluß machten, nachdem er zum Bewässern gedient hatte, sich darin zu baden — eine Sitte, welche bei ihren Nachkommen ganz außer Gebrauch gekommen ist. Es war Gebrauch, daß alle Alter und Geschlechter durch einander badeten. In der That, als die Amerikaner anfingen, sich in der Alamo-Stadt niederzulassen und leinene Badezelte errichteten, konnten die erstaunten Eingebornen ihren Zweck niemals begreifen. In einer „persönlichen Schilderung", welche der Abbé Moses Domenech, ein französischer Priester, der im Jahre 1845 Texas besuchte, herausgegeben hat, sagt derselbe:

„Dicht bei meiner Wohnung war ein Fluß mit klarem Wasser, wo das Waschen der Stadt besorgt wurde, und in welchem die Weiber sich öffentlich badeten. Von meinem Fenster hatte ich die Aussicht auf ihre Erlustigungen, und wurde dadurch genötigt, dasselbe den Tag über verschlossen zu halten."

Wenn ich über den Wechsel der Zeiten und der — Priester nachdenke, welcher seit den Tagen, wo Pater Moses Domenech sein Fenster schloß, stattgefunden, muß ich in der klassischen Sprache der Alten ausrufen: „O tempora! O Moses!"

Gegenwärtig sind beide Ufer des Flusses meilenweit mit Badehäusern besetzt, welche auf leeren Branntweinfässern schwimmen; fast jedermann, die Mexikaner ausgenommen, badet, und während der heißen Zeit bildet ein Commis mit bloßem Kopf in Hemdsärmeln, der Commerce Street entlang läuft, mit einem Handtuch und einem Stück Seife unter dem Arm, eine nie fehlende Staffage der Landschaft.

In früherer Zeit diente der Fluß zu Bewässerungszwecken und unterstützte die Jahreszeiten in ihrer Bemühung, eine Ernte zustande zu bringen. Die spanischen Mönche versprachen den Indianern eine glückliche Zukunft in der anderen Welt, und

erregten ihre Sehnsucht nach derselben, indem sie ihnen dieses Thränenthal so unangenehm wie möglich machten; so brachten sie dieselben dahin, die meilenlangen Bewässerungsgräben anzulegen, welche noch bestehen und in allen Teilen der Stadt und der Vorstädte zu finden sind, wo sie die einzigen echten Fälle von Typhus erzeugen, deren sich die Stadt rühmen kann.

Ein anderer Fluß, der San Pedro, durchläuft den nördlichen Stadtteil und beide sind einander parallel, so weit es ihre Krümmungen erlauben; beide sind plötzlichem Steigen und Fallen unterworfen und schon zweimal sind ihre Gewässer auf dem



Die Gewässer mischen sich.

Hauptplatz zusammen getroffen. Im Jahre 1815 ergoß sich ein furchtbarer Wolkenbruch über der Stadt, und die beiden Flüsse stiegen bis zu dem bezeichneten Punkt; das zweite Zusammentreffen fand im Jahre 1872 statt, als zwei Milchwagen, welche sich mit großer Schnelligkeit auf der Mitte des Platzes trafen, mit solcher Gewalt zusammen stießen, daß die Milchkannen barsten und die beiderseitige Milch zu einem See zusammen floß. Einer dieser Wagen gehörte nach der San Pedroseite der Stadt, und der andere zur Farm eines Deutschen, welcher unterhalb

der Stadt am San Antonio wohnte. So kam es, daß ein halbes Jahrhundert nach der großen Ueberschwemmung die Gewässer der beiden Flüsse sich von neuem mischten.

Das mexikanische Element tritt in der Bevölkerung von West-Texas stark hervor. Außerhalb der Städte dienen die Mexikaner als Schäfer, Fuhrleute und Rinderhirten; sehr wenige treiben Ackerbau. In San Antonio leben sie zumeist davon, daß sie Holz, Präriehen, Knochen und dergleichen vom Lande in die Stadt schaffen. Die anderen führen ein elendes Leben, indem sie ihre überflüssigen Kleider verpfänden und wieder einlösen. Ein Mexikaner kann sehr arm, er kann in dürftigeren Umständen sein, als Hiob; er kann sich in solcher Dürftigkeit befinden, daß eine Kirchenmaus im Vergleich mit ihm sich im Ueberfluß wälzt, und daß er nicht vermag, mehr als sechs Hunde zu halten — aber auch dann noch ist er imstande, von seinem Pfandleiher das nötige Geld zu erhalten, um am Sonntag einem Hahnenkampf beizuwohnen. Die Mexikaner geben unbesorgt das wenige aus, was sie besitzen, und häufen selten weltliche Güter auf. Sie zeichnen sich durch ihre Höflichkeit und artige Manieren aus. Ehe wir nach San Antonio kamen, betraten wir den Rancho des Don Ignacio Gonzales, um nach dem Weg zu fragen. Don Ignacio bewillkommnete uns an der Thür, sagte dem Doktor, welcher Spanisch zu verstehen vorgab, er sei unser Diener und lud uns ins Haus ein. „Estoy interamente à Su disposicion" (Ich stehe ganz zu Ihren Diensten). Wir unterhielten uns sehr angenehm und von beiden Seiten wurden viele verbindliche Reden geführt. Unter anderem sagte Don Ignacio: „Esta V. en Su casa y puede mandar" (Ihr seid hier in Eurem Hause und habt nur zu befehlen). Der Doktor bemerkte ein schönes Paar Sporen und drückte seine Bewunderung darüber aus. „Tomele V., Sennor, es suyo" (Nehmt sie, Herr, sie gehören Euch) sagte der alte Herr.

Der Doktor dankte ihm in den ausschweifendsten Ausdrücken, die seine Mischsprache aus Englisch und Spanisch erlauben wollte, und steckte die Sporen in die Tasche. Dann zeigte uns Sennor Gonzales den Weg, nachdem er uns mehrfach versichert hatte, daß er, seine Söhne und Töchter, sowie seine männliche und weibliche Dienerschaft für alle Zeit unsere ergebensten Diener

sein würden. Wir sagten „Adios“ und brachen auf; der gastfreundliche und großmütige alte Ranchero begleitete uns zur Thür, versicherte, daß er, so lange wir diesen Erdball bewohnten, täglich den reichsten Segen des Himmels auf uns herabwünschen würde; dann nahm der alte Schelm einen geschäftsmäßigen Ton an und sagte, da der Doktor sein liebster Freund sei, so wolle er für die Sporen nur zwei Dollars nehmen.

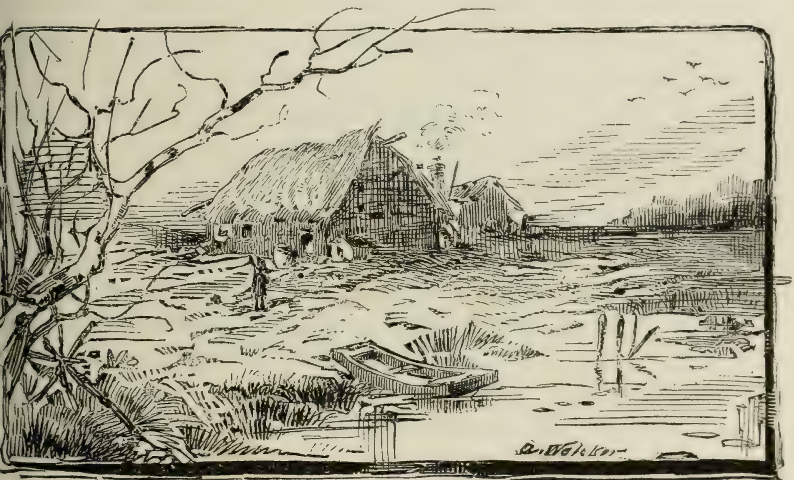


Nehmen Sie, Herr, sie gehören Euch.

In meinem Umgang mit Mexikanern habe ich mich überzeugt, daß die zierlichen und hochtönenden Reden nur Höflichkeitsphrasen sind, die nichts bedeuten, und wenn sie sagen: „Tomele Usted, es suyo,“ sobald jemand etwas bewundert, das ihnen gehört, so thut man besser, sie nicht beim Worte zu nehmen, wenn man nicht Geld in der Tasche hat, den Gegenstand zu bezahlen. Fragt man ihn nach etwas, das er nicht weiß oder nicht sagen will, so antwortet er unfehlbar mit einem Achselzucken

„Quien sabe?“ (Wer weiß?). Viele der in Texas wohnenden Mexikaner verstehen englisch, leugnen es aber oft ab. „No entiendo“ (Ich verstehe nicht) bekommt man gewöhnlich zur Antwort, wenn man einen Azteken englisch anredet.

Die Mehrzahl der Mexikaner leben in elenden Höhlen, die sie „Jacals“ nennen. Diese Hütten bestehen aus einem einzigen Raum, etwa zwölf Fuß ins Geviert; die Mauern bestehen aus aufrechten Pfosten, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind. Von Verzierungen sieht man nichts, der Lehm wird daran geklebt, wobei die Hand als Kelle dient. Das Dach besteht aus Rohr und wird mit Tule, einer Art Binsen, gedeckt, nur die



Ein mexikanischer Jacal.

anspruchsvollsten Gebäude haben Blechdächer, aus alten Austernbüchsen gemacht. Das Binsendach ist wasserdicht (so lange es nicht regnet) und bildet einen ausgezeichneten Brutplatz für Skorpione und Tausendfüße, außerdem fängt es leicht Feuer und regt so industrielle Gewohnheiten an, indem es den Eigentümer zu öfterer Erneuerung zwingt. An der Seite des Jacal befindet sich eine thürlose Oeffnung, welche den Bewohnern zum Ein- und Ausgang dient, und außerdem eine andere statt eines Fensters, welche von Hunden und Ziegen als Privateingang benutzt wird. Der Fußboden besteht aus gestampftem Lehm.

Die amerikanische Nationalsitte, die Teppiche in den Hof zu tragen und dort auszuklopfen, ist in Westtexas unbekannt.

Da in dem Jacal nur ein Raum ist, so ist die Sache viel einfacher, als im Buckingham-Palast, denn hier braucht man das Speisezimmer nicht zu verlassen und ein anderes Gemach aufzusuchen, wenn man ein reines Hemd anziehen will. Die Anzahl der Mexikaner von jedem Alter und Geschlecht, welche in einer dieser Wohnungen leben, sich bewegen und Bohnen essen, ist niemals festgestellt worden; wenn man aber an einem Wahltage die männliche Bevölkerung, welche alt genug ist zum Wählen, mit einer Flasche Branntwein aus dem Hause herauslockt, so erscheinen ihrer im Durchschnitt etwa dreißig.

Jacals dieser Art sind fast die einzigen Wohnungen, welche man außerhalb der Städte von der Mündung des Rio Grande bis El Paso antrifft: eine Entfernung von vierzehnhundert Meilen.

Die Mexikaner gebrauchen keine Art gesäuerten Brotes; an der Stelle der unverdaulichen Biscuits in den amerikanischen Speisehäusern gebrauchen sie die Tortilla. Diese wird aus Mais bereitet, welcher zuerst eingeweicht und dann auf einem harten, rauhen Steine, genannt Metate, mit einem anderen Stein als Stößer zu Brei zerrieben wird. Das Einweichen, das Zermahlen und das endliche Backen auf einem Stück Eisenblech wird von den Weibern verrichtet, wenn aber die noch härtere Arbeit des Kauens und Verschluckens gethan werden muß, fällt den Männern die Hauptlast und Hitze des Tages zu. So lange die Tortilla warm ist, kann man sie im Notfall genießen; aber die Sohlen von einem alten Paar Stiefeln würden zart und saftig scheinen im Vergleich mit einer kalten Tortilla.

Wenn der Mexikaner kein frisches Rindfleisch bekommen kann, lebt er von getrocknetem (aber gewöhnlich hat er frisches, wenn solches im Lande zu finden ist). Zuerst sucht er sich ein Rind, irgend eines, wenn es nur nicht ihm selbst gehört. Das Tier wird getötet, in lange schmale Streifen zerschnitten, gesalzen und auf den Zaun gehängt, wie Wäsche. Wenn es fertig ist, wird es so zähe, daß es eine passende Zukost zur Tortilla abgiebt. Dank ihrer indianischen Abkunft und ihrer Enthaltung

von heißer Suppe und Eiswasser besitzen die Mexikaner die besten Zähne von der Welt; hätten sie diese nicht, sie müßten bei ihrer Kost verhungern.

Ein anderes beliebtes Gericht, bei dem sie fett werden, könnte man mexikanisches Hachis nennen; seine Bestandteile lassen sich, wie auch die unserer Hachis, nicht erraten. Man muß viel Vertrauen besitzen, um irgend eine Art dieser Speise mit Appetit zu genießen, aber das mexikanische Hachis verlangt eine ungewöhnliche Dosis davon.

Das Tamale ist noch geheimnisvoller, als das Hachis, denn es ist in einer Hülle von mit Fett bestrichenem Maisstroh enthalten. Die Stoffe, welche darin ein unbewaffneter Gaumen entdecken kann, sind Pfeffer, Maismehl, irgend eine Art Fleisch



und Pfeffer. Man glaubt, daß zwischen den fetten Pelon-Hunden, welche in Menge um jeden Jacal zu finden sind und dem Tamale eine gewisse Beziehung stattfinde. Mexikaner von jedem Alter, Geschlecht und Rang lieben beide gleich sehr. Es giebt eine wilde Sage unter den älteren Bewohnern San Antonios, daß einer von ihnen, der die Tamales enthusiastisch liebte und ihnen sogar medizinische Eigenschaften zuschrieb, eines Tages in einer von ihnen eine Haarlocke entdeckte, welche offenbar von dem Kopfe eines Pelon-Hundes stammte. Diese Entdeckung bestätigte die Ansicht, daß dieses Gericht wirklich medizinische Eigenschaften besitzt, nämlich die eines Brechmittels; und der Liebhaber von Tamales wurde dadurch für immer geheilt.

Die Bohnen, Frijoles genannt, genießen ebenfalls großer Beliebtheit, aber eine Eigenschaft derselben mißfällt dem Mexikaner sehr. Wenn er frisches Fleisch braucht, kann er hinaus auf die Prärie gehen und einen Jährling schießen, braucht er einen Pony, so geht er und fängt einen ein: wenn er aber Bohnen haben will, muß er die Erde mit der Hacke umwühlen — eine unedle Beschäftigung, bei der sich ein echter Hidalgo niemals betreffen lassen darf.



22. Kapitel.

Stehlen und Revolutionen anstiften sind die Zeitvertreibe der mexikanischen Aristokratie, und sind es immer gewesen; der Mexikaner besitzt genug spanisches Blut, um jede andere Arbeit zu verachten, als auf der Prärie herum zu galoppieren, wie der Araber.

Bohnen sind für die mexikanischen Soldaten dasselbe, wie der Dudelsack für die schottischen Hochländer: sie geben ihnen Mut. Sobald eine Revolutionspartei der anderen die Bohnen abschneidet, folgt Ergebung ohne Bedingungen.

Die Bohne ist ganz klein und schwarz, aber angenehm von Geschmack. Man sagt oft, daß sie für Fremde ungesund ist, und jedermann weiß, daß es eine Zeit gab, wo es für einen Amerikaner nicht heilsam war, damit zu thun zu haben, da eine Bohne oft plötzlichen Tod verursacht hat. Allen Gerüchten dieser Art liegt etwas Reelles zu Grunde, wenn auch dieses Etwas nur eine Lüge sein sollte, und so geht es auch mit der Behauptung, daß die mexikanische schwarze Bohne ungesund sei.

Es geschah häufig während der Revolution in Texas, daß Amerikaner von den Texanern gefangen genommen wurden. Oft wurden diese Gefangenen sogleich an Ort und Stelle ermordet, wie am Alamo und bei Goliad, aber später wurden viele von ihnen nach Mexiko gebracht. So oft man nun hörte, daß die Mexikaner in Texas geschlagen worden seien, nahmen sie einige Gefangene und erschossen sie, um den Mut des Volkes wieder zu beleben. Sie erschossen am liebsten unbewaffnete Texaner, wohl weil es gefahrloser war und man die Reisekosten sparte.

Um nun die zu erschießenden Gefangenen auszuwählen, gebrauchten sie Bohnen. Auf je zehn Gefangene thaten sie neun weiße Bohnen und eine schwarze in einen Hut und ließen sie ziehen: wer die schwarze zog, wurde erschossen. Dies ist der Grund, warum man sagt, schwarze Bohnen seien den Amerikanern gefährlich, aber heutzutage können sie dieselben getrost essen.

Der Durchschnitts-Mexikaner hat einen Widerwillen gegen alles, was körperliche Anstrengung erfordert; er ist sehr weichlich, außer wenn jemand hinter ihm drein reitet, oder beim Essen. In diesen beiden Fällen entwickelt er überraschende Thätigkeit, sonst zieht er sein „dolce far niente“ bei weitem vor. Er hat nichts von dem Kampfesmute der alten Spanier, obgleich man ihn immer noch einen Spanier und Hidalgo nennt. Das erinnert mich an die alte cubanische Münze, welche nur funfzehn Cents wert ist, obgleich sie noch immer ein Dollar genannt wird.

Die Mexikaner in Texas sind sehr faul, aber immer zufrieden und vergnügt; sie ertragen geduldig die Verachtung des stolzen Angelsachsen und steigen Nachts über seinen Zaun, um seine Hühner zu stehlen.

Fast die beiden einzigen Uebelstände in Mexiko sind die Revolutionen und die Blattern, sonst ist das Land gesund. Bei seinem schönen Klima würde dasselbe ungeheuer übervölkert sein, gäbe es nicht diese beiden Dinge, um die Bevölkerung nieder zu halten; beide können jeden Augenblick ausbrechen. Aber mit der Zeit wird sich das bessern. Vor der Hand aber betrachten die Mexikaner die Blattern wie jede andere Krankheit und können den Schrecken der Amerikaner nicht begreifen, welche lieber an etwas anderem sterben wollen.

Wenn ein Amerikaner die Blattern bekommt, wird er abgeholt und im Pesthaus untergebracht. Ließe er sich auf der Straße sehen, so würden seine besten Freunde sich weigern, mit ihm zu trinken und das Gesundheitscomité über ihn eine Sitzung halten. Diejenigen, welche die Nachbarschaft eines Blatternkranken nicht verlassen können, bringen ihre Zeit damit zu, sich vaccinieren zu lassen und sich die Arme gegenseitig zu besehen, ob es angegangen ist.

Folgender Vorfall aus San Antonio ist durchaus wahr.

Ein Mexikaner war wegen Trunkenheit und Unordnung vor

Gericht. Man sah schon von weitem, daß er die Blattern hatte. Sobald der Richter seinen Sitz eingenommen hatte, heftete er die Augen auf den Gefangenen und fragte:

„Wie heißt dieses elende Scheusal auf der Anklagebank?"

„Sein Name," sagte der Bezirksanwalt, „ist Don José Maria de Valgame Dios tres Palacios."

„Ich lasse die Sache gegen ihn fallen."

„Aber, Euer Ehren, der Mann ist schuldig."

„Kann sein; aber es giebt mildernde Umstände."



Mit Achtung behandelt.

„Was für Umstände sind das?"

Richter (leise): „Ich bin nicht geimpft."

Das Nationalgesundheitscomité sandte einen Mann aus, um zu sehen, wie in San Antonio die Blatternkranken behandelt würden. Er fand, daß die Patienten von der weißen Bevölkerung mit solchem Respekt behandelt wurden, daß, wenn einer von ihnen Commerce Street entlang ging, er die Mitte der Straße und beide Trottoirs ganz für sich allein hatte. Niemals wurde er vom Pöbel gestoßen oder niedergerannt.

In Mexiko ist es ganz anders: jemand, der die Blattern nicht gehabt hat, gilt für einen verdächtigen Charakter, und in

vielen Gegenden trifft man fast niemand ohne Pockennarben. Man behandelt die Krankheit mit Gleichgültigkeit, wenn man sie überhaupt behandelt. Wenn ein Familienglied daran darniederliegt, würde man es sehr übelnehmen, erschienen die Nachbarn nicht täglich, um nachzusehen, ob die Pocken gut herauskommen. Die Todesfälle schrecken niemand ab, im Gegenteil scheinen die Mexikaner erst dann recht gesellig zu werden, wenn täglich einige Todesfälle in der Nachbarschaft stattfinden. Sie laden einander ein, die Leiche zu besehen und vergleichen die Zahl der Pocken mit der an anderen Leichen; ist der Körper sehr stark entstellt, so wird dadurch der Schmerz der Verwandten sehr gelindert.

Ein Herr aus San Antonio befand sich in Laredo während einer Blatternepidemie und wollte aus Neugierde einem Leichenbegängnis beiwohnen. Der Tote lag im Nachbarshause und die Stadtmusikanten, bestehend aus einer Geige, einer Trommel, einer Harfe und noch ein paar anderen Musikinstrumenten waren gemietet worden, um das Begräbnis besonders feierlich zu machen. Es war gebräuchlich, zwei Stücke — einen lebhaften Walzer und eine mehr gefühlvolle Melodie — an dem Hause und zwei andere am Grabe zu spielen. Die Leiche war in dem Zimmer ausgestellt, und die Musiker begannen die „schöne blaue Donau“ oder etwas diesem sehr Aehnliches vorzutragen; alle waren sehr vergnügt und sagten, es sei das hübscheste Begräbnis seit langer Zeit, als der Orchesterchef ein Zeichen gab und alle in der Mitte eines Taktes zu spielen aufhörten. Jedermann war höchst erstaunt und fragte, was geschehen sei, um so die Feierlichkeit zu stören. Der Musikdirektor erklärte sich: er sei für eine Leiche gemietet worden, und siehe da! hier lagen zwei. Es war in der Nachbarschaft ein Kind gestorben, und da die Eltern zu arm waren, um die Musikanten zu bezahlen, und wußten, daß bei dem anderen Begräbnis jedenfalls Musik sein würde, so hatten sie ihr totes Kind herbei gebracht und neben die andere Leiche gelegt, ohne den Chef des Orchesters um Erlaubnis zu bitten. Dieser erklärte den bekümmerten Hinterlassenen, auf diese Weise könnte man verlangen, daß er für eine ganze Morgue Musik mache; sie möchten ihrer Leiche etwas vorpfeifen, denn keinen Takt weiter wolle er spielen. Die Leidtragenden machten ihm Vorstellungen, sie deuteten auf die Kleinheit der Leiche, und



„Ihr mögt Eurer Leiche was vorpfeifen“.

S. 246.

meinten, es koste nicht mehr Mühe, für eine Leiche zu fiedeln, als für einen ganzen Kirchhof. Wollte er nicht wenigstens etwas von dem Preise nachlassen? Aber er weigerte sich; er wollte für zwei ganze Leichen bezahlt sein. Man war in großer Verlegenheit, als der Amerikaner sich erbot, die fünfviertel Dollar, welche verlangt wurden, zu zahlen. Die trauernden Eltern weinten Freudenthränen. Der Fiedler begann von neuem und spielte einen lustigen Rundtanz, während der Professor an der Trommel so lustig darauf los schlug, daß er jedes Echo und jeden Esel in der Nachbarschaft wach rief.

Da wir von Eseln sprechen, so muß ich einen jungen, sehr eingebildeten Mann in San Antonio erwähnen, namens Humboldt Wilson, welcher sich vor kurzem für Wohnung und Tisch bei einer Familie Smithers eingemietet hatte. Der junge Smithers, nach Art der Knaben in San Antonio, reitet auf einem kleinen mexikanischen Esel umher. Nun stand Wilson kürzlich vor der Post, mit einigen Bekannten sprechend, als der junge Smithers auf seinem Esel vorbei ritt.

„Seit wann halten die Smithers einen Esel?“ fragte jemand.

„Sie haben ihn, seit ich bei ihnen wohne,“ antwortete Wilson. (Wildes Gelächter der Umstehenden.)

Es ist sehr schwer, einen Mexikaner vom anderen zu unterscheiden; sie scheinen alle in eine Form gegossen zu sein, und zwar eine etwas abgenutzte Form.

Eines Tages wurde ein Fall von Pferdediebstahl im Bezirksgericht in San Antonio verhandelt, welcher seltsam verlief. Damals wurden nicht viel Umstände gemacht, besonders mit Pferdediebstählen. Wenn ein Mexikaner eines solchen angeklagt wurde, so brauchte es wenig mehr, als zu sagen: „Meine Herren von der Jury, hier ist Euer Mexikaner!“ und sie riefen ohne weiteres: „Schuldig des Mordes im ersten Grad.“ Vielleicht ging es nicht immer so ceremoniös zu, aber man wendete nicht viel Zeit auf, um ihn ins Zuchthaus zu stecken.

Eines Tages wurde einer, namens José Maria Soundso, vor Gericht gebracht, um wegen Unregelmäßigkeiten bei Uebertragung von Vieh verhört zu werden. Der Gerichtshof hatte einen Advokaten ernannt, um ihn zu verteidigen, weil er selbst

einen solchen nicht bezahlen konnte, aber der Advokat war durch wichtigere Geschäfte verhindert worden, sich mit seinem Klienten zu besprechen, ja er hatte denselben noch gar nicht gesehen, als der Sheriff ihn hereinführte und auf einen Stuhl neben seinem Advokaten niedersitzen hieß. Nun war der Sheriff erst seit kurzem angestellt und konnte nicht einen Mexikaner vom anderen unterscheiden, und da es an Geschworenen fehlte, mußte er die Müssiggänger im Gerichtszimmer zur Ergänzung nehmen, wobei er auch den Gefangenen nahm und unter die Geschworenen brachte, um sich selbst zu verurteilen. Der Gefangene kannte das Verfahren nicht, und erhob keinen Einwand, und da ein anderer Mexikaner herein kam und den leeren Sitz des Gefangenen einnahm, so merkte der Advokat nichts, zumal er in der Zwischenzeit hinaus gegangen war, um etwas zu trinken. Die Jury wurde aufgerufen und eingeschworen, darunter natürlich der Gefangene, welcher seine Hand in die Höhe reckte, wie die anderen.

Jetzt wendete sich der Advokat zu dem Angeklagten, und da er kein Spanisch verstand, fragte er ihn auf englisch, ob er wirklich das Pferd gestohlen habe, wie er angeklagt war. Der Mann verstand kein Wort, aber wie es oft geschieht, wenn Mexikaner eine Frage nicht verstanden haben, antwortete er „Si Sennor,“ (Ja, mein Herr), worauf der Advokat sich erhob und dem Gerichtshof sagte, sein unglücklicher Klient erkläre sich für schuldig, aber er, der Advokat, wolle einige Worte an die Jury richten. Da der Bezirksanwalt keinen Einspruch that, so machte er eine große Anstrengung. Er bewies, daß sein Klient von einer edlen spanischen Familie abstamme, welche ihr Blut wie Wasser in den Indianerkriegen vergossen habe, wie er durch schlechte Gesellschaft ruiniert worden sei, schilderte die Verzweiflung seiner Familie, und trieb seine Beredsamkeit so weit, daß die ganze Jury mehr oder weniger gerührt war, ausgenommen der Pferdedieb, welcher kein Englisch verstand, und darum nicht sehr bewegt war. So wurde der Angeklagte nicht gehängt, sondern nur zu fünfjährigem Gefängnis verurteilt. Die Geschworenen, und unter ihnen der wirkliche Schuldige, wurden entlassen, während der Sheriff dem unschuldigen Mann auf dem Stuhl Handschellen anlegte und ihn ins Gefängnis abführte. Ohne Zweifel war er sich irgend einer

anderen Schurkerei bewußt, denn er ließ sich alles ruhig gefallen. Der schuldige Geschworene aber begriff den Vorgang und machte sich davon.

Unterdessen suchten die Freunde des eingesperrten Mexikaners die ganze Stadt nach ihm ab, aber umsonst; zuletzt wurde er im Gefängnis entdeckt, mit Handschellen. Da er wohlhabend war und Einfluß besaß, setzte ein Advokat ihn durch einen Habeas corpus-Befehl in Freiheit. Bei der Untersuchung kamen alle diese Dinge zum Vorschein, und der Advokat, der die Verteidigung besorgt hatte, wurde weidlich verspottet. Richter Thomas J. Devine, vor welchen der Habeas corpus-Befehl gebracht wurde, und Richter John H. Duncan, Stadtanwalt von Houston, werden gern die erzählten Thatsachen bestätigen.

Einen besonderen Zug von San Antonio bilden die Gräben, welche die Stadt in verschiedenen Richtungen durchziehen. Sie sind ungefähr drei Fuß tief, ebenso breit und führen laufendes Wasser von zweifelhafter Farbe. Der alte Herr ging mit mir aus, um mir den Alazan-Graben zu zeigen.

„Habt Ihr,“ sagte ich, indem ich Mr. Spoffords Skizze von San Antonio in Harpers Magazin citierte: „habt Ihr jemals das Wasser dieser Gräben wie Diamanten im lustigen Sonnenschein glitzern und blinken sehen?“

Sagte er: „Wie so?“

Ich citierte ihm die Statistik aus Harper noch einmal.

„Nein, nicht seit ich das Trinken gelassen habe, aber ich erinnere mich, daß es sonst so auszusehen pflegte, besonders am 4. Juli und zu Weihnachten.“

„Sind diese Gräben heutzutage noch nützlich? Jemand muß doch daraus Vorteil ziehen, sonst würden sie zugefüllt werden.“

„Ja, die Aerzte. Diesen sind die Gräben sehr nützlich, weil sie viel Fieber erzeugen. Und nicht nur den Einwohnern nützen sie, sondern auch den Fremden, welche des Nachts oft nicht wissen, wo sie sich befinden, bis sie in einen von ihnen hinein fallen. Seht Ihr, als die Spanier zuerst hierher kamen, war das Klima so trocken, daß man nichts anpflanzen konnte. Der erste Schritt, den sie thaten, um das Wetter zu ermutigen, war, daß sie Prozessionen anstellten und Heiligenbilder an den

Bäumen aufhingen, aber das nützte niemandem, mit Ausnahme vielleicht der Pfaffen. Als sie sahen, daß dadurch das Klima sich nicht änderte, veranlaßten sie einen von ihnen, eine Vision zu haben, und er bekam sie in derselben Nacht. San Antonio erschien ihm und winkte ihm, zu folgen. Der Priester folgte und befand sich in unglaublich kurzer Zeit an der Quelle des Flusses.

„Nun,“ sagte San Antonio, welcher bis dahin nicht gesprochen hatte, „seht Ihr die Quelle des Flusses?“

Der Priester bejahte es.

„Wißt Ihr, was ich will, das hier geschehen soll?“

Der Priester schüttelte den Kopf und sah so unwissend als möglich aus.



St. Antonius und der Priester.

„Das Wasser ist ohne Wert, so wie es ist, und nützt niemandem, es ist ein unnützer Diener; und ich denke, es muß verdammt werden.“

Der Priester betrachtete seinen Gefährten mit Entsetzen. Könnte nicht Satan, als San Antonio verkleidet, ihn hierher gebracht haben, um ihn zu verspotten?

„Ich meine,“ sagte San Antonio, „das Wasser sollte eingedammt werden, um es hoch genug zu heben zur Bewässerung des Thales. Ich will es Euch erklären.“

Dann nahm er den Priester bei Seite und erklärte ihm, wie leicht es ihm werden würde, in Verbindung mit einem Kapitalisten alles Land, welches längs der zu ziehenden Bewässerungsgräben lag, für eine Kleinigkeit anzukaufen. Dann könnt Ihr auch die Ratsmitglieder erkaufen, indem Ihr jedem ein Stück ablaßt; so werden sie die Gräben mitten durch Eure Besitzung ziehen lassen, und ihr Wert wird um fünfhundert Prozent steigen. Ich sage Euch, hier ist etwas zu machen, wenn es richtig angegriffen wird.

„Und welchen Nutzen bei diesem Geschäft verlangt Ihr selbst?“ fragte der Pfaffe, welcher nun wohl einsah, daß er nicht den Teufel vor sich hatte, sondern einen armen Heiligen ohne Geld, der ein ehrliches Geschäft machen wollte.

San Antonio lächelte und sagte: „Ihr vergeßt, daß ich nicht von dieser Welt bin und durch ihre eitle Habgierde nicht bewegt werde. Aber ich will Euch sagen, was Ihr für mich thun sollt. Seht Ihr, da wo ich lebe, sind die anderen einigermaßen geneigt, auf mich herab zu blicken; alle Heiligen von einigem Rang und Namen haben irgend eine Stadt oder einen Fluß, der nach ihnen benannt ist und ihnen gehört. Da ist St. Louis: Ihr solltet ihn prahlen hören mit der Stadt, deren Patron er zu sein behauptet; St. Peter macht Anspruch auf Petersburg und St. Lorenz spricht von weiter nichts, als von seinem Flusse. Ich bin dieser Redereien müde, darum will ich, daß Ihr diese Stadt und den Fluß nach mir benennt. Eines Tages wird Eure Stadt die größte in ganz Texas sein, und es wird ein Tag kommen, wo ich vor keinem von ihnen den Hut zu ziehen brauche.“

Der Priester versprach, dafür zu sorgen, und der Heilige verschwand so schnell, als er gekommen war.

Ich wagte, dem alten Herrn zu entgegnen, daß seine Erklärung von dem Ursprung des Namens nicht mit der Geschichte übereinstimme.

„Hol’ der Teufel die Geschichte! Was ich Euch erzählt habe, ist nicht Geschichte, sondern Wahrheit.“

Größere Ehren, als daß San Antonio nach ihm benannt wurde, standen dem heiligen Antonius von Padua einige Jahre später bevor. Die „Revista“ von Lissabon publizierte vor nicht langer Zeit eine alte Nachricht, welche sich in den Archiven von Rio de Janeiro vorgefunden hat. Es scheint, daß König Johann der Sechste von Portugal, als er im Jahre 1814 Regent war, entweder als Dank für eine Gunstbezeigung des Heiligen, oder in der Hoffnung, etwas von ihm zu erlangen, ein Dekret erließ, in welchem er, nachdem er dargelegt hat, was für ein edler Heiliger St. Antonio sei, und wie viel die portugiesische Nation ihm schulde, folgendermaßen fortfährt:

„Infolge davon haben Wir beschlossen, den genannten heiligen St. Antonio zu der Würde eines Oberstlieutenants der Infanterie

zu ernennen, mit dem Solde, welcher dieser Stelle zukommt, welcher von Unserem Feldmarschall, Ricardo Xavier Calval da Cunha, dem Kommandanten der Truppen in Unserer Hauptstadt ausgezahlt werden wird. So soll es geschehen. Zur Beglaubigung unterzeichnen wir dieses Dekret mit Unserer königlichen Hand.

Gegeben in Unserer Hauptstadt, am 31. August 1814."

Es wird behauptet, daß der Name des Heiligen noch heute auf der Soldliste steht; folglich hat irgend jemand seinen Sold bis jetzt bezogen. Wir können uns vorstellen, daß San Antonio jetzt ebenso stolz auf die Bürgerlichen herabsieht, wie die Schutzpatrone von St. Louis, St. Thomas nnd St. Petersburg.

Da ein Teil meiner Geschäfte in San Antonio darin bestand, so viel Wahrheiten zu sammeln, als möglich, so fragte ich den alten Herrn, ob er wüßte, wer die Gräben hergestellt habe.

„Die Indianer gruben sie. Die Priester sagten ihnen, daß sie keine Hoffnung hätten, in den Himmel zu kommen, wenn sie nicht fleißig daran arbeiteten; und da die Indianer ihnen glaubten, so schlugen sie sich um die Erlaubnis, diese Gräben auszuheben. Habt Ihr jemals von solcher Dummheit gehört? Wenn diese Indianer civilisiert und erzogen gewesen wären, hätten sie gewußt, daß das wahre Mittel, um in den Himmel zu kommen, darin besteht, eine Kirche zu bauen, ein härenes Hemd zu tragen, bis man Schwielen auf dem Rücken bekommt, seinen Magen Freitags zu mißhandeln, und jedermann zu verfolgen, der nicht an die eigenen religiösen Lehren glaubt. Aber sie waren unwissende Wilde und wußten es nicht besser, als daß es verdiestlich sei, Gräben zu machen. Sie hatten nicht genug Verstand, um selbst zu denken, und hätten sie ihn gehabt, so waren sie zu faul dazu."

Der alte Herr wollte eben eine theologische Beweisführung anfangen, als ich zu Tische gerufen wurde. Ungeheuere Mengen von Gemüse und Früchten werden in den Gärten erzeugt, welche diese Gräben bewässern. Sie sind für die San Antonianer dasselbe, wie der Nil für die Aegypter oder der Ganges für die Hindus.

23. Kapitel.

In Ländern, wo lebhafter Gemeinsinn herrscht, ist der Kirchhof eine von den anziehendsten Oertlichkeiten. Durch die stille Stadt der Toten zu wandeln und zu bemerken, wie viel richtiger wir heute schreiben können, als unsere Voreltern, erfüllt uns mit Stolz und flößt uns eine hohe Meinung von uns selbst ein.

Obgleich es eine der ältesten Städte der Vereinigten Staaten ist, besitzt San Antonio doch keinen alten Kirchhof. Ein Antiquar könnte Monate lang die alten Ruheplätze der Bewohner von 1690 bis 1800 durchsuchen, und würde nicht durch den Fund einer einzigen Sargplatte belohnt werden. Die ersten Bewohner des Thales waren Indianer, welche in barbarischen Zuständen lebten und, so viel wir wissen, sich keiner Kirchhöfe erfreuten. Sie scheinen ohne ärztlichen und geistlichen Beistand abgeschieden zu sein, und kannten den Pomp einer Musikbande bei ihrer Beerdigung nicht; das einzige, was ihren Zuständen mit den unseren gemeinschaftlich sein konnte, war das Vorhandensein einer Leiche. Wie dankbar müssen wir für die Wohlthaten unserer jetzigen Civilisation sein!

Nach den besten Nachrichten wurde der erste Begräbnisplatz auf der Westseite des San Pedroflusses eingerichtet; aber noch bis zum Jahre 1840 war es ein gefährliches Unternehmen, die Toten auf dem regelmäßigen Kirchhof zu begraben, wegen der heidnischen Indianer. Vielleicht erklärt dies die Thatsache, daß die Fußböden der verschiedenen Kirchen die dicht zusammengepackten Körper der früheren Einwohner bedecken.

Um die Zeit des mexikanischen Krieges scheint ein regelmäßiges Verfahren bei den Begräbnissen stattgefunden zu haben. Neben dem katholischen Gottesacker war ein großes Stück leeren, eingezäunten Landes, worin alle Ungläubigen begraben wurden, und nach einer Schätzung sind dort etwa dreitausend Protestanten und andere Sünder zur Ruhe gekommen. Ueber ihren Resten weidet Vieh, sind Straßen angelegt worden, und gegenwärtig ist es ein Lieblingsplatz für Ballspieler, welche da den Sabbath feiern.

Von allen, welche auf diesem „Töpfers Feld" ruhen, ist nur das Grab eines einzigen bezeichnet: Im Jahre 1849 wurde das Grab des heroischen Ben Milam, welcher bei der Erstürmung von San Antonio im Jahre 1835 gefallen und im Hofe des Veramendi House beigesetzt worden war, geöffnet, und die Gebeine in der Mitte eines eingeschlossenen Platzes begraben. Vor einigen Jahren bezeichnete jemand die Stelle mit einem Steine und einer passenden Inschrift. Bis zu der Zeit, wo der Stein über die sterblichen Ueberreste des größten Mannes der Texaner Geschichte gelegt wurde, war die Straße von San Antonio nach Fredericksburg über sein Grab gegangen.



Ein Stadtkirchhof.

Die ganze Stadt ist ein weiter Kirchhof; man hört die lustige Stimme und den breiten Dialekt des irischen Arbeiters aus dem „schweigenden Grabe" manches vergessenen spanischen Tapfern heraus, und die Schaufel wirft ihre Gebeine umher, so oft ein Gasrohr gelegt wird.

Das militärische Hauptquartier des Departements von Texas ist in San Antonio; das Regierungsdepot, aus behauenen Steinen erbaut, liegt auf einer Anhöhe im Nordosten der Stadt und enthält die hauptsächlichsten Kriegsvorräte.

Das Departement Texas umfaßt den ganzen Staat und einen Teil des Indianer-Territoriums; es steht unter dem Befehl des General Ord. Es enthält zwölf Militärposten, welche ungefähr 1400 Meilen Grenze beschützen sollen. Die Regierung will, daß die Soldaten die Grenze schützen und die Mexikaner und Indianer hindern sollen, das Vieh des abgehärteten Grenzers zu stehlen; aber bis jetzt sind sie den Räubern noch nicht so beschwerlich geworden, um den Profit ihrer Züge ernstlich zu vermindern, oder die Gefahr zu erhöhen.

Bisweilen wirkt der mexikanische Grenzkommandant jenseits des Rio Grande mit General Ord zusammen, um die Grenzverbrecher zu entmutigen, bisweilen thut er es nicht. General Trevino befehligte die mexikanischen Grenztruppen, als wir in San Antonio waren, und man glaubte allgemein, daß er sehr wünschte, die Räuber, welche die Bewohner von der Texaner Grenze jahrelang gequält hatten, zu unterdrücken, und daß er zu diesem Zweck seine Truppen mit denen des General Ord vereinigen wollte. General Trevino war in der Zeit, von der ich spreche, sehr thätig gewesen und hatte eine kleine Bande indianischer Viehdiebe verfolgt und eingefangen. Er wurde nach San Antonio eingeladen, wo die Bürger ein Banket ihm zu Ehren anstellten. Ich hatte eine interessante Unterhaltung mit Oberst Mocha über Grenzräubereien. Der Oberst ist Eigentümer einer bedeutenden Materialwaarenhandlung en gros, seine Hauptgeschäfte macht er mit den Militärposten an der Grenze.

„Ich sah Euch nicht beim Empfang des General Trevino. Es war sehr hübsch,“ bemerkte ich. Der Oberst brummte, als hätte er unreife Aepfel gegessen.

Ich fuhr fort: „General Ord ist überzeugt, daß der Grenzraub der Vergangenheit angehört. Künftig wird der weißbeschwingte Friedensbote die Grenzverhältnisse regeln, während der Krieg, der grimmige Krieg, die Falten seiner Stirn glätten wird und —“

„Bitte, haltet ein, junger Mann. Hört mich einige Minuten an. Haltet Ihr mich für einen Mann von gesundem Geist?“

„Ei ja, Oberst; darüber habe ich keinen Zweifel.“

„Entweder bin ich reif fürs Narrenhaus, oder dieses Volk, welches den General Trevino umwinselt und bewirtet hat. Leide ich an einem Anfang von Hirnerweichung? Werden meine schlimmsten Befürchtungen zur Wahrheit?“ Und er rieb die Hände am Gehäuse seiner Gedanken.

„Mein Freund,“ fuhr Oberst Mocha fort, „wißt Ihr, daß die Vereinigte Staatenregierung jährlich gegen zwei Millionen



Ich bin ein ganzes Hospital.

in diesem Departement verschleudert, und daß das meiste davon gerade hier in San Antonio ausgegeben wird? Ist es Euch niemals eingefallen, daß diese zwei Millionen das Wasser sind, welches die Mühle im Gang erhält? Wißt Ihr nicht, daß Texas von den Grenzposten abhängt, welche seinen Mais, sein Heu, Holz, Futter und andere Vorräte aufkaufen? Wißt Ihr nicht, daß, wenn das militärische Hauptquartier verlegt würde, der Stadtrat Mähmaschinen auf Kredit kaufen müßte, um das Gras in Commerce Street niederzuhalten? Ach, ich bin krank, ich bin krank: ich allein bin ein ganzes Hospital!“

„Aber bitte, Oberst, erklärt mir, wie der Besuch des General Trevino so schlimme Folgen haben soll?“

„Ich wundere mich gar nicht, daß Ihr nicht sehen könnt, wofür die schärfsten Geschäftsleute blind sind. Aus welchem Grunde unterhalten die Vereinigten Staaten Truppen hier an der Grenze? Wem sind wir Dank schuldig für allen diesen Ueberfluß und die Ausgabe der Millionen, wenn nicht eben diesen Kickapoos und Lipans, welche getötet, gefangen und entmutigt worden sind von eben diesem General Trevino? Ich möchte ihn draußen im Walde haben; ich wollte ihm zeigen, daß der arme, verachtete Indianer immer noch einige Freunde hat; ich wollte ihn lehren, Westtexas auf diese Weise zu ruinieren. Fünfundachtzig Indianer gefangen und sechs erschossen, ist das möglich! Es sind ihrer nicht genug übrig, um einmal im Jahr einen Raubzug anzustellen, und die Folge davon wird sein, daß alle Truppen aus diesem Departement nach Dacotah oder Nevada geschickt werden und die dortigen Kaufleute und Lieferanten werden uns buchstäblich unser Geld stehlen. Ich mag gar nicht weiter davon reden; es macht mich krank. Und nachdem dieser General Trevino uns fast ruiniert hat, gehen ihm diese Bürger entgegen und bewillkommnen ihn, als hätte er jedem von ihnen ein Geschenk von zwanzig Dollars gemacht.“

„Aber Oberst, Ihr vergeßt die getöteten Menschen und das geraubte Vieh.“

„Das vergesse ich gar nicht. Von Zeit zu Zeit in großen Zwischenräumen kommen diese armen Indianer herüber, töten ein halb Dutzend mexikanische Hirten und treiben einiges Vieh weg. Nun, bei allem was heilig ist, kann denn Westtexas nicht den Verlust von einigen mexikanischen Hirten ertragen, wenn es dafür gegen zwei Millionen Dollars an Regierungsausgaben erhält? Ja, ich wollte lieber den Indianern zu Hülfe kommen, als erleben, daß die Truppen weggeschickt werden. Ist es nicht besser, daß einige wenige Leute an der Grenze umgebracht und skalpiert werden, als daß wir alle Hungers sterben? Und da haben wir nun einen solchen höllischen Lärm gemacht, daß die mexikanische Regierung gedacht hat, es wäre unser Ernst und nun wirklich daran gegangen ist, diese Indianer umzubringen, die einzigen

wahren Freunde, die wir in Mexiko hatten. Nein, es ist zu schlimm. Irgend etwas sollte dagegen gethan werden."

Ich sagte: „Vermutlich sind noch einige Indianer übrig geblieben, um die Raubzüge scheinbar aufrecht zu halten — jedenfalls genug, daß die Truppen hier bleiben. Aber, wie Ihr sagt, es scheint allerdings, als hätte man in der Unterdrückung der Räubereien zu viel gethan. Mäßigkeit ist zu allen Dingen gut."

„Wenn," sagte der Oberst, „noch einige Indianer übrig sind, welche uns mit einem gelegentlichen Raubzug aus der Not helfen wollen, so wird General Trevino sie in Stücken hauen, sobald er zurückkommt, nach den Ovationen, die ihm hier und in Galveston dargebracht worden sind. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er bei seiner Zurückkunft einen anderen Haufen unserer indianischen Freunde wird erschießen lassen, und dann wird er wieder einen Ausflug herüber machen, dann aber wird er weit gehen müssen, wenn er General Ord und seine Truppen finden will. Nicht ein Mann wird mehr im Departement sein. Ich vermute, General Ord wünscht, nach dem Norden versetzt zu werden, darum hat er diesen Trevino zu seinen Angriffen auf unsere indianischen Verbündeten ermutigt."

„Nun, Oberst, wie sollen wir dem abhelfen?"

„Erstlich möchte ich ein riesiges Indignations-Meeting auf den Platz berufen. Der erste Beschluß würde sein: den mexikanischen Konsul in San Antonio, Sennor Ornelas, zu ersuchen, daß er von seiner Regierung die Entfernung des Generals Trevino wegen schwerer Verbrechen und Missethaten verlange, weil er Kickapoo- und Lipan-Indianer getötet und sonst entmutigt hat, und zwar in tiefem Frieden, während die räuberischen Indianer die besten Freunde und Wohlthäter von Westtexas sind; dazu soll General Trevino diesen Indianern ihre Waffen, Ponies, Texanerskalpe und alles andere persönliche Eigentum zurückgeben. Durch den zweiten Beschluß soll ein Comité ernannt werden, um eine Kollekte für Witwen und Waisen solcher Indianer zu machen, welche auf Befehl unseres Feindes General Trevino erschossen worden sind, welcher in effigie verbrannt werden sollte. Aber was nützt das Reden; heutzutage giebt es keinen Gemeinsinn mehr."

Der Oberst würde ohne Zweifel mehr gesagt haben, hätte

er sich nicht krank gefühlt. Er mußte mich verlassen, um ein Stärkungsmittel zu suchen.

Allerdings ist ein großer Teil der Lebhaftigkeit, die man in San Antonio bemerkt, eine Folge der Gegenwart des militärischen Hauptquartiers. Kaum wird man irgendwo in der Stadt sich umsehen können, ohne die Buchstaben U. S. auf irgend einem Gegenstand zu finden. Bisweilen befinden sich die allgegenwärtigen Anfangsbuchstaben auf einem Maultier, einer Soldatenmütze, einem Regierungswagen, und nicht am seltensten auf der zerlumpten Wolldecke eines jener elenden Bettler, welche man an jeder Ecke antrifft.

Der Schulknabe in San Antonio überarbeitet sich nicht und besitzt Mittel genug, sich die Sorgen zu vertreiben. Er ist mit all' den verschiedenen Spielen vertraut, welche mit den Jahreszeiten regelmäßig auf einander folgen. Im Winter und ersten Frühling läßt er Drachen steigen und verschuldet dadurch oft das Durchgehen von Pferden, Zerbrechen von Wagen, und noch Schlimmeres. Wenn, dank der Polizei, der Drache abgeschafft ist, zerstreut er sich beim Ballspiel und wird den Fensterscheiben gefährlich; dann läßt er seinen Kreisel um die Beine achtungswerter Bürger tanzen, und dann bricht die „Negerschießer"=(Blasrohr=)Manie aus. Ein einziger lebhafter Knabe mit dem Negerschießer, der sein Geschäft versteht, richtet unendliches Unheil an und kann ein ganzes Quartier in Aufruhr bringen. Wenn ihm auch dies von der Polizei gelegt worden ist, bleibt ihm nichts übrig, als die Marmorkugeln und damit bereitet er sich auf seinen künftigen Spielerberuf vor. Alle diese unschuldigen Unterhaltungen folgen so regelmäßig auf einander, wie Ziegenpeter, Masern, Scharlach und andere Kinderkrankheiten. Ein Zeitvertreib, der keine Jahreszeiten kennt, besteht darin, eine leere Austernbüchse an dem hinteren Fortsatz eines Hundes mit Bindfaden zu befestigen; in müßigen Augenblicken wendet er seine Aufmerksamkeit der Obsternte zu.

Auf einem Abendspaziergang bemerkten wir einige Damen und Herren, welche ruhig die Straße hinabgingen und die kühle Abendluft genossen. Sie lachten und schwatzten und waren offenbar sehr heiter, als sich plötzlich die Luft mit weiblichem Kreischen und Warnrufen erfüllte, und die Gesellschaft auseinander stob

wie eine Brut Wachteln. Sie sprangen in die Höhe und fochten mit Armen und Beinen in der Luft. Dann eilte einer davon weg und kam sogleich mit einem Arm voll Steine wieder, die er mit furchtbarer Energie und schweren Verwünschungen nach einem auf dem Boden liegenden Gegenstande schleuderte. Eine ungeheuere Schlange wand sich über die Straße. Der Herr mit



Ich will ihn holen.

den Steinen verfolgte das Reptil, während ein großer alter Mann sich von Zeit zu Zeit bückte und ihm eins mit seinem Stock versetzte. Da, nimm das! rief er, wenn er einen besonders wirkungsvollen Schlag geführt hatte. Da flog ein Stein des anderen Kämpfers heftig gegen seinen Ellenbogen, und nun ge= rieten diese beiden in wütenden Streit, den ein dritter, der bei Seite stand, zu schlichten suchte. Unterdessen zog ein schönes

Exemplar eines Texaner Knaben, der hinter einem Baume stand, an einem langen Bindfaden einen gefährlich aussehenden Lederstreifen an sich, schüttelte sich und murmelte: „Welche Lust ein Knabe zu sein."

Die Aufregung ging vorüber, der Junge legte seine Schlange wieder aus und wartete. Zwei Soldaten vom zweiundzwanzigsten Infanterie-Regiment kamen daher. Gerade als sie das Reptil erreichten, wand es sich zusammen und machte einen Sprung auf sie zu, worauf es über die Straße zu kriechen begann. Einer der Soldaten sprang in die Höhe, während der andere furchtlos den Kopf des giftigen Wurmes mit dem Stiefelabsatz zu zerquetschen suchte. Er sah den Knaben auf der anderen Seite der Straße und rief ihm gutmütig zu: „Lauf', Söhnchen, lauf', sie kriecht nach Dir zu." Der Knabe, welcher glaubte, der Soldat wolle ihn bestrafen, lief eilig davon, die Schlange dicht hinter ihm her, und der Soldat hinter der Schlange. Was zuletzt daraus wurde, weiß ich nicht, sie verschwanden hinter der Ecke; und einige entrüstete Zuschauer sprachen davon, den Soldaten zu lynchen, weil er ein Kind gemißhandelt habe.

24. Kapitel.

Einst wohnten in San Antonio in demselben Hotel und in benachbarten Zimmern ein Schwindsüchtiger aus Connecticut und ein Handelsreisender aus New-York. Dem letzteren fehlte es an Geld, aber er besaß einen schönen Revolver, und er wollte versuchen, ihn zu verkaufen. Er sagte zu sich: „vielleicht wünscht der hungrig aussehende Texaner neben mir eine Pistole zu kaufen." So steckte er die Waffe in seine Brusttasche und ging in des Nachbars Zimmer.

Der Kranke aus Connecticut hatte von einem berüchtigten Desperado gelesen, für dessen Einfangung eine große Belohnung ausgeschrieben war, und meinte, die Beschreibung passe auf seinen unbekannten Besucher; darum, als der New-Yorker eintrat, die Thür zumachte und die Hand in seine Brusttasche steckte, fing der Invalide an zu zittern und an sein vergangenes Leben zu denken.

„Was wünscht Ihr?" fragte er.

Der Reisende zog einen großen Revolver mit Elfenbeingriff heraus (gerade wie der des Desperado beschrieben wurde) und sagte:

„Ich wünsche fünfundzwanzig Dollars für dieses Pistol."

Die Hand des Kranken zitterte so stark, daß er kaum den Weg zur Tasche finden konnte.

„Es ist eine gute Waffe," sagte der Handelsreisende, „und versagt nie," wobei er den Hahn zur Hälfte aufzog.

„Hier ist Euer Geld," ächzte der Kranke.

Der Verkäufer nahm das Geld, dankte ihm, legte das Pistol auf den Tisch und ging.

Sobald die Thür sich geschlossen hatte, that der Mann von Connecticut einen tiefen Seufzer der Erlösung und sagte zu sich: „Ich bin froh, daß der Desperado mein Geld angenommen und mein Leben verschont hat. Was für ein Land, wo man beim hellen Tageslicht im Hotel beraubt wird! Morgen kehre ich nach dem Norden zurück.

Sobald der New-Yorker in sein Zimmer zurückkam, bemerkte er: „Ich habe Glück. Ich bin froh, daß dieser alte Texaner Desperado meinen Revolver gekauft hat. Ich möchte wissen, wie viele Leute er damit erschießen wird. Ich will mich hier fort machen, da ich nun meine Rechnung bezahlen kann."

Kurze Zeit darauf brachten die Zeitungen im Norden eine wunderbare Geschichte, wie ein Texaner Desperado einen Kranken im Hotel in San Antonio beraubte. Es ist erstaunlich, auf wie schwach begründete Thatsachen einige Zeitungen des Nordens eine ungeheuere Entfaltung von wohl dargestelltem Schrecken und pharisäischem Abscheu gegen texanische Barbarei stützen können. Wenn der phantasiereiche Redakteur einer New-Yorker oder Bostoner Zeitung eine ungewöhnlich dumme Geschichte zum Beweis der Schlechtigkeit der menschlichen Rasse ausgeheckt hat, so glaubt er Unrecht zu thun, wenn er sie nicht in San Antonio spielen läßt.

Der harmlose Spaß, den man ein Stiergefecht nennt, hat seit fünf oder sechs Jahren in San Antonio nicht stattgefunden; alle sogenannten Stiergefechte, welche hier seit 1849 vorgekommen sind, waren nichts weniger als so tragisch, wie man dem Publikum vorgemalt hat. Als die Stiergefechte noch nicht polizeilich verboten waren, war der Kampfplatz durch einen Bretterzaun abgegrenzt, welcher dem heroischen Matador kräftigen Schutz gewährte, denn er konnte leicht darüber springen, wenn der Stier bei seinen wilden Versuchen, zu entkommen, etwa auf ihn zu kam. Ich will die Wahrheit durchaus nicht verbergen. Bei einer oder zwei Gelegenheiten sind die Kämpfer nicht unbeschädigt davon gekommen. Anno 1853 wurde ein junger Mexikaner, der sich durch Furchtlosigkeit und wunderbare Behendigkeit auszeichnete, schwer verwundet durch einen Splitter von einem Viertelzoll

Länge, als er in großer Eile über den Zaun kletterte; der Splitter drang sogar durch den Sitzteil von einem Paar alter Bucksкinhosen, die er für diese Gelegenheit geborgt hatte. Aber solche schreckliche Scenen waren selten, aber doch war bei einer anderen Gelegenheit im Jahre 1739 einer der Stierfechter müde geworden und in der blutgetränkten Arena eingeschlafen; der wütende Stier suchte einen Ausweg, stolperte über den schlafenden Matador, und das arme Tier brach dabei ein Bein und mußte erschossen werden. Dies soll das größte Stiergefecht gewesen sein, das jemals in San Antonio gehalten wurde; alle anderen waren im Vergleich harmlos. Es giebt noch eine neblige Legende, nach welcher Anno 1773 eine alte Kuh an der Stelle des gewöhnlichen wütenden Stieres gebraucht wurde; ein Mexikaner, welcher in der Arena den blutigen Gladiatoren Erdnüsse verkaufte, ward von ihr angegriffen, und als er gerade über den Zaun kletterte, half ihm die Kuh noch etwa funfzehn Fuß höher hinauf. Beim Herabfallen ruinierte er des Generalgouverneurs (Don Bustamantes) neuen Cylinder; aber der Generalgouverneur nahm es nicht übel, sondern glättete seinen Hut und sagte: „Lieber Freund, Ihr scheint zu glauben, heute wäre Himmelfahrt.“ Aber auch dieses ist nicht sicher erwiesen.

Es ist wahr, daß man 1878 einen Kampf zwischen einem zahnlosen, altersschwachen, schwindsüchtigen Löwen und einem Stier anzustellen versucht hat; aber es fand kein nennenswerter Kampf statt, und die schauwütigen Herren aus dem Norden, welche die Sports des römischen Amphitheaters wieder zu beleben suchten, machten ein finanzielles Fiasco damit und kamen unter den Hammer. Aber in den Zeitungen wurde alles auf Rechnung der Brutalität der San Antonianer gesetzt.

Manche von den fremden Kranken werden in San Antonio stark enttäuscht. Ich sah einen davon vor kurzem, welcher in den Zeitungen im Norden gelesen hatte, der Tag des Herrn werde in San Antonio durch Stierkämpfe entweiht; er glaubte jedes Wort davon und noch ein gut Teil mehr. Er fühlte sich dadurch so unaussprechlich geärgert, daß er es für seine Pflicht hielt, seiner Gesundheit halber nach San Antonio zu kommen, wo er diese Stierkämpfe in aller ihrer ursprünglichen Sündlichkeit sehen könnte. Sobald er aus dem Wagen gestiegen war,



Stiergefecht in San Antonio. S. 264.

erkundigte er sich, ob er noch rechtzeitig zu dem Stiergefecht einträfe. Er behauptete, diese Kämpfe seien ein Schimpf für die amerikanische Civilisation, und er sei nach Texas gekommen, um seiner Gesundheit willen. Als er erfuhr, daß der Stadtrat die Stiergefechte verboten hatte, schien er verletzt. Er wartete eine ganze Woche, in der Hoffnung, durch ein Bowiemesserduell auf dem Hauptplatz entschädigt zu werden; aber da sein Appetit immer schlechter wurde, kehrte er nach Hause zurück. Er warnt Kranke in den Zeitungen davor, nach Texas zu kommen, da die angeblichen Stiergefechte sich als eine Mythe erwiesen und das Klima für andere als gesunde Leute viel zu staubig sei. Kurz, San Antonio ist kein passender Platz für einen Kranken, der an Sehnsucht nach einem Stiergefecht leidet.

Um ein Packet Rauchtabak und eine Pfeife zu kaufen, trat der Doktor in einen Laden, vor welchem die Statue eines der zuerst im Thal von San Antonio Bekehrten stand. Im Laden befanden sich Mann und Frau, welche nach Ansehen und Sprache erst kürzlich aus dem Norden gekommen zu sein schienen. Als der Doktor seinen Tabak bekommen hatte und bezahlen wollte, sagte der Eigentümer:

„Ihr habt noch nicht Pelon bekommen."

Der Doktor hatte nicht die geringste Idee, was Pelon sein möchte. Es konnte ja der spanische Name für Blattern sein, oder auch ein mexikanisches Gericht, hinreichend mit rotem Pfeffer gewürzt, um einem ein Loch in den Gaumen zu brennen. Aber der Doktor erlaubt niemandem zu glauben, daß es im Himmel oder auf Erden, in den Gewässern oder unter der Erde irgend ein Ding giebt, mit dem er nicht so vertraut wäre, als hätte er es selbst gemacht; darum antwortete er mit voller Sicherheit: „O ja, ich hatte es, als ich noch ein Kind war, auf beiden Seiten und sehr schlimm; aber dank meiner guten Konstitution und dem Umstand, daß kein Doktor in der Nähe war, kam ich durch."

„Ihr habt Euer Pelon noch nicht bekommen."

„O," sagte der Doktor, „ich verstand Euch zuerst nicht recht: ich habe mein Pelon noch nicht bekommen."

Der Doktor begriff, daß er einen Irrtum begangen hatte; Pelon war keine Krankheit, wie er zuerst gedacht hatte; wahr=

scheinlich war es ein neu erfundenes Getränk. Der Kaufmann sollte nicht denken, der Doktor wäre nicht mit Pelon bekannt, darum sagte er: „Nein, ich habe mein Pelon noch nicht genommen, aber wenn Ihr mir Gesellschaft leisten wollt, können wir hier um die Ecke gehen und es zu uns nehmen."

Der Kaufmann brach in ein unmäßiges Gelächter aus, so daß der Doktor eine Weile warten mußte, bis er sich wieder beruhigt hatte.

„Wieder ein Fremder mit Pelon zum Besten gehabt! Mir ist es schlechter damit ergangen. Glaubt Ihr mir, daß meine Unwissenheit, was Pelon ist, mich fast ins Armenhaus gebracht hätte? Ich kam ganz nahe an den Bankerott, den echten, altmodischen Bankerott, wo einem gar nichts übrig bleibt."

„Wie ging das zu?" fragte der Doktor.

„Seht Ihr, ich und meine Frau kamen vollkommen fremd hier an; wir wußten nichts von den Sitten und Gewohnheiten des Volkes. Wir eröffneten ein hübsches Materialwarengeschäft mit allem, was das Publikum braucht. Der erste Kunde, sobald er seine Einkäufe besorgt hatte, sagte: Gut, nun gebt mir noch etwas Pelon. Ich wußte nicht, was es war; da ich aber meine Unwissenheit nicht zeigen wollte, sagte ich ihm, meine Waren wären noch nicht alle angekommen, und mit dem nächsten Güterzug würde ich eine Menge Pelon erhalten. Er ging offenbar unzufrieden hinweg und am folgenden Tag sah ich ihn aus einem anderen Laden kommen. Er hatte sich mit seiner Kundschaft dahin gewendet, wo es Pelon gab. Jeder Kunde, weiß, schwarz oder Mexikaner, verlangte Pelon, und da ich damals keins hatte, so kamen sie nie zum zweiten Male wieder. Einige legten die Waren wieder hin, die sie bestellt hatten und gingen ärgerlich fort, nur weil ich ihnen gesagt hatte, das Pelon sei ausgegangen. Meine Frau sagte zu mir: Ihr müßt gehen, einiges Pelon zu kaufen, ich hätte es heute früh scheffelweis los werden können. Denselben Abend gingen zwei Negerjungen vorbei. Der eine sagte: „Wir wollen hier herein gehen und kaufen," worauf der andere antwortete: „Ihr kriegt mich in keinen Laden, wo nicht Pelon gegeben wird." Damit gingen die Burschen über die Straße und kauften dort. Ich war entschlossen, heraus zu bekommen, was Pelon ist. Die Nacht war dunkel und niemand

konnte mich sehen; darum ging ich über die Straße den Jungen nach und horchte an der Thür. Die Neger kauften eine Büchse Sardellen, eine Flasche Bier und einige andere Kleinigkeiten, und als sie ihre Ware bezahlten, sagte der eine „Pelon“. Da nahm der Eigentümer des Ladens eine Glasbüchse herunter und reichte jedem von den Jungen ein Stück Gerstenzucker.

„Ich mag diese Sorte Pelon nicht, gebt mir ein paar Cigarretten.“

„Gefunden“ rief ich aus — ich durchschaute den ganzen Schlachtplan des Feindes, welcher mich fast gezwungen hatte, zu kapitulieren. Pelon war nichts weiter, als eine kleine, unbedeutende Zugabe, eine Art freiwilliger Belohnung für den Kunden. Ich wurde bald berühmt durch mein Pelon, und gewann in kurzer Zeit alle meine Kundschaft wieder. Wollt Ihr nicht eine Cigarre?“

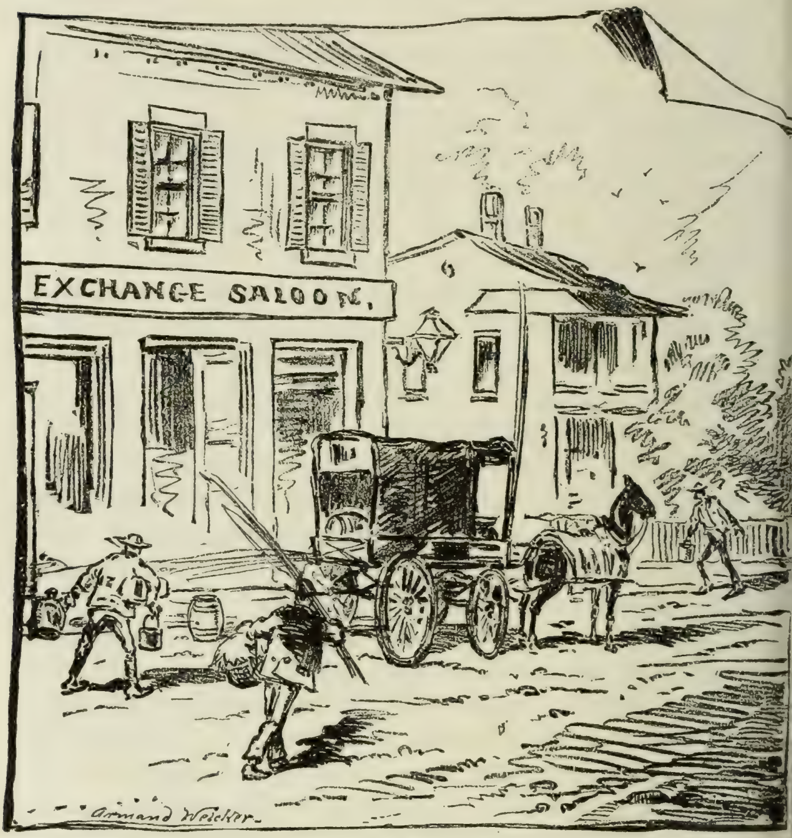
Der Doktor nahm die Cigarre und ging weg, um eine wertvolle Erfahrung über die Sitten bereichert. Das Wort Pelon ist eine Verstümmelung des spanischen oder mexikanischen Wortes Peloncillo, ein kleines Stück Zucker. Der mexikanische Kunde ist gewohnt, ein Stück Zucker zu erhalten, so oft er etwas kauft; es ist synonym mit dem englischen „Vergeßt den Diener nicht“, dem „Trinkgeld“ auf dem Kontinent, dem Bakschisch der Asiaten. Pelon hat es immer gegeben und wird es unter allen Völkern immer geben. Es ist die Schmiere an dem Wagen des Handels, welcher ohne ihn unerträglich knarren würde.

Der Sonntag ist der Festtag in San Antonio. Alle Salons sind geöffnet und die Variété-Theater haben Extraarbeit. Die Deutschen gehen in die Parks und Biergärten und trinken Bier. Die Mexikaner gehen morgens in die Kirche und verbringen den Rest des Tages beim Montespiel oder bei den Hahnenkämpfen, während die Amerikaner, welche nicht krankheitshalber im Bett liegen oder ausfahren, fischen gehen. So oft Ihr zwei junge Männer und ein Dutzend Angelruten in einem Wagen vor der Thür eines Kaufladens seht, während der Hausknecht das Hinterteil des Fahrzeugs mit Sodawasser, Branntwein- und Bierflaschen und Sardellenbüchsen bepackt, dann wißt Ihr gewiß, daß morgen Sonntag ist. So sagte uns wenigstens der Zeitungsschreiber, den wir im San Pedropark trafen. Unter anderen

Dingen, welche sich auf die Sabbathfeier beziehen, erzählte er uns folgendes:

„Einmal schrieb ich im ‚Herald‘ eine Lokalnachricht, welche so lautete:

Aus der Thatsache, daß eine Anzahl von Wagen, beladen mit Branntweinflaschen und Angelruten diesen Nachmittag die



Morgen ist Sonntag.

Stadt in der Richtung nach dem Fischplatz an der Leona verlassen haben, schließen wir mit Sicherheit, daß morgen der Tag des Herrn ist. Wir machen hiermit bekannt, zur Nachricht für die Schuldigen, welche den Sabbath entheiligen, daß wir künftig eine Liste aller Sonntagsfischer publizieren werden, welche uns

nicht einen hübschen Anteil an ihren Fischen einsenden. Wir bemerken noch ausdrücklich, daß wir uns mit kleinen Barschen und Gründlingen nicht begnügen werden; wir verlangen Forellen. Barsche und Gründlinge haben so viele Gräten, daß wir um ihretwillen die Pflicht nicht vernachlässigen werden, diejenigen zu nennen, welche sowohl die göttlichen, als die menschlichen Gesetze übertreten. Denkt an den Sabbath und haltet ihn heilig!

Dieser Artikel wurde von der amerikanischen Presse verbreitet und natürlich als ein Scherz betrachtet; aber der Herausgeber der Gartenlaube, eines deutschen Blattes, nahm die Sache wörtlich und schrieb einen langen Artikel über „Puritanische Intoleranz". Der Artikel behauptete, daß, wenn auch die berühmten „blauen Gesetze" nur in den Neuenglandstaaten streng durchgeführt würden, doch der Geist puritanischer Intoleranz sich über das ganze Land erstrecke, bis an die Grenzen von Mexiko; würden auch im Süden Männer und Weiber nicht geradezu wegen Verletzung der blauen Gesetze bestraft, so könne man doch die traurigen Wirkungen derselben im täglichen Leben jederzeit hervortreten sehen. Hier war irgend ein engherziger Frömmler (er meinte mich), welcher öffentlich gedroht hatte, diejenigen dem öffentlichen Tadel und Ostracismus auszusetzen, welche die Fesseln des Aberglaubens abgeschüttelt und die Kühnheit gehabt hätten, der Stimme ihres eigenen Gewissens zu folgen und am Sonntag fischen zu gehen. Aus der Anführung von Flaschen, fährt die Gartenlaube fort, schließen wir, daß die denunzierten und verabscheuten Fischer keine elenden Temperenzler oder einfältige Wassersimpel sind, sondern den schäumenden Becher lieben. Wir möchten die Aufmerksamkeit nicht nur auf die Intoleranz des Puritanismus lenken, sondern auch auf seine Hohlheit, seine elende Heuchelei. Dieser puritanische Wasserfanatiker, während er über die Sündhaftigkeit des Fischens am Sonntag schreit, versucht ganz offen, eine Abgabe zu erpressen, und verlangt einen Anteil an den Fischen. Ja er treibt die Schamlosigkeit bis zu ihren äußersten Grenzen, wenn er sagt, daß nur die besten Fische, die mit den wenigsten Gräten, ihn verhindern werden, seine Schlachtopfer zu bezeichnen, damit sie vom Pöbel auf dem Altar der puritanischen Intoleranz geschlachtet werden.

Ihr denkt vielleicht ich spaße, aber wenn Ihr die Gartenlaube vom Jahre 1875 durchseht, werdet Ihr den Artikel finden."

In San Antonio giebt es einen Salonbesitzer, welcher es mit der Beobachtung unseres christlichen Sabbaths sehr genau nimmt. Eines Sonntagmorgens kamen zwei sorgfältig gekleidete junge Herren, mit kleinen Stöckchen und Rosenknospen in den



„Mit meinen Würfeln dürft Ihr den Sabbath nicht entheiligen."

Knopflöchern in seinen Salon auf dem Wege zur Kirche. Sie verlangten eine flüssige Erfrischung, wahrscheinlich in der Voraussicht einer trockenen Predigt, und in wenigen Minuten griffen sie, um zu losen, nach Strohhalmen, wie ertrinkende Männer. Da sagte einer: „Gebt mir die Würfel, ich will würfeln."

Aber der Schenkwirt seufzte und sagte: „Mit meinen Würfeln werdet Ihr den Sabbath nicht entweihen, so lange ich weiß, was Religion ist."

„Ach, alter Narr," sagte einer von den Jünglingen, „ich will bloß mit Tom würfeln, wer das nächste Glas bezahlen soll."

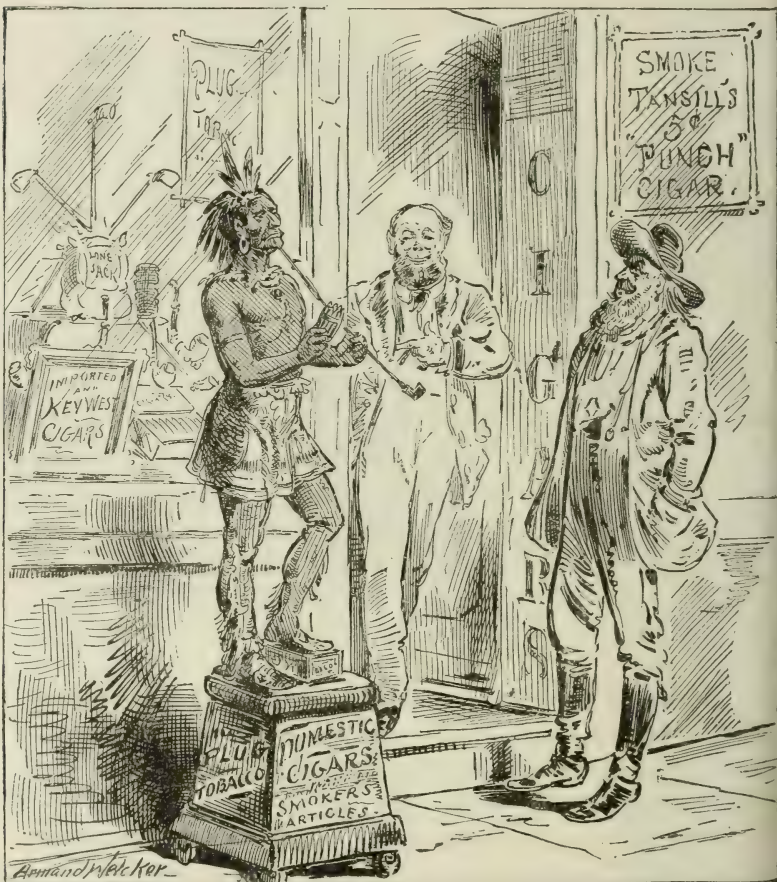
„Das ist ein Pferd von einer anderen Farbe," war die nachgiebige Antwort, und die Würfel erschienen. „Ich dachte, Ihr wolltet am Sonntag spielen, und ich will verd— sein, wenn Ihr das von mir erlangt, so lange ich weiß, daß es eine andere



Welt giebt, wohin ich gehen muß." Dann steckte er sich eine andere Cigarre an und rührte sich etwas Gutes zusammen.

San Antonio besitzt mehr Anzeigen an Zäunen und Mauern, als irgend eine andere Stadt von seiner Größe, und sie sind in mehreren Sprachen geschrieben, gedruckt und gemalt. Jeder Künstler, der sich einige Töpfe mit roter und blauer Farbe verschaffen kann, darf so viel Gefühl, als er will, in die Anzeigen von Patentarzeneien und andere Kunstwerke hineinlegen, an

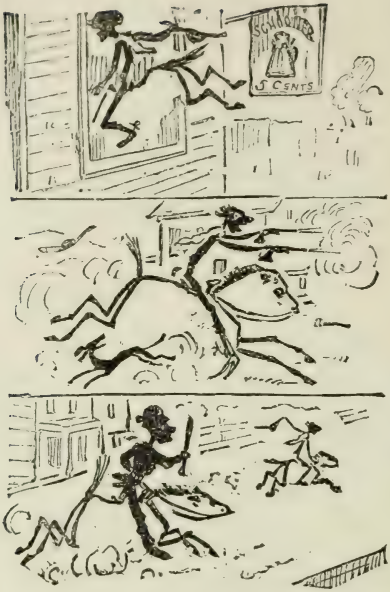
Zäunen, Ställen und Felsen. Ein Individuum mit langen Haaren, wildem Feuer in den Augen und einem Ansehen, als bedürfte er einer allgemeinen Waschung, arbeitet, als ob er ein Maisfeld umhackte; soeben schreibt er hoch oben die Sentenz an: „Versucht Dr. McFrauds Leber-Ermutiger". Am folgenden Tage bringt ein anderer Künstler darunter den Aufruf eines wandernden Predigers an: „Bereitet Euch, vor Gott zu erscheinen."



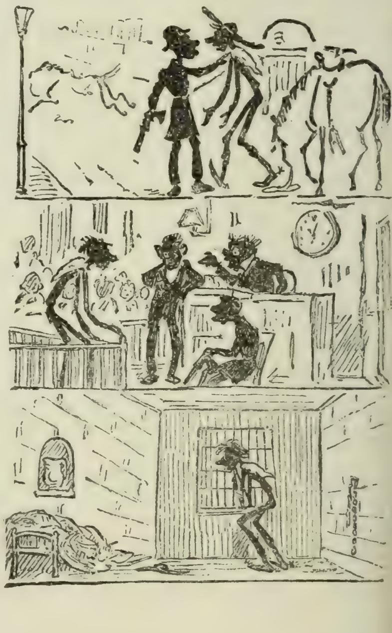
25. Kapitel.

Eines Morgens sahen wir einen betrunkenen Kuhbuben die Commerce Street hinunter galoppieren, von einem berittenen Polizeidiener und einem Dutzend Hunden verfolgt. Er jauchzte und schrie, offenbar in guter Laune, aber ganz gegen die Stadtverordnungen. In früheren Zeiten war es unter den Grenzern Mode, nach San Antonio zu kommen um sich da zu amüsieren; dann geschah es wohl, daß sie in einen Trinksalon hinein ritten und ein Scheibenschießen nach den Lampen, dem Aufwärter oder anderen auffallenden Gegenständen abhielten. Gewöhnlich jedoch begnügten sie sich, in vollem Rennen durch die Straßen zu jagen und nach den Hunden zu schießen, die ihnen nahe kamen. Wenn sie sich dabei keinem Polizisten aufdrängten, kümmerte sich niemand um sie. Im schlimmsten Falle büßte eine Strafe von einigen Dollars den Schaden, den sie der Ruhe und Würde der Stadt zugefügt hatten.

Seitdem haben sich die Zeiten geändert. Wenn jetzt ein junger Mann, der vielleicht niemals San Antonio besucht hat, nach Lampen schießt oder sonstige Excentricitäten begeht, wird er sich sehr enttäuscht finden. Statt Bewunderung und Furcht zu erregen und als Kandidat für das Amt des Sheriffs bezeichnet zu werden, wird er ein solcher Gegenstand des Mitleids, daß die Zuschauer eine Kollekte für ihn anstellen möchten. Er wird vom Pferde gerissen und von ein paar Polizisten aufs Pflaster geworfen. Sein Pistol wird ihm ohne weiteres abgenommen, und während einer auf seinem Magen sitzt, durchsucht ein anderer seine Taschen nach weiteren Pistolen. Dann



legen sie ihm Handschellen an und führen ihn im Triumph ins Loch, ohne nur erst den Schmutz von seiner Person abzuschaben. Nachdem er eine sehr unangenehme Nacht verbracht hat, wird er vor den Richter gebracht und hat sich für folgende Verbrechen und Vergehen zu verantworten: Ruhestörung in der Stadt Tragen von verbotenen Waffen, wütendes Reiten, Widerstand gegen Beamte Balgen und Prügeln und Störung der Straßencirkulation, und dergleichen mehr. Da die Strafe für jeden Fall bis zu zweihundert Dollars betragen kann, hängt der Ruhestörer, so zu sagen, von der Gnade des Richters ab. Diese Kostspieligkeit des Vergnügens ist die Ursache, warum San Antonio in den letzten Jahren manche von seinen besten Kunden verloren hat. Sie gewöhnen sich in andere Städte und nur in langen Zwischenräumen erinnert ein altmodischer Junge aus dem Kuhland die Bürger an die vergangenen, glücklichen Tage.



Die Kuhbuben kommen nur ein oder zweimal jährlich zur Stadt; einige legen dabei Entfernungen von hundert Meilen zurück, und

wollen dann auch alles gründlich genießen. Ihre Unkenntnis städtischer Gewohnheiten führt zu manchen Mißverständnissen.

„Zu welcher Zeit wird hier zu Mittag gegessen?“ fragte ein Grenzer den Kellner in Mengers Hotel.

„Von zwölf bis drei.“

„Von zwölf bis drei!“ rief der erstaunte Kuhbube. „Braucht Ihr drei Stunden, um Euch anzufüllen? Darum sagt man wohl, daß es in der Stadt ungesund ist. Nun, meinetwegen, ich habe gerade Appetit.“ Und nun ging er in das Speisezimmer und stopfte sich voll, bis die drei Stunden vorüber waren, und als er heraus kam, sagte er, jetzt fühle er sich ziemlich satt und zu Geschäften aufgelegt.



Der unbehaarte Hund.

San Antonio ist berühmt durch seine Hunde und Ratten. Was die Hunde betrifft, so kann man ohne Gefahr sagen, daß es hier mehr von diesen laufenden Flohzüchtereien giebt, als in Konstantinopel, das durch seine Hunde berühmt ist, und sie alle halten jede Nacht in der Woche lebhafte Concerte im Freien ab und führen Streitigkeiten ohne Ende. Wer einen leisen Schlaf hat, kann sie die ganze Nacht hindurch sich Lügner nennen und die schwersten Schimpfworte zuschleudern hören. Eine kurze Geschichte des Hundes in San Antonio (es giebt ihrer zweierlei) muß für jedermann von Interesse sein, der das Glück hat, ihn nicht persönlich zu kennen. Der erste Hund, der sich in San Antonio niederließ, kam hierher mit den Spaniern und ist jenes krummbeinige Ungeziefer, welches den Gelehrten unter dem Namen des haarlosen Hundes bekannt ist. Naturforscher, welche das Tier genau studiert haben, sind nicht in allen Punkten über ihn einig, aber die meisten stimmen darin überein, daß er seinen Namen von der Thatsache erhalten hat, weil er mit Ausnahme eines Büschels

zwischen den Ohren und eines solchen an der Schwanzspitze so frei von Haaren ist, wie die Innenseite eines Butterfasses. Die Mexikaner nennen ihn den Pelonhund, und ich glaube, er ist der echte Hund aus der Berberei. Seine Haut ist dunkel purpurfarben, und wenn er sich nicht bewegt, könnte man ihn für einen Hund aus Gußeisen halten, wäre nicht das Haarbüschel an seiner Schwanzspitze, denn die Naturforscher belehren uns, daß ein Haarbusch niemals am Schwanz eines gußeisernen Hundes wächst.

Gegenwärtig giebt es nicht mehr so viel Pelonhunde in San Antonio wie früher, denn da sie aus einem heißen Lande stammen, so leiden sie schwer durch die Northers im Winter, und viele davon sterben an Erkältung. Die mexikanischen Weiber lieben diesen Hund sehr und pflegen ihn, aber wie die mexikanische Bevölkerung abnimmt, so wird auch er seltener. Er ist immer fett, wahrscheinlich weil er bei seiner Unbehaartheit nicht von Scharen von Flöhen geplagt wird, welche den Geist des angelsächsischen Hundes in fortwährender Aufregung erhalten.

Nach der Ankunft der Amerikaner erschien eine neue Hundeart, die den Mexikanern vorher ganz unbekannt gewesen war; er kam um da zu bleiben, wie sein Herr. Seine Ankunft rief in dem Pelon eine Sehnsucht nach Einsamkeit hervor, denn so oft er ins Freie ging, machte der Neuangekommene seine Bekanntschaft, welche so lange dauerte, als er ihn festhalten konnte.

Die große Zahl von Hunden, welche San Antonio unsicher machen, war die Folge einer anderen Unannehmlichkeit — der Ratten. Bis zum Jahre 1855 waren Ratten unbekannt. In diesem Jahre wurden Gaswerke angelegt, und als die Gasröhren ankamen, sprangen verschiedene vagabundierende Ratten heraus. Von diesen ersten Ansiedlern stammen die Millionen von Ratten ab, welche die Magazine verwüsten und die Bürger brandschatzen, trotz Gift, Fallen, Hunden und allen gottlosen Worten, welche nach ihnen geschleudert werden. Viele Gebäude bestehen aus weichem Stein und die Ratten höhlen in ihnen Katakomben nach allen Richtungen aus. Jeder Versuch, ihre Zahl zu vermindern, mißglückte. Zuletzt verfielen einige kluge Männer, deren Namen leider die Geschichte nicht aufbewahrt hat, auf Rattenpinscher. Die ganze Bevölkerung wurde von dem Pinscherfieber angesteckt.

Familienhäupter verkauften ihr einziges Paar Pistolen, um Rattenpinscher anschaffen zu können. Die Pfandleiher machten bedeutende Geschäfte, so lange die Aufregung anhielt. Aber das Volk befand sich im Irrtum, wenn es glaubte, ein Pinscher könne eine Ratte in ein Loch verfolgen, das nicht größer ist, als ein halber Dollar. Der Pinscher verstand die Sache anders: er verlangte, daß die Ratte in einer Falle gefangen und dann in einer ausdrücklich dazu erbauten Arena ihm vorgestellt würde. Die meisten Familien fanden dies zu umständlich, und nach kurzer Zeit hatte fast jedermann Pinscher zu verkaufen. Die Pfandleiher weigerten sich aus unbegreiflichen Gründen, auf Pinscher Geld vorzustrecken; sie nahmen sie unter keiner Bedingung an. Die Pinscher haben sich fast ebenso stark vermehrt, als die Ratten, und in den Straßen von San Antonio kann man sicher sein, daß, wenn das Auge nicht auf einer Ratte ruht, es einen kurzohrigen Pinscher erblickt.

Im Jahre 1855, als es noch verhältnismäßig wenige Amerikaner in San Antonio gab, hatte ein alter mexikanischer Schuhmacher, namens Pancho Hernandez, einen Laden an der Plaza militar. Er besaß eine junge und ziemlich hübsche Frau. Pancho war ein Mann von vielem Einfluß und sehr beliebt bei den Amerikanern, vorzüglich denen, welche sich um ein Amt bewarben. Er brachte einen großen Teil seiner Zeit unter ihnen zu, und wurde bald so mit amerikanischer Civilisation gesättigt, daß er den Wiskey dem elenden Mescal vorzog, in dem sich seine Vorfahren Jahrhunderte lang begeistert hatten. Er fand sogar Geschmack an amerikanischen Gerichten, und eines Tages brachte er einen großen in Leinwand eingenähten Schinken nach Hause, zum großen Aerger seiner Frau, welche ausrief:

„O Pancho! Diese Hunde von Gringos werden noch Euer Tod sein. Euch schmeckt nicht mehr das saftige Tamale Eurer Vorfahren. Ihr haltet nicht mehr den Sabbath heilig, indem Ihr wie ein guter Christ den Hahnenkämpfen beiwohnt, aber jeden Sonntag geht Ihr mit Euern amerikanischen Freunden zum Billardspiel. Und nun bringt Ihr diesen elenden Schinken nach Hause: ich wollte, der Teufel holte ihn und sämtliche Amerikaner dazu!“

„Mit Ausnahme des Langen mit den hellen Haaren, der immer nur hierher kommt, wenn ich auswärts bin," bemerkte Pancho, als er den verachteten Schinken an einem Nagel an der Adobemauer (aus ungebrannten Lehmziegeln) aufhing. Da Mrs. Hernandez sich weigerte, den Schinken zu kochen, so hing er mehrere Wochen an der Stelle. Eines Tages, als Pancho in Wahlangelegenheiten abwesend war, trat der rothaarige Amerikaner, auf den er früher angespielt hatte, herein und fragte nach ihm, aber da er ihn nicht fand, begnügte er sich mit der Anwesenheit von Mrs. Pancho. In seinem Eifer, sich ihr verständlich zu machen, hatte er in der Zerstreuung seine Arme um ihren Hals gelegt und sein Mund befand sich dicht an dem ihrigen, als ihre Augen auf den Schinken an der Mauer fielen. Valgame Dios! Er bewegte sich hin und her. Die arme Frau glaubte, der Teufel sei in dem Schinken und komme, sie zu holen. Sie stieß einen solchen Schrei aus, daß die Einwohner der Vorstädte glaubten, die Indianer griffen die Stadt an. Der blondhaarige Amerikaner flog durchs Fenster wie ein Blitzstrahl. Mrs. Pancho beschloß, ein neues Leben anzufangen und den Schinken im Auge zu behalten.

An demselben Tage, während seine Frau in der Kirche war, wurde Pancho, welcher die Abstimmung der Mexikaner geleitet hatte, durch das Wackeln des Schinkens fast bis zur Nüchternheit erschreckt. Er rieb sich die Augen, aber der Schinken wackelte wieder. Der Teufel war in den Schinken gefahren wegen der Sünden, welche er, Pancho, bei den Wahlmanövern begangen hatte, darum eilte er heulend hinaus, um einen Priester aufzusuchen. Vater Thomas Aquinas, ein neu angekommener Prälat aus dem Süden Irlands, war ein sehr frommer junger Mann, aber als Pancho ihn bat, zu kommen — mit Glocke, Buch und Kerze — um den Teufel aus dem Schinken zu treiben, lächelte er so hörbar, daß er den Fluß der Beredsamkeit eines Auktionators auf der anderen Seite der Straße unterbrach. Als er in Panchos Haus kam und den schönen Schinken an der Wand hängen sah, sammelte sich Wasser in seinen Mundwinkeln. Er sagte, er würde den Schinken mit nach Hause nehmen müssen, wo er alle Mittel besäße, den bösen Geist auszutreiben; darum langte er hinauf, um ihn vom Nagel abzunehmen, als er mit

einem Ausdruck des Entsetzens zurück wich: der Schinken hatte nach ihm gestoßen.

„Ich hatte ganz vergessen, daß wir in der Fastenzeit sind und kein Fleisch essen dürfen," murmelte der Priester, von Gewissensbissen ergriffen, bekreuzte sich, und eilte im Trab nach der nächsten Kirche.

Die Aufregung unter der amerikanischen Bevölkerung war groß: eine große Menge Volkes sammelte sich um das Haus, aber niemand wagte sich hinein, bis ein Texas-Ranger mehrere Kugeln durch den Schinken schoß und ein anderer furchtloser Amerikaner ihn mit einer langer Stange vom Nagel herabholte, worauf die Wahrheit an den Tag kam. In der weichen Adobemauer war ein Loch, so groß wie eines Mannes Handgelenk, welches man nicht hatte sehen können, so lange der Schinken darüber hing. In der gelben Leinwanddecke war kein Schinken mehr, sondern nur der leere Knochen. Die klugen Ratten hatten ein merkwürdiges Stück von Ingenieurarbeit ausgeführt, indem sie einen Tunnel in der Wand anlegten, welcher hinter dem Schinken zu Tage trat. Dann hatten sie ein Loch in den Schinken gefressen, waren hinein gestiegen und hatten nur die Leinwand übrig gelassen, so daß er, trotz des äußeren vollen Ansehens so hohl war, wie Panchos, seiner Frau, des rothaarigen Amerikaners und des Priesters Frömmigkeit.

Pancho hatte mehreremal eine große Ratte bemerkt, welche in die Mitte des Zimmers lief und den Schinken aufmerksam betrachtete, als wenn sie genaue Maße und Richtungswinkel von seinem Platz an der Wand nähme; dann lief sie zurück in ihr Loch. Wenn die Ratten imstande waren, genau die Stelle an der Wand zu berechnen, so waren sie auch an Intelligenz wahrscheinlich Pancho, seiner Frau und allen übrigen überlegen, überdies waren sie wenigstens ebenso moralisch, und das ist die Moral von der Geschichte.

Diejenigen, welche nie einen mexikanischen Bettler gesehen haben, noch fürchten müssen, ihn je zu Gesicht zu bekommen, sind zu beneiden; und wenn es sich um ein besonders schlechtes Exemplar handelt, so kann es zweckmäßig sein, einen Extragzug zu nehmen, um möglichst schnell fortzukommen, so abstoßend ist der Anblick. Ich sah einen dieser Bettler auf dem Hauptplatz,

auf einem kleinen, elenden Esel reitend. Ein Bettler, welcher Mitleid zu erregen sucht, verläßt sich zunächst auf seine Extremitäten; und in diesem Falle waren dieselben auf eine entsetzliche Weise verdreht und scheußlich zugerichtet; aber man konnte ihnen



Der mexikanische Bettler.

nicht die Aufmerksamkeit schenken, welche sie verdienten, weil sein Gesicht und besonders seine Nase höhere Ansprüche machten. Ein Teil seiner Hände, Füße und Nase fehlten ganz, und die Blattern hatten den Rest sehr stark beschädigt. Er hielt seinen Esel vor

mir an und hielt eine kurze Rede über Finanzen, welche er mit einer Beziehung auf innere Angelegenheiten schloß, und dann streckte er ein kleines Stück seiner Hand aus, welche sehr stark verkrümmt war und der Gestalt nach einer neuen Landkarte der Türkei ähnlich sah. Er wollte mir eine Wunde auf seinem Rücken zeigen, aber ich glaubte, das wäre zu viel verlangt, und legte ein Geldstück auf die türkische Grenze. Er war so voll Dankbarkeit, daß er Miene machte, einige Bandagen abzuwickeln, aber ich fürchtete meinen Appetit zu verlieren; so trennten wir uns, und er schickte mir seinen Segen nach, wie ich in eine enge Straße einbog.

Ein alter Herr saß neben mir im Hof von Mengers Hotel und beschäftigte sich damit, den Arm seines Stuhles mit seinem Taschenmesser zu bearbeiten. Er sah auf und fragte mich, ob ich schon lange im Lande wäre. Ich begriff, was er wollte: er wollte mich fragen, ob ich schon in den Missionen gewesen sei. Darum sagte ich nur, ich sei lange genug da, um die Missionen gesehen zu haben, dazu verschiedene historische Stellen, worunter das Schlachtfeld von San Jacintho.

„Ich kam nach San Antonio mit der Cholera.“

„Habt Ihr sie stark gehabt, Richter?“

Der Richter hielt mit seinem Schnitzen ein und erklärte sich:

„Ich habe die Cholera nicht gehabt, als ich hierher kam, aber ich kam in demselben Jahr, wo sie kam.“

Um ihn zum Sprechen zu bringen, sagte ich: „Ich habe gehört, daß es in San Antonio so gesund ist, daß Leute, die des Lebens müde sind, die Stadt verlassen müssen, und die Luft soll so trocken und rein sein, daß alte Leute eintrocknen und verdunsten.“

„Diese Behauptung ist eine Lüge, Herr, erfunden von irgend einem Yankee-Schmierer, um unseren Staat zu schädigen. Ich wollte, ich hätte den Mann hier, der diesen Unsinn ausgeheckt hat.“

„In welchem Jahr sagtet Ihr, Richter, kam die Cholera nach San Antonio?“

„In demselben Jahre, wo Ben Milams Gebeine ausgegraben und auf der anderen Seite des San Pedro begraben wurden.“

Wenn es Euch zum ersten Male nicht gelingt, so versucht

es von neuem. „Richter, in welchem Jahr sagtet Ihr, starb Ben Milam an der Cholera?“

Der Richter wurde ärgerlich und schnitt mit verdoppelter Wut auf den Stuhl los. Nach einer Weile sagte er:

„Ich möchte wissen, wer gesagt hat, Ben Milam sei an der Cholera gestorben. Er fiel im Kampf mit den Mexikanern.“

Der Richter stand auf und sah aus, als wollte er Händel anfangen. Er nahm mich beim Arm und sagte, er wünsche mich allein zu sprechen. Ich war ein Fremder und kein Polizeidiener in der Nähe. Er führte mich in der Richtung nach dem Biersalon. „Gott sei Dank,“ sagte ich zu mir selbst, „dort werde ich einen Polizisten finden.“ Ich fragte mich, ob es mir Nutzen bringen könne, mich zu entschuldigen. Wie würde der Ausspruch des Coroners ausfallen? Würden die Zeitungen im Norden es „ein neues, südliches Verbrechen“ nennen? Würde der Richter freigesprochen werden wegen vorübergehenden Wahnsinns oder wegen Mangel an Zeugen?

„Ich erlaube mir, Eure Aufmerksamkeit auf dieses hier zu richten,“ sagte der Richter, indem er ein Pistol aus der Tasche zog. Ich wollte eben versuchen, mich schnell von der Gefahr zu entfernen, da zog er aus derselben Tasche ein Packet Karten und steckte den Revolver wieder ein. „Leset diese Karte, so werdet Ihr sehen, daß ich in der Volksversammlung heut Abend als Kandidat zum Coroner-Amt auftreten werde; meine Freunde wollen versuchen, mich durchzubringen, und ich habe es angenommen.“

„Aber ich kann Euch nicht von Nutzen sein, Richter; ich habe hier keine Stimme.“

„Ich weiß es, Oberst, aber doch könnt Ihr mir nützen. Schreit nur bei jeder Gelegenheit Hurrah für den Richter Bangs, und sobald einer etwas gegen mich sagt, so nennt ihn einen Lügner. Wenn ich zum Coroner erwählt bin, kann ich vielleicht etwas für Euch thun. Was wollt Ihr nehmen?“

Ich nahm des Richters Hand und sagte, ich würde für ihn gern alles thun, was ich könnte, und machte mich fort.

Wir besuchten ein großes Concert am Sonnabend Abend in der Turnhalle, ausgeführt von Dilettanten. Ich kann nicht sagen, daß mir das erste Stück sehr gefiel; es war eine Ouverture

von Blechinstrumenten vorgetragen, welche in dem geschlossenen Raum zu laut waren, zumal die große Trommel. Ein Solo (Schwäbisches Mädchen) wurde von Miß Maria Lacoste, welche eine wunderbar reine Altstimme besitzt, sehr gut gesungen. Darauf folgte ein Chorgesang des „Beethoven Männerchors".



Welcher davon ist Beethoven?

Während der Pausen zwischen den Vorträgen unterhielt ich mich mit dem Studium des Vorhangs, welcher ein gutes Gemälde des berühmten Schlosses Miramar zeigte, wo die unglückliche Carlotta gewohnt hatte. Das Schloß selbst war gut gemalt, aber der Himmel darüber hatte durch das Aufrollen den Anschein bekommen, als drohte ein Gewittersturm. Neben mir saßen zwei junge Männer, welche dazu beitrugen, mich in guter Laune

zu erhalten. Sie waren Freunde, und zwar war der eine vom Lande, während der andere schon einige Monate in der Stadt gewohnt hatte. Als die Beethovenianer sangen, fragte der unschuldige Landbewohner, welcher inzwischen das gedruckte Programm studiert hatte: „Welcher davon ist Beethoven?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der andere.

„Ist vielleicht der Mann am Ende Beethoven?“

„Nein, das ist der Redakteur der ‚Freien Presse‘, vielleicht ist es der neben ihm.“

„Nun Ihr solltet ihn doch kennen, da Ihr schon so lange hier seid.“

„Ich würde ihn erkennen, wenn ich ihn sähe; aber ich glaube, er ist gar nicht dabei.“

Nun wendete sich der Landmann an mich und fragte mich, welcher Beethoven sei. Ich zeigte ihm einen Mann, welcher, wie ich später erfuhr, Oberst Haefflin war, ein politisierender Fleischer, welcher in der Entfernung Beethoven etwas ähnlich ist. Ich wollte ihm eben auch Mozart, Napoleon, Julius Caesar und andere Berühmtheiten zeigen, als das Firmament sich aufrollte, und Mr. Charles H. Müller, der beste Tenor der Stadt, „Glockengeläute“ mit vielem Gefühl vortrug. Darauf gingen die beiden Freunde hinaus, kamen aber bald wieder, und nun konnte man fast das Bier in der Luft fühlen.

Ich vertrieb mir die Zeit damit, ein Gemälde an der Mauer, rechts von der Scene, zu studieren; es stellte einen jungen Mann in fliegenden Kleidern vor mit einer Lyra in den Händen. Als ich kurze Zeit darauf wieder hinsah, da waren seine Beine verschwunden: an ihrer Stelle befand sich eine viereckige Oeffnung. Da traten gerade die Sänger aus der Oeffnung heraus, und als die Thür wieder geschlossen war, befanden sich auch die Beine wieder am Platz. Am schlimmsten sah es aus bei halboffener Thür.

Ich glaube, der Gesang war gut, weiß es aber nicht, denn ich verstehe nichts davon. Ein großer Teil des Gesanges war sehr hoch gegeben, und dergleichen liebe ich nicht. Der Doktor fragte mich, ob ich den Chor verstände, den ich so sehr beklatschte, und ich erzählte ihm die alte Anekdote von Bridget und der Predigt. „Was für eine elegante Predigt hat Vater O'Doud

heute Morgen gehalten! — Habt Ihr sie verstanden, Bridget? —" fragte ihr Brotherr. „Wahrhaftig, Herr, wo sollte ich denn die Dreistigkeit hernehmen?"

Wir besuchten das Bezirksarmenhaus, nahe bei den Wasserwerken, etwa zwei Meilen von der Stadt. Die Zimmer waren nett und reinlich, und die Anstalt schien gut verwaltet. Doch hat es mehr von einem Irrenhause an sich, als von einem Armenhause, denn es enthielt damals vierzehn Blödsinnige, welche sich zum Teil mit Holzspalten beschäftigten.

In San Antonio ist der Fortschritt überall sichtbar. In den Häusern, Straßen, den Volksbelustigungen, den religiösen Verhältnissen geht das alte allmählich in das neue über. Anno 1849 konnte sich die Stadt nur zweier Polizeidiener rühmen; jetzt sieht man deren in jedem Salon. Vor dreißig Jahren war San Antonio noch eine ganz mexikanische Stadt; alle Waren wurden dahin von der Küste in ungeschlachten Wagen geschleppt, Carretas genannt. Die beiden Räder dieser Karren waren von Holz, aus einem Stück und ohne Speichen. Manche von ihnen enthielten keinen Nagel, kein Stück Eisen, und wenn die Maschine in Bewegung war, erschienen neben dem Kreischen der Räder das Gebrüll einer Drehorgel oder der Lärm einer Kesselschmiede wie melodische Wiegenlieder. Die Ochsen, statt mit einer Peitsche an ihre Pflicht erinnert zu werden, wurden mit einem Eisenstachel am Ende einer langen Stange angetrieben. Allmählig hat die Peitsche den Stachelstock der Nachkommen von Cortez und Montezuma verdrängt, und jetzt sind die altmodischen mexikanischen Wagen verhältnismäßig selten.

26. Kapitel.

Außer dem Frachtfuhrwerk war die einzige, wirkliche, stetige Arbeit, bei welcher Mexikaner sich betreffen ließen, die Feier der Feste ihrer Heiligen. Die Feier war in der That einzig in ihrer Art. Nachdem sie in aller Devotion Messe gehört hatten, bestiegen die jungen, kräftigen Männer ihre Ponies und verbrachten den Rest des Tages damit, durch die Stadt zu galoppieren und dazu ein furchtbares Gekreisch auszustoßen, während das profanum vulgus, welches keine Pferde besaß, an den Ecken stand und Beifall rief.

Ich war sehr neugierig, zu wissen, warum die Heiligenfeste auf so demonstrative Weise gefeiert wurden, und fragte viel darnach, konnte aber lange den Schlüssel zu dem Geheimnis nicht finden. Man konnte mir weiter nichts sagen, als es sei von jeher so Brauch gewesen. Endlich sagte mir ein alter, aber sonst vertrauenswürdiger Einwohner, er sei einer der ersten Amerikaner gewesen, die San Antonio besuchten, und zur Zeit seiner Ankunft habe sich ein Oelgemälde über dem Altar der alten Kirche befunden. Das Bild stellte den heiligen Antonio dar, gekleidet und bemalt wie ein Comanche-Häuptling, auf einem Pony sitzend, einen Heiligenschein um den Kopf, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, wie er einen Büffel über die Prärie verfolgt. Vermutlich hatten die alten Missionäre dies ausgedacht, um so den Indianern verstohlener Weise christliche Grundsätze einzuflößen, wie ja auch die Jesuiten in China den Erlöser der Menschen unter der Gestalt eines Mandarins darstellten. Die Indianer hielten San Antonio für einen wirklichen Comanchen und

Generalmajor unter den Heiligen, und feierten seinen, und dann aller übrigen Heiligen Namenstage, indem sie mit derselben halsbrechenden Eile durch die Straßen jagten, wie der Heilige auf dem Oelgemälde.

Heutzutage haben sich die Mexikaner durchaus reformiert und verbringen ihre Festtage und Sonntagabende wie andere Christen in den Hinterzimmern der Trinkhäuser. Aber nur ganz allmählich ist es gelungen, die religiöse Feier nach der alten Mode auszurotten. Zuerst erhoben die Amerikaner keinen ernstlichen Einspruch gegen diese primitive Form des Christentums,



denn erstlich sind sie überhaupt tolerant in religiösen Dingen, und in diesem Falle würde ihnen das Gegenteil bei ihrer Minderzahl besonders schlecht bekommen sein. Natürlich verursachte es ihnen keinen besonderen Genuß, während dreier Nächte von je vieren alle funfzehn Minuten durch Hufschlag und Kreischen aus dem Schlaf geschreckt zu werden; aber sie sagten zu sich selbst: „dies ist ihre Gottesverehrung, und es wäre ungerecht von uns, sie daran verhindern zu wollen, ehe wir die Majorität im Stadtrat bilden. Seien wir tolerant." Was dieser Art von Gottesverehrung noch etwas Lebenskraft verschaffte, war, daß zur Zeit

von Wahlen solche Kandidaten, welche die mexikanischen Stimmen erwerben wollten, sich der Prozession anschlossen, und nichts war gewöhnlicher, als daß künftige Bezirksbeamte — echte Kaukasier mit roten Haaren und dito Nasen — durch den Schlamm galoppierten, an der Spitze einer Herde von Lumpenkerlen, und



Hurrah für unsere liebe Frau von Guadalupe!

schrieen: „Hurrah für unsere liebe Frau von Guadalupe", oder wer sonst der Heilige des Tages sein mochte.

Es dauerte lange, ehe dem Volke abgewöhnt werden konnte, nach Schildern zu schießen, welche über die Straße hingen. Die alten Bürger von San Antonio können sich noch recht gut der Füsillade erinnern, welche an Tagen wie Weihnachten und Neujahr in den Straßen wütete. Der erste Versuch zur Abhülfe

wurde 1849 gemacht, wo man an der Commerce Street-Brücke eine Warnungstafel anbrachte, wonach das Schießen mit Feuerwaffen verboten wurde; doch ließ sich das Volk anfangs in seinem Lieblingszeitvertreib nicht stören; wie wenig genau die Verordnungen beobachtet worden, zeigt das vorstehende, nach einer Photographie gezeichnete Bild jener Tafel am 5. Juli 1849.

Bis zum Jahre 1850 war die große Mehrzahl der Einwohner katholisch, und religiöse Prozessionen sehr beliebt. Zu



einem Sterbenden wurde das Sakrament aus der Kirche getragen, die Priester im Ornat und die Litanei singend, was einen feierlichen Eindruck machte, besonders auf das betreffende Individuum. Diese Gewohnheit ist in den letzten Jahren abgekommen, war aber früher sehr gewöhnlich.

Ein Amerikaner, welcher neben der Kirche am Platze de las Islas lebte, hatte einen sehr klugen Papagei, welcher durch öfteres Hören des klagenden Gesanges ihn genau nachzuahmen gelernt hatte. Wenn Mexikaner zum Markte kamen, erregten sie

die Aufmerksamkeit des Vogels, und er begann bald seinen Gesang mit der klagenden Stimme des Geistlichen. Die Leute, die nicht argwöhnten, daß ein Vogel solcher Blasphemie fähig sei, zogen mit Ehrfurcht die Hüte, fielen auf die Kniee und warteten



(Ora pro nobis.)

geduldig, bis die Prozession vorüber wäre. Andere kamen nach und knieten neben den ersten, bis sie die Straße verstopften und von der Polizei auseinander getrieben wurden. Selbst nachdem der Betrug entdeckt war, ging kein Mexikaner bei dem Papagei

vorüber, ohne den Hut zu ziehen und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Zuletzt wurde der Vogel von dem Eigentümer eines Salons in Commerce Street gekauft und in einem Spielzimmer im Käfig gehalten. Von Zeit zu Zeit ließ ein mexikanischer Taugenichts seine Karten fallen und sah sich erbleichend um, wenn der bekannte feierliche Gesang, vermischt mit einigen sanften Grenzerflüchen sein Ohr traf: „Ora pro nobis — Donner und Teufel — Pater noster — Verd —“

Fast jedes mexikanische Gericht enthält spanischen Pfeffer in irgend einer Gestalt, und auch die Amerikaner gebrauchen ihn viel, gemahlen aufgestreut oder die Schote in der Suppe gekocht. Die Mexikaner nennen ihn Chili, aber der bekannte Schriftsteller Mr. N. Webster nennt ihn Capsicum frutescens (Solanaceae). Wenn ein Fremder zum ersten Male ein einheimisches Gericht, mit Capsicum frutescens gewürzt, genießt, so möchte er am liebsten gleich die Feuerwehr holen lassen.

Der Zeitungsmann, welcher mit uns speiste, nannte die Pfefferfrüchte, die auf dem Tisch lagen, Texaner Erdbeeren, und suchte den Doktor zu überreden, sie mit Sahne und Zucker zu essen; da es ihm nicht gelang, erzählte er folgendes:

In dieser seltsamen alten Alamo-Stadt regnet es nicht, sondern es gießt. Dann schleppt sich Woche auf Woche dahin ohne andere Neuigkeit, als etwa ein Indianereinfall oder eine Gerichtsverhandlung über einen Mord. Der Zeitungsschreiber gerät in Verzweiflung, weil sich nichts ereignen will, was des Erzählens wert wäre: da plötzlich wird die ganze Stadt durch eine Hundebeißerei in Aufregung versetzt, oder durch die Ankunft einer Wagenladung Zwiebeln aus El Paso, oder ein anderes dergleichen Ereignis von nationaler Bedeutung. Gestern wurde die trübe Stimmung aus meinem Redaktionszimmer durch die Ankunft von William McManus vom Calaveras verscheucht. Ich sah wohl, daß es ihn drängte, mir etwas von Wichtigkeit mitzuteilen, wahrscheinlich über Grenzverhältnisse, und fragte, was es gäbe.

„Es giebt nichts Neues draußen in der Niederlassung, außer daß Jake Mullins fortgelaufen ist und seinen kranken alten Vater verlassen hat. Der alte Mann ist über achtzig Jahre alt und ganz verkrüppelt.“

„Wie ging das zu?“

„Nun, seht Ihr, die Mullins sind neue Ankömmlinge aus Ohio, und alle sind sie noch grün, außer Jake, welcher gehangen zu werden verdient, wenn sie ihn kriegen.“

„Nun, was hat er denn gethan?“

„Was er gethan hat! Ihr kennt ja diese kleinen mexikanischen Pfefferfrüchte, welche so hitzig sind, daß man zwei Paar



Der alte Mullins.

Buckskin-Handschuhe anziehen und einen Frost abwarten muß, um sie zu pflücken? Er sagte zu seinem Vater, das wären Texaner Erdbeeren, und der alte Mann steckte ungefähr eine Pinte davon in den Mund, ehe er es gewahr wurde; aber dann lernte er es schnell für einen alten Mann.“

„Wußte denn Jake nicht, wie hitzig sie sind?“

„Natürlich wußte er das. Er ging unbefangen zu dem alten Mann, der in seinem Stuhle saß, und that, als äße er selbst davon. ‚Sind nicht diese Texaner Erdbeeren köstlich?‘ sagte er; ‚sie erinnern mich an meine frühere Heimat.‘ Da wässerte dem alten Manne der Mund, und Jake gab ihm eine Hand voll; und seitdem hat sein Mund nicht aufgehört zu wässern, und ist geschwollen, daß er aussieht wie die Spitze eines alten Stiefels.“

„Fürchtete denn Jake nicht, seinen Vater zornig zu machen?“

„Seht Ihr, Jake wußte, daß der alte Mann ein guter Christ ist, und daß er außerdem wegen seines Rheumatismus nicht schnell laufen kann; darum hielt er sich für sicher.“

„Was wurde zuletzt daraus?“

„Nun, Ihr könnt nicht erwarten, daß er viel sagte, bei dem Zustand seines Mundes; außerdem war er stark beschäftigt mit Ausspucken des Pfeffers: aber was er sagte, waren keine Camp-meeting-Reden; jedenfalls paßt es nicht in Eure Familienzeitung. Und was seine Beine betrifft, so gebrauchte er sie wie ein Paar neue.“

„Verübte er Thätlichkeiten?“

„Ach nein, natürlich nicht. Er rannte umher, Texaner Erdbeeren und Fluchwörter aussprudelnd, und suchte seine Flinte. Seht Ihr, Jake hatte ihn gepfeffert, und er wollte ihn wieder pfeffern. Er mußte sich mit einer Axt begnügen. Er verfolgte Jake eine Stunde lang, aber Jake machte sich fort und ist seitdem nicht wieder erschienen. Der alte Mann ist sehr niedergeschlagen, denn er fürchtet, Jake wolle nicht wiederkommen. Er fühlt, daß er sich übereilt hat, und daß er hätte warten sollen, bis er Jake hätte unversehens kriegen können. Er bringt seine Zeit damit zu, daß er mit der Flinte nach der Zaunecke hinunter geht und nach der Rückkehr seines Sohnes seufzt.“

27. Kapitel.

Neu-Braunfels ist eine Stadt, dreißig Meilen von San Antonio entfernt, und ganz von Deutschen bewohnt. Die Bevölkerung beträgt gegen viertausend Seelen. Die Stadt hat eine sehr romantische und seltsame Geschichte. Wir fuhren in der Postkutsche nach Neu-Braunfels, begleitet von dem Zeitungsschreiber, welcher sich mit der Geschichte des Ortes beschäftigte. Ich entlehne einiges aus seiner Geschichte, welche ich so zuverlässig fand, als Geschichte eben ist.

Im Frühjahr 1844 bildete sich in Mainz eine Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Einwanderung in Texas. Sie bestand ausschließlich aus Adligen, welche in ihren sozialen Beziehungen peinlich exklusiv waren und nannte sich den Adelsverein. Jedes Mitglied besaß außer anderen Dingen einen Stammbaum; sie brauchten nichts zu thun, um ihr Brot zu verdienen, und brachten im allgemeinen den ganzen Tag damit hin. Zu den Mitgliedern gehörten: der Herzog von Nassau, der Herzog von Sachsen-Meiningen, der Herzog von Coburg-Gotha, der Prinz Friedrich von Preußen, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, der Prinz Moritz von Nassau, der Prinz von Leiningen, der Prinz von Neuwied, der Graf von Neu-Leiningen-Westerburg, der Graf Friedrich von Alt-Leiningen-Westerburg, der Graf Ysenburg-Meerholz, Graf Hatzfeld, Graf Kniphausen, Graf Renesse, Graf Lilienburg, Graf Colloredo-Mansfeld und der Graf Karl von Castell.

Nun legt man sich natürlich die Frage vor, warum diese üppigen Söhne des Wohllebens plötzlich auf Auswanderungspläne

verfallen sollten. Westtexas war zu jener Zeit im fast ungestörten Besitz des Coyotes, des Büffels und des Indianers, und es scheint schwer zu begreifen, welches Interesse der Adelsverein daran hatte, es zu bevölkern. Aber es stak ein großer Käfer unter dem teutonischen Span, und der Käfer war keine geringere Persönlichkeit, als Lord Palmerston, erster Minister von England: er war der Mann, welcher den Draht in Bewegung setzte, der alle die kleinen deutschen Grafen und Herzöge zum Tanzen brachte. Einerseits war es Lord Palmerston ganz gleichgültig, ob die Wildnisse von Texas von Deutschen oder Indianern bewohnt wurden; aber von einem anderen Gesichtspunkt fühlte er so viel Interesse an den deutschen Niederlassungen in Texas, als wenn er selbst dort Land besäße und die Steuern davon bezahlen müßte. Der Landbesitz der Vereinigten Staaten war schon viel größer, als es Lord Palmerston lieb war, und er war entschlossen, wenn es möglich sei, zu verhindern, daß dieses Land sich weiter nach der Richtung nach Mexiko zu ausdehnte. Texas war damals eine selbständige Republik, darum hielt er es für zweckmäßig, deutsche Kolonieen zwischen die Vereinigten Staaten und Mexiko einzuschieben. Die englische Politik wollte unter allen Umständen und um jeden Preis die Vereinigung Texas' mit der Union verhindern. Lord Palmerston hätte Engländer schicken können, aber die waren zu Hause nützlicher, denn sie zahlten Steuern. Vielleicht thue ich dem Adelsverein Unrecht mit der Annahme, er habe Lord Palmerston beim Kastanienbraten die Pfote geliehen; vielleicht hofften sie, in Texas große Fürstentümer zu erwerben, und zuletzt das Land an Deutschland zu annektieren. Anscheinend war dies sehr ausführbar, denn damals besaß Texas kaum hunderttausend Bewohner, welche die Gesetze



Der Reporter.

des Anstandes beobachteten und nicht ihren nackten Körper mit Bildern der Sonne, des Mondes und der Sterne beschmierten. Man konnte eine hinreichende Zahl deutscher Einwanderer herüberschicken, um deutschen Einfluß überwiegend zu machen, und so die Vereinigten Staaten verhindern, Grenznachbar von Mexiko zu werden. Briefe des Prinzen Solms-Braunfels, eines Verwandten der englischen Königsfamilie und Repräsentanten des Adelsvereines in Texas, beweisen, daß dies einer der Beweggründe des Unternehmens war.

Jedem männlichen Auswanderer aus Deutschland versprach man hundertundsechzig Acker Land, und jeder Familie das Doppelte.

Wie schon gesagt, bestand der Adelsverein aus reiner blaublütiger Aristokratie, die Mitglieder besaßen wenigstens eine unumstößliche Ueberzeugung: daß nämlich die Menschheit, genau genommen, erst beim Baron anfängt; alle niedriger Geborenen gehören zu einer anderen Rasse von Geschöpfen.

Einer anderen Thatsache bedurfte es gar nicht, um zu beweisen, daß diese Leute zur erfolgreichen Durchführung von Geschäften ganz untauglich waren, aber sie lieferten bald weitere überzeugende Dokumente dazu. Der Verein kaufte vierhundertundfunfzig Quadratmeilen Land in Westtexas von einem Franzosen, namens Bourgeois d'Orvanne, welchem dasselbe gar nicht gehörte. Statt Land zu kaufen, wurden sie selbst verkauft, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn hochgeborene Aristokraten mit Leuten ohne Geburt Geschäfte machen wollen. Die hohen Herren entdeckten nicht eher, daß sie beschwindelt waren, als bis die Vorhut der Auswanderer — hundertundfunfzig Familien — in Galveston angekommen war.

Die nächste heilige Pflicht, welche dem Prinzen von Solms-Braunfels, damaligem Agenten und Vertreter des Adelsvereins in Texas, zukam, bestand darin, einen anderen Mann zu entdecken, der Land zu verkaufen hatte. Er mußte sich beeilen, einen anderen Schurken aufzuspüren, denn die Emigranten in Galveston gaben Anzeichen von illoyalem Mißvergnügen. Wo sie waren, konnten sie nicht bleiben, und sie wußten ebensowenig wie der Prinz, wohin sie gehen sollten. Bald aber fand dieser letztere ein anderes unschätzbares Stück Land zu kaufen. Zwei

Deutsche in Texas, Fischer und Müller, hatten einen Kontrakt mit der Republik abgeschlossen, wonach sie einen großen Landstrich am Llanofluß erhalten sollten, unter der Bedingung, daß sie auf dem Land sechstausend Einwanderer ansiedeln würden. Prinz Solms kaufte das Land. Nachdem er den Herren Fischer und Müller zwölftausend Gulden ausgezahlt hatte, bekam er einen vortrefflichen Gedanken, der ihm wahrscheinlich von einem ungeduldigen Auswanderer eingeflößt worden war, nämlich sich umzusehen, wo das neu erworbene Eldorado eigentlich läge. Er erfuhr, das Land sei prächtig am Llanofluß, vierhundert Meilen von Galveston gelegen, und es war ein Glück, daß es so weit weg war, denn das verhinderte die Indianer, welche sich in seinem unbestrittenen Besitz befanden, die gesetzlichen Eigentümer umzubringen und zu skalpieren. Die vorläufige Entfernung der Indianer hätte von Fischer und Müller besorgt werden sollen; aber diese beiden Wackeren fanden es leichter und nützlicher, die deutschen Einwanderer zu plündern, als sich mit einem Haufen kräftiger Comanchen einzulassen. Im ganzen schluckten sie achtzehntausend Dollars vom Adelsverein. Als Solms das Land kaufte, beabsichtigte er wohl nicht, die Indianer in den Kauf einzuschließen, denn er machte keinen Versuch, wieder über sie zu verfügen. Wegen der Thätigkeit und des Unternehmungsgeistes der Comanchen und anderer Indianerstämme, welche Eindringlinge nicht lieben, war es sehr schwer, einen lebendigen Mann zu finden, der das fragliche Land gesehen hatte; wenn die Indianer mit einem geographischen Reisenden zu thun gehabt haben, ist er nicht mehr mitteilsam und ganz unfähig, landschaftliche Schilderungen zu liefern.

Nach den Darstellungen von Fischer und Müller war das Land, welches sie verkauften, ein irdisches Paradies, voll reicher Gold- und Silberminen, mit italienischem Klima und allen Arten tropischer Früchte. Wild war in Ueberfluß. Wenn der deutsche Einwanderer seine Hütte am Ufer eines murmelnden Baches erbaut hätte, brauchte er nur die Angel ins Wasser zu werfen, um einen vierzigpfündigen Lachs heraus zu ziehen. Dann ergriffe er sein treues Gewehr und jeder Schuß ins Blaue brächte einen stattlichen Bock oder mächtigen Büffel zur Erde. Und so ginge es Tag für Tag — unterdessen schaukelten sich sein Weib und

seine Kleinen in ihren Hängematten, in den Schlaf gewiegt durch die sanfte Golfbrise, welche durch die Baumwipfel seufzt; und rings umher, so weit das Auge reicht, nichts als Orangen und Bananen, mit hie und da einer schlanken Palme, um poetische Gedanken einzuflößen.

Man sieht, der deutsche Einwanderer hatte von der Llanogegend einen ganz ähnlichen Begriff, wie der englische heutzutage vom südwestlichen Texas. Die Anklagen auf Uebertreibung, welche 1844—45 in deutschen Zeitungen gegen Fischer und Müller gerichtet wurden, sind denen überraschend ähnlich, welche heutzutage von England aus gegen einige Texaner Einwanderungsagenten gemacht werden.

Der neue Ankauf lag hundert Meilen weit von der Wohnung irgend eines weißen Menschen entfernt: eine unangenehme Aussicht für Leute, welche nicht daran gewöhnt waren, ihre Mahlzeit zu versäumen, und ihre Abende in geselliger Unterhaltung im gemütlichen Bierhaus zuzubringen pflegten.

Zuletzt kaufte Prinz Solms noch ein Stück Land zwischen dem Guadalupe und dem Comalfluß, welches als Halbwegstation zwischen der Küste und den Besitzungen des Vereins auf dem Llano dienen sollte. Diese Niederlassung wurde Neu-Braunfels genannt; aber um das Land, auf welchem es liegt, ist jahrelanger, schwerer Streit geführt worden. Prinz Solms begriff zuletzt, daß er für das Texaner Landgeschäft kein besonderes Geschick besitze und daß die Verwaltung der Kolonie nicht seine starke Seite sei; darum gab er seine Stellung auf und kehrte nach Deutschland zurück.

Die folgenden Angaben über den Prinzen sind dem „Anzeiger des Westens“ entlehnt. Darnach war derselbe ein ritterlicher junger Mann von einnehmendem Aeußeren und liebenswürdigen Manieren, freundlich und herablassend gegen die Kolonisten und darum bei ihnen sehr beliebt. Die Idee, Texas zu erobern, selbst wenn es mit dem Schwerte geschehen müßte, um die Interessen seiner Cousine (so nannte er die Königin Viktoria) zu befördern, hatte er beständig vor Augen, was zu manchen spaßhaften Scenen Veranlassung gab.

Es ist ganz natürlich, daß es manche komische Zusammenstöße geben mußte zwischen einem Prinzen von königlichem Blut,

von Jugend auf gewöhnt, sich als einer höheren Rasse angehörig zu betrachten, die mit allen Rechten einer Erb-Aristokratie begabt ist, und den amerikanischen Ansiedlern, deren Stolz es ist, „selbstgemachte“ Männer zu sein, und die gegen hohe Titel und Ansprüche auf Vornehmheit ganz gleichgültig sind. Daher stammen die hunderte von amüsanten Anekdoten von Unterhaltungen, die der Prinz mit geborenen Amerikanern gepflogen hat.

Die gänzliche Abwesenheit von allem, was Ehrerbietung ähnlich sah, welche überall, wohin er kam, bemerkt wurde, obgleich es wohl bekannt war, daß in seinen Adern das Blut einer langen Reihe von Fürsten floß, mißfiel ihm, und als bei einer Gelegenheit, bei einem Mittagsessen, ein sehr langgewachsenes Exemplar von einem amerikanischen Farmer, der sechzig Acker Land und zwei Neger besaß, auf einige hochtrabende Reden des Prinzen erwiderte, in diesem freien Lande sei jedermann ein König, verlor er allen Geschmack an Republiken. Wenn er Gelegenheit hatte, Dokumente zu unterzeichnen, that er es mit dem Wappen an seinem Degengriff (er ging niemals ohne seinen Degen aus), und fand es unbegreiflich, worüber die anwesenden Amerikaner lachten. Er hielt es für einen sehr imposanten Akt, die blinkende Klinge aus der Scheide zu ziehen, sie mit kühnem Schwung umzudrehen und das goldene Siegel des Griffs auf die Oblate zu drücken.



Prinz Solms besiegelt ein Dokument.

Nachdem er sein Hauptquartier auf der Sophienburg in der Niederlassung Neu-Braunfels aufgeschlagen hatte, bildete er eine Leibwache aus den kräftigen jungen Männern aus der Nachbarschaft, nicht nur zu seinem persönlichen Schutz, sondern auch zur Verteidigung gegen die Indianer. Sein Hauptzweck aber war, den Kern für eine künftige Armee zu bilden. Doch konnte unter diesen Truppen, welche vom Baron von Wrede

befehligt wurden, nicht viel Disziplin herrschen, wie folgende Anekdote beweist:

Der Prinz pflegte in Sophienburg Revuen über diese Kompagnie zu halten. Bei einer solchen Gelegenheit fing es an zu regnen, worauf die Soldaten ihre Reihen verließen und sich in Unordnung in ihre Wohnungen begaben: sie gingen und kamen



Herr von Wrede, ist das meine Armee?

niemals wieder. Alle Versuche dazu schlugen fehl, trotz der beredsamsten Flüche der befehligenden Offiziere. Starr vor Erstaunen blickte der Prinz auf seine fliehende Leibwache und dann auf deren Befehlshaber, seinen Adjutanten, und dann, mit Abscheu und Verachtung in jeder Silbe, donnerte er: Herr von Wrede, ist das meine Armee? Kurz darauf brach diese Armee in offene Rebellion aus, und als sie statt der schwarz und gelben Fahne,

den Farben des prinzlichen Hauses, das Banner der Texaner Republik mit dem einzelnen Stern aufzogen, begann er zu besorgen, daß mit Truppen dieser Art nicht an Eroberungen zu denken sei.

Baron Otto von Meusebach folgte dem Prinzen von Solms-Braunfels in der Verwaltung der Geschäfte des Vereins. Er war ein tüchtiger Geschäftsmann von schwerem Kaliber und für die Lage viel besser geeignet als der Prinz. Er kam im Sommer 1845 an, und sah die Unmöglichkeit ein, seine Leute auf den westlichen Ländereien anzusiedeln. Er gründete eine andere Niederlassung, ungefähr siebzig Meilen westlich von Neu-Braunfels, und nannte sie zu Ehren des Prinzen Friedrich von Preußen Friedrichsburg. (Friedrichsburg ist jetzt eine Stadt von mehreren hundert Einwohnern, und alle, mit Ausnahme von zwei Familien, sind Deutsche oder von deutscher Abkunft.) Während Baron von Meusebach in seinen Kolonieen Ordnung schuf, sandte der Adelsverein gegen viertausend Personen auf Segelschiffen nach Texas, ohne aber für diese Leute nach der Ankunft daselbst irgend welche Vorkehrungen zu treffen. Von Meusebach hatte keine Mittel, konnte nichts für die Einwanderer thun und mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Im Frühling 1846 hatten sich über dreitausend dieser Leute an der Küste von Indianola versammelt. Sie waren fast ganz ohne Subsistenzmittel, und es war nicht möglich, sie nach den deutschen Niederlassungen von Neu-Braunfels und Friedrichsburg zu schaffen. Sie lebten unter Zelten und in Erdlöchern. Wochenlang fiel der Regen in Strömen, trieb sie aus ihren Höhlen und zerstörte viel von ihrem weltlichen Eigentum. Die amerikanischen Ansiedler halfen ihnen, hatten aber selbst nicht viel. Einige Nahrungsmittel kamen von Galveston, aber nicht genug für eine solche Zahl hungrigen Volks. Fische und wildes Geflügel gab es in Menge, und das rettete sie vor dem Hungertode; aber ein bösartiges Fieber brach aus und raffte Hunderte weg. Die Ueberlebenden waren kaum imstande, flache Löcher zu machen und die Toten darin zu begraben; die Wölfe bei Nacht vervollständigten die Leichenbegängnisse. Zufällig kam ein Fuhrmann vorbei, und ließ sich verleiten, eine Anzahl der Einwanderer nach Neu-Braunfels zu bringen; viele machten sich zu Fuß dahin auf und ließen nicht nur ihr Eigentum,

sondern auch ihre kranken und sterbenden Verwandten im Stiche. Die meisten kamen unterwegs um, und man hat berechnet, daß von fünftausend Deutschen, welche binnen zwei Jahren in Texas ankamen, nur funfzehnhundert die deutschen Niederlassungen erreichten. Die anderen starben eines elenden Todes an Fieber, Hunger, Unbilden der Witterung und Adelsmißregierung.

Diejenigen, welche die Ansiedelung erreichten, brachten das Fieber mit sich, und eine Zeit lang schien es, als sei die ganze Kolonie der Vernichtung geweiht. Aber die Deutschen haben ein zähes Leben. Die Einwanderer machten sich an die Arbeit, verließen sich nur auf sich allein, zogen aus dem Vorhandenen den möglichsten Nutzen, und gediehen allmählich weit über ihre sanguinischsten Hoffnungen hinaus. So begann und endete der außerordentlichste Kolonisationsplan, den die Geschichte kennt. Der Erfolg war ein ganz anderer, als der, den der deutsche Adel erhofft hatte; sie gedachten ein Reich zu errichten, das eine Grenzscheide bildete zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko; das mißlang, aber Texas gewann eine Anzahl der betriebsamsten und wertvollsten Bürger. Einer von diesen Adelsvereins-Einwanderern wurde vor ein oder zwei Jahren aus der Nationalhauptstadt zu seinem Grabe in Texas getragen, und selten hat man in den Vereinigten Staaten eine prächtigere Feierlichkeit gesehen, als diejenige, welche die sterblichen Reste des ehrenwerten Gust. Schleicher, Kongreßmitgliedes für Texas, ehrte.



28. Kapitel.

Wir verließen Neu-Braunfels mit dem Postwagen, und zwar saß ich auf dem Bock neben dem Kutscher, der Doktor aber mit dem Zeitungsschreiber auf dem Dach. Der Kutscher sah aus wie ein Desperado, mit gefärbtem Schnurrbart und sarkastischem Zwinkern. In ihm staken offenbar eine Menge Kenntnisse und belehrende Unterhaltung, aber er schien nichts davon hergeben zu wollen: man mußte es ihm nach und nach ablocken. Er sprach nur in kurzen Sätzen und verbreitete sich über nichts. Auch für seine Pferde hatte er nur kurze Tadelworte: „Pete, Jim, vorwärts!"

„Ihr führt ein gutes Gespann."

„Erträglich."

„Lange auf der Straße gewesen?"

„O ja."

„Schon von den Straßenagenten angefallen auf dieser Linie?"

„Was Ihr sagt."

„Waret Ihr bei dem Wagen, der voriges Jahr beraubt wurde, wo zwei Räuber neun Passagiere zwangen, die Hände in die Höhe zu halten?"

„O nein, ich war nicht dabei. Hätte auch nicht die Hände ausgestreckt wie die anderen. Ihr hättet es auch nicht gethan, wäret Ihr dabei gewesen. Ach nein!"

So sprach er und dabei schlug er nach einer Fliege auf Petes Schulter und zwinkerte auf seine nicht näher zu beschreibende Weise. Er zwinkerte niemals einer besonderen Person

zu, sondern seinen Pferden, der Straße, den Bäumen und der Umgebung im allgemeinen.

Der Doktor, welcher im Ruf steht, in großer Entfernung sehr tapfer zu sein, sagte, er möchte denjenigen Straßenräuber sehen, der ihn zwingen sollte, seine Arme auszustrecken, wenn er bewaffnet wäre.

„Ich auch," sagte der Kutscher.

„Die Idee," fuhr der Doktor fort, „daß neun Männer, worunter zwei Soldaten, in einer Reihe am Wege stehen, mit über die Köpfe erhobenen Händen, die Arme ausgestreckt wie Eisenbahnsignale! Es ist absurd."

Es ist ganz schön, so zu sprechen, wenn die Räuber nicht da sind, sagte der Zeitungsmann; aber was wollt Ihr thun, wenn ein paar Männer hinter einem Baume hervortreten und Euch überfallen, ehe Ihr Zeit habt, Eure Schußwaffen hervor zu holen? Nun, Ihr haltet Eure Hände in die Höhe, wenn Ihr klug seid. Es ist wahr, daß, wenn acht oder neun Mann sich gegen zwei verteidigen und auf sie feuern, die letzteren sicher geschlagen werden, aber auch unter den Passagieren würde Blut vergossen werden, und wenige Leute werden diese Gefahr laufen wollen, um eine goldene Uhr oder die paar Dollars, die sie in der Tasche haben, zu retten."

„Ihr würdet also Eure Hände in die Höhe halten?"

„Ich habe es schon gethan. Ich habe sie in die Höhe gereckt, bis meine Hosenträger rissen," sagte der Reporter, „und kam mir darum nicht wie eine Memme vor."

„Teilt uns alle die erschütternden Einzelheiten mit," sagte der Doktor.

„Wir waren unserer vier im Wagen und hatten gerade die San Saba-Marsch erreicht. Es war ziemlich kalt und die Seitenleder zugeknöpft, und darum so dunkel, wie in einer Wichsschachtel, als jemand Halt! rief und der Wagen still stand. Einer von uns rief: Ist hier die Station? worauf der Kutscher antwortete: Nein, hier ist das Revolverbureau. Darauf sagte eine Stimme: Ihr Burschen drinnen, kommt heraus, einer auf einmal, und der erste, welcher mit einem Pistol kommt, kriegt eine Kugel vor den Kopf. Steigt aus, Leute, einer auf einmal, vorsichtig! Als wir das hörten, wußten wir schon, daß die Post

beraubt werden sollte, darum suchten wir unsere Wertsachen zu verstecken. Einige stopften ihr Geld in die Stiefel, andere in die Wagenkissen. Der erste, welcher ausstieg, war ein Mr. Marsh; er war noch nicht lange im Staate und hatte noch keine Erfahrung mit Straßenräubern; aber er ging dennoch, und fand beim Absteigen ein Empfangscomité, welches ihn erwartete, um sein Gepäck an sich zu nehmen. Da standen zwei Männer in blauen Oberröcken, breitkrämpigen Grenzerhüten und in die Stiefel gestopften Hosen. Der eine war ein großer Mann, sechs Fuß hoch, etwas schwerfällig gebaut. Der andere war klein, etwa fünf Fuß fünf Zoll, mochte gegen hundertfünfundzwanzig Pfund wiegen, und hatte dunkle Gesichtsfarbe. Der große Mann hielt einen Revolver in jeder Hand, während der kleinere nur eine Pistole führte, und die andere Hand als Sammelbüchse gebrauchte. Marsh hatte sein meistes Geld in die Schuhe versteckt, gab dem kleinen Burschen zehn Dollars, und rettete das übrige. Nachdem er seinen Beitrag geliefert hatte, hieß man ihn wieder in die Kutsche steigen. Der nächste, welcher heraus kam, war ich selbst. Der große Räuber hatte die beiden Pistolen auf mich gerichtet, während der kleine mit der einen nach mir zielte. Er fragte nach meinem Namen, den ich ihm sagte; darauf fragte ich ihn nach seinem Namen, worauf er erwiderte, das gehe mich nichts an. Ich sagte ihm, ich reiste für eine Lederhandlung in San Antonio und er antwortete, dies würde meine Haut nicht retten. Ich trug meine Uhr inwendig in meiner Weste, aus Furcht, sie zu verlieren und hatte einige Dollars in die Stiefel gesteckt. Ich übergab vier oder fünf Dollars.

„Kehrt Eure verfl— Taschen um,“ sagte der Anführer.

„So oft ein Gentleman mich höflich anredet und um eine Gefälligkeit bittet, bin ich immer bereit, ihm zu dienen: darum wendete ich meine Taschen um und brachte dabei noch zehn Dollars zum Vorschein, die ich in der Aufregung des Augenblicks übersehen hatte. Als er das Geld sah, schüttelte der Räuber den Kopf und sagte, es thäte ihm wehe, einen jungen Mann zu sehen, der dem Lügen ergeben sei. Wenn es alle jungen Männer so machten, was sollte aus dem Land werden? Dann bat er mich, ihm meine Ringe zum Andenken zu geben, doch da ich

ihm sagte, der eine davon gehöre nicht mir, und der andere sei eine alte Familienreliquie, so ließ er sie mir. Ich stieg wieder in den Wagen und sagte Gus Müller, welcher für B. Oppenheimer & Co. reiste, draußen ständen einige Herren, welche mit ihm von Geschäften sprechen wollten.



Postberaubung.

Gus Müller hatte zehn Dollars in das Futter des Wagens versteckt, aber sie nahmen ihm sein Taschenbuch mit fünf Dollars und einer Anweisung. Unsere Personen durchsuchten sie nicht. Sie besahen einen Revolver, sagten aber, er sei ein Remington und tauge nicht für sie. Nachdem sie Müller noch ausgefragt hatten, hießen sie ihn wieder einsteigen. Darauf befahlen sie dem Kutscher, den Sack mit den eingeschriebenen Briefen herab zu werfen, was er that. Was die Behandlung der Briefe betraf, so verstanden das diese Burschen besser, als die Postbeamten; alles eingeschriebene Gepäck nahmen sie an sich. Nun glaubten wir, unserer Sorgen ledig zu sein, befanden uns aber im Irrtum; nachdem sie sich besprochen hatten, sagte der Kleine: „Gentlemen, seid so freundlich wieder auszusteigen, vorn nach den Pferden zu gehen, und dort mit uns

zugewendetem Rücken zehn Minuten stehen zu bleiben, und der erste von Euch, der den Kopf wendet, der bekommt einen —"

Darauf sagte er, es sei mehr Geld im Wagen und einige von uns — Schurken hätten ihnen unser Geld gestohlen; er schien wenig Zutrauen zu uns zu haben. Einer der Räuber nahm ein Stück Licht aus der Wagenlaterne, und während der Große uns mit seinen Pistolen bedrohte, holte der Kleine alle unsere Kleider aus dem Wagen, fand aber nichts; auch unser Gepäck wurde geöffnet und untersucht. Es fand sich eine große Zahl Branntweinflaschen, welche wir für den Fall einer Krankheit mitgenommen hatten; aber die Räuber nahmen keine davon.

Damit schloß der Reporter und fügte hinzu, dies sei die einzige Postberaubung, die er jemals durchgemacht habe.

Der Kutscher sah den Doktor ernsthaft an, klatschte mit der Peitsche und zwinkerte der Gegend westlich vom Colorado zu.

Der Doktor behauptete, es sei Pflicht des Staates, den Straßenräubereien Einhalt zu thun, konnte aber kein Mittel dazu angeben, und lenkte das Gespräch auf den Ackerbau, weil er wünschte, von etwas anderem zu reden.

Als wir noch acht oder zehn Meilen von Braunfels waren, fing der Weg an, zwischen Zäunen hinzulaufen. Das ganze Land in einem Radius von zehn Meilen, Neu-Braunfels als Mittelpunkt genommen, ist bebaut. Hier sind die schönsten Farmen und die vollkommenste Bodenkultur, welche in Texas zu finden ist. Ueberall erscheinen Zeichen deutschen Fleißes, die Zäune sind entweder aus gutem, starkem Holz oder aus Stein. Gut gebaute Häuser, Ställe und Scheunen sieht man auf jeder Farm; nichts geht verloren, Stroh und Futter wird aufbewahrt, der Dünger wird gesammelt und in die Gärten geschafft, und die Steine aus den Feldern zusammen getragen zur Verbesserung der Straßen. Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbei kamen, waren wir nie in Zweifel, ob der Eigentümer ein Deutscher sei, oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen, mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden hinschleiften, ungewöhnliche Ackerwerkzeuge unter einem Dach, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter, und Fensterläden, welche jedenfalls durch Lokal-

künstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche“.

Wenn wir sahen, daß die Thore auf dem Boden beim Oeffnen tiefe Kreislinien einrissen, oder die Oeffnung statt des Thores mit Gebüsch verstopft war, wenn der Eigentümer auf der Veranda schlafend lag, den Kopf auf einem Sattel, von fünf Hunden umgeben, oder wenn er durch Spalten zwischen den Balken, aus denen das Haus erbaut war, aus und ein ging; wenn wir sein Reitpferd, angepflöckt und mit wundem Rücken an der Straße grasen sahen; wenn wir im Hof einen Wagen bemerkten, der in der Sonnenhitze Risse bekam und ein Wasserfaß auf dem Wagen, zum Beweis, daß die Familie ihr Trinkwasser aus dem Bach holte — Ausspruch ohne Zaudern: „altteraxanische Wirtschaft“.

Zwischen diesen Extremen finden sich Farmer aus anderen Staaten und von anderen Nationalitäten.

Als wir in die Vorstädte von Neu-Braunfels einfuhren, zog der Kutscher die Zügel an, schob seinen Hut zurück und stieß einen Schrei aus, so stark und übelklingend, daß ich die menschliche Stimme dessen nicht für fähig gehalten hätte.

„Was bedeutet diese Stimmübung?“ fragte der Doktor.

„Um die Deutschen zu benachrichtigen, daß ich komme.“

Eine ruhige, schläfrige Stadt ist Neu-Braunfels; die Geschäftshäuser liegen alle in derselben Straße. Die Wohnungen, meist einstöckige Häuser, umgeben von Blumen, Schattenbäumen und Kohlbeeten sind ohne regelmäßige Ordnung umhergestreut, kräftige und phlegmatische Teutonen sitzen im Schatten und rauchen aus ungeheueren Porzellanpfeifen. Gelbhaarige Mädchen und Matronen sieht man an jedem Fenster, und eine ganz erstaunliche Zahl blauäugiger, flachshaariger Kinder spielen überall. Alle Ladenschilder tragen deutsche Namen, und der Materialwarenhändler nennt sich nicht „Grocer“ wie bei uns, sondern verbirgt sein Geschäft unter einem schrecklichen deutschen Worte, welches, wenn es ausgesprochen wird, aus einer Höhle tief in des Sprechenden Beinen zu kommen scheint. Rings um uns hörten wir die Kehltöne der deutschen Sprache, bis ich zuletzt vom Zuhören heiser wurde.

Weit unten in der Stadt saßen wir an den Ufern des

prächtigen Comalflusses, und hörten auf das eintönige Brausen der Mühlräder und das Rauschen des Wassers über das Wehr; aus den Rebstöcken am anderen Ufer tönte ein deutsches Lied; da trug uns die Einbildungskraft weit zurück in die Vergangenheit, als wir den Rhein hinabschwammen und das Leben in unserer jugendlichen Unwissenheit wie ein köstlicher Roman erschien.

Als wir zum Hotel zurück kamen, trafen wir einen großen, groben, lärmenden Burschen, anscheinend eingeborenen Amerikaner, der offenbar getrunken hatte. Er sagte, es bedürfe für ihn nur einer sehr schwachen Veranlassung, um jeden Deutschen in der Stadt umzubringen. Besonders kriegerisch wurde er, wenn er auf einen gewissen Schneider zu sprechen kam. Er erbot sich, eine von seinen Händen auf den Rücken binden zu lassen, und dann möge Schneider kommen, er wolle ihm warm machen; und dann sprach er noch in anzüglichen Ausdrücken über Schneiders Vorfahren. Als er noch mit seiner Rede fortfuhr, trat ein kleiner dicker Deutscher, mit einer Brille, vor ihn hin und sagte:



Er hatte über Schneider gesprochen.

„Habt Ihr etwas über Schneider gesagt?“

„Ja, wahrhaftig, bei —, ich möchte wohl den Schuft einige Minuten lang hier in Händen haben beim —, aber er weiß wohl, daß mit mir nicht zu spaßen ist.“

Der kleine Deutsche nahm seine Brille ab und legte sie aufs Fensterbrett, und mit einer Behendigkeit, daß man die Bewegung seiner Arme nicht unterscheiden konnte, traf er den frechen Kerl aufs Maul und warf ihn zu Boden. Als er wieder aufstand, sich das Blut vom Mund gewischt und ein paar Vorderzähne ausgespuckt hatte, stürzte er sich auf den kleinen Mann, aber ehe er Zeit gehabt hatte, einen Schlag zu thun, befand er sich wieder in der Gosse. Als er wieder aufstand, blutete seine Nase, als wäre ein Wagenrad darüber gegangen.

„Na, ich will keinen Streit mit Euch und Ihr thätet wohl, nicht mit mir anzubinden. Ich habe nichts gegen Euch, aber wenn Ihr nicht aufhört, wirds Euch schlecht bekommen."

„Ich habe noch nicht viel weggekriegt, aber wenn Ihr noch nicht genug habt, so könnt Ihr mehr haben." Dabei schlug er wieder auf den Großen ein, aber dieser wich aus und ging in den Apothekerladen.

Während der kleine Mann seine Brille wieder aufsetzte, kam ein Freund von ihm vorbei und fragte nach der Ursache des Streites. „Nichts, aber der Kerl schwatzt dummes Zeug über Schneider."

Gegen den Wirt drückte ich mein Erstaunen aus, daß der kleine Deutsche einen Mann anzugreifen wage, der so viel größer war, als er selbst.

„Ich denke, er kennt seinen Mann," war des Wirtes lakonische Antwort.



Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Deutschen von allen Texaner Bürgern diejenigen sind, welche das Gesetz am meisten achten. Obgleich sie ihr Bier niemals alt oder sauer werden lassen, so sieht man sie doch, selbst bei den festlichsten Gelegenheiten, selten betrunken; und noch seltener fangen sie Streit an. Als ich in Houston war, besuchte ich das jährliche deutsche Volksfest. Es ging äußerst lustig zu und es wurde unendlich viel Bier konsumiert, aber die einzigen Deutschen, welche meines Wissens am nächsten Morgen vor Gericht erscheinen mußten, hießen Patrik Maloney und Michael McSweeney.

Neu-Braunfels besitzt eine Wollenmanufaktur — die einzige in Texas und wahrscheinlich im ganzen Süden; der Comalfluß vermag eine fast unbegrenzte Wasserkraft zu liefern, die Umgegend

produziert viel Wolle und Baumwolle: so läßt sich voraussehen, daß Neu-Braunfels früher oder später eine Fabrikstadt werden wird.

Ein großer Teil der Bewohner von Westtexas sind Deutsche oder von deutscher Abkunft, und bilden eine sehr betriebsame und nützliche Bevölkerung. Sie haben alle ihre alten deutschen Vergnügungen und Zeitvertreibe mit herüber gebracht, und einer davon besteht darin, vierzehn Stunden täglich zu arbeiten. Während es dem Texaner Amerikaner allmählich gelungen ist, seinen Widerwillen gegen Lagerbier zu überwinden, so besteht seine Abneigung gegen schwere Feldarbeit zwischen den Mahlzeiten noch unverändert fort. Der eingewanderte Deutsche könnte das Arbeiten nicht lassen, und wenn er sich noch so viel Mühe gäbe. Seine Voreltern haben seit tausend Jahren schwerer gearbeitet, als man sich in diesem Lande vorstellen kann, und der Fleiß seiner Ahnen hat sich auf ihn vererbt. Seine in den Vereinigten Staaten geborenen Kinder haben es nicht in so bösartiger Form überkommen, sie leiden nur an einem milderen Typus des Gewerbfleißes: sie können die Arbeit verlassen, wenn sie Lust haben. Die nächste Generation wird wahrscheinlich die Vorurteile der Eingeborenen annehmen, und sich jeder harten Arbeit enthalten, außer bei außerordentlichen Gelegenheiten, etwa an der Billardtafel oder beim Ballspiel. Aber der geborene Deutsche arbeitet, als ob sein Seelenheil davon abhinge. In Deutschland, mit Ausnahme der reichen Klassen, heißt es entweder arbeiten oder verhungern, mit großer Wahrscheinlichkeit für das letztere. Es ist dort für einen armen Mann fast unmöglich, sich über die Stellung zu erheben, in der er geboren ist; jeder Versuch dazu wird von den höheren Klassen als Ueberhebung betrachtet und übel aufgenommen. Der Arme, wenn er Tag und Nacht schwer arbeitet, und bisweilen das Essen entbehren kann, mag imstande sein, sich in der Stellung zu erhalten, worein es der Vorsehung gefallen hat, ihn zu bringen, und der Regierung, ihn zu erhalten. Wenn nun ein unter solchen Umständen erzogener Mensch auf eine fruchtbare Texaner Prärie verpflanzt wird, wo er nicht gezwungen wird, einen Fürsten und dessen zahlreiche Verwandtschaft und ein stehendes Heer von einer Million, zu dem er auch gehört, zu erhalten, so fällt er in den Schoß des Reichtums gerade

hinein. Welches Geschäft er auch ergreifen mag, er muß vorwärts kommen. Nach und nach wird er amerikanisiert, er wird ein Mann von Einfluß, Politiker machen ihm den Hof und schmeicheln ihm — sie müssen durchaus seine Ansichten hören, während in Deutschland die Regierung ohne seine Ansichten auszukommen wußte. In Amerika fällt es vor, daß hohe Offiziere und große Männer ihm die Hand schütteln und sich mit ihm vertraulich unterhalten. Im alten Lande war der höchste Offizier, der mit ihm in Berührung kam, der einexerzierende Unteroffizier, und der teilte ihm öfter seine Bemerkungen durch Vermittelung eines Ladestockes oder eines Flintenkolbens mit. Dies wenigstens waren die Erfahrungen Fritz Schimmelpfennigs, dessen Bekanntschaft wir in San Antonio machten. Wenn eine Feierlichkeit in der Loge der Odd-Fellows war, in welcher er als großes Licht strahlte, blendete Fritz die Leute mit dem Glanze seiner Pracht. Dergleichen war ihm in Deutschland nicht zuteil geworden. Das einzige Mal, wo er dort mit einer Loge zu thun gehabt hatte, war, als er ins Gefängnis einlogiert wurde, weil er ein fürstliches Kaninchen geschossen hatte, das seines Vaters Acker brandschatzte. Seine Verbindung mit der Loge in San Antonio gab ihm Wichtigkeit und Einfluß in der Gesellschaft. Nichtsdesto weniger sehnte sich Fritz nach dem alten Lande, in der Hoffnung, dort das Leben zu genießen, oder wenigstens seine Gebeine auf dem alten Kirchhof unterzubringen. Sein Haupt-



Fritz Schimmelpfennig.

zweck, um die Wahrheit ganz zu sagen, war nicht so sehr, die Ruhe und den Frieden des alten Kirchhofs zu genießen, als die Dorfaristokratie zu demütigen, welche seine Verdienste nicht gehörig anerkannt hatte. So kehrte Fritz als großer Herr in sein Heimatsdorf zurück, in feines Tuch gekleidet und mit einer schweren goldenen Uhr mit Kette. Damit wollte er der Aristokratie Respekt einflößen, und zugleich den Neid seiner früheren Mitbürger erregen.

So kam er denn in Kirschwappel an. Da er seine Ankunft nicht telegraphisch gemeldet hatte, wunderte er sich nicht, daß ihm kein Haufen lustiger Bürger mit einer Musikbande und Kränzen entgegen kam. Er hätte jedoch erwartet, daß seine Freunde, nachdem sie ihn erkannt hätten, ihn mit einer Serenade überraschen würden, und war erstaunt, daß man ihm erlaubte, die Nacht seiner Ankunft im Wirtshaus zu schlafen. Er entdeckte bald, daß er allen ganz fremd geworden war. Die einzige Person, welche ihn erkannte und über seine Ankunft wirklich erfreut schien, war der Gastwirt, welcher eine unbezahlte Rechnung, zwei Dollars für Bier, aus seiner Jugendzeit zum Vorschein brachte. Alles kam ihm klein vor, und ebenso er den anderen. Die Bauern sammelten sich nicht um ihn, wie um eine Fahne; sie glaubten, der Grund, warum er so weit über das Wasser zurückgekommen, sei, um ihnen zu zeigen, wie viel besser er daran sei, als sie. Die Thatsache, daß er ein Taschentuch führte, trug viel dazu bei, ihren Unwillen zu schüren. Besser ging es ihm jedoch mit dem Postmeister, dem Bürgermeister und einigen anderen von der Dorfaristokratie, welche es ihm verziehen, daß er ursprünglich ein Bauer war. Der Grund, warum sie mit ihm umgingen, war, daß sie mit Vergnügen seinen Erzählungen vom Leben und den Sitten der Amerikaner zuhörten, welche sie für großartige Lügen hielten.

Er erzählte ihnen unter anderem, daß er am letzten 4. Juli als Großmarschall an der Spitze der Prozession geritten sei, was durchaus wahr war. Sie stießen einander in die Rippen und sagten: „Wir wollen doch sehen, wie weit er es im Lügen bringen kann, wenn wir ihn gehen lassen.“ Fritz erzählte von den Kongreßmitgliedern, die er gekannt und mit denen er getrunken hatte; dann lachten sie, und sagten, Amerika sei doch ein wunder=

bares Land. „Ohne Zweifel kennt Ihr den Präsidenten persönlich,“ bemerkte der Bürgermeister.

„Ja wohl. Ich habe mit Präsident Grant eine lange Unterhaltung gehabt.“

„Habt Ihr ihm nicht vielleicht eine Cigarre angeboten?“

„Ich gab General Grant eine ganze Kiste Cigarren, als er in San Antonio war, und er sagte mir, sie seien ebenso gut als die, welche ihm der Kaiser zum Geschenk machte, als er in Berlin war.“



Fritz und die Dorfaristokratie in Deutschland.

Darauf klatschten sie Beifall und lachten wie toll; die Idee, daß Fritz mit General Grant vertraulich umgegangen sein sollte, welcher des Kaisers und Bismarcks Gast gewesen war, schien zu amüsant. Zuletzt verlor Fritz die Geduld, ihre Manieren mißfielen ihm. Er sehnte sich zurück nach seiner Loge, oder nach der Geschworenenbank, um irgend wen irgend einer Unthat schuldig zu finden. Er entdeckte bald, daß das liebe alte Vaterland zu eng für ihn war. Eines Tages sprach er sich im Wirtshaus aus und sagte, aus dem Lande werde nicht eher etwas werden, als bis Deutschland Republik geworden sei. Von da

an hatte er sich nicht mehr zu beklagen, daß man ihm keine Aufmerksamkeit schenke, denn in derselben Nacht wurde er festgenommen und ins Gefängnis gesperrt. Nach langer Untersuchung schickte man ihn nach Berlin, wo er zu zweijähriger Zwangsarbeit verurteilt wurde. Der amerikanische Konsul verbrauchte viel roten Zwirn und Ueberredung, um ihm die Freiheit zu verschaffen. Er erreichte es nur dadurch, daß er die Gerichte überzeugte, Fritz leide an periodischen Anfällen von Blödsinn, und unter der Bedingung, Deutschland binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Es ist kaum nötig zu sagen, daß Fritz sich nicht länger bei dem alten Kirchhofe herumtrieb, auf dem er gehofft hatte, seine Gebeine zu lassen; sondern er kehrte eiligst nach San Antonio zurück und nahm seine Gebeine mit.

Viele von den deutschen Ansiedlern waren Männer von feiner Erziehung und hoher Geistesbildung; manche hatten zu Hause in guten Umständen gelebt, konnten aber die erstickende Atmosphäre des altweltlichen Despotismus nicht ertragen.

Es ist schwer, die Deutschen in Westtexas zu sehr zu loben; sie haben das Land zu dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen sehr schwachen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Anteil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältnis mit ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert, es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Roheit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Ansiedelungen so gut wie unbekannt.

29. Kapitel.

Auf der Rückfahrt von Neu-Braunfels waren fünf Passagiere im Innern der Kutsche, außer dem Reporter, dem Doktor und mir, und zwar waren alle mit einer Ausnahme Texaner Viehzüchter in der groben Kleidung ihres Standes. Die Ausnahme bildete ein Mann mit rotem Gesicht, der an einer ungeheueren Busennadel hing und von einem hohen Cylinder begleitet war: er war Geschäftsreisender für eine Seifenfabrik in S. Louis, und war erst Tags zuvor in Texas angekommen. Seiner hohen Meinung von seiner eigenen Pfiffigkeit und den vorzüglichen Eigenschaften seiner Seife kam nur seine Leichtgläubigkeit und sein verzehrender Durst nach Nachrichten über Texas gleich. Er war mit Fragen bis an den Rand gefüllt und floß davon über, sie sprudelten aus ihm heraus wie ein Wasserfall und wurden nur bisweilen durch einen heftigen Stoß des Wagens unterbrochen. Die anderen Passagiere begriffen bald den Charakter des Mannes mit dem roten Gesichte und beantworteten seine mannigfachen Fragen über die Mexikaner, die Indianer u. s. w. mit möglichst geringer Verschwendung von Wahrheit. Sie starrten auf seinen Hut mit solcher Beharrlichkeit, besahen ihn mit solchem Interesse, und flüsterten offenbar darüber unter einander, daß der Reisende darüber verwirrt wurde; aber er sagte nichts, denn er hielt dies Betragen für eine Texaner Eigentümlichkeit. Nach einer Weile bog sich ein langer, schlanker Viehzüchter in blauem Hemd und Ueberhosen aus Ziegenfell vor, legte die Hand auf des Seifenhändlers Kniee, und sagte:

„Ihr reist doch nicht nach San Antonio, nicht wahr, Fremder?“

„Ja, Herr, ich gehe nach San Antonio!“

Da wendete sich der andere zu seinen Freunden und betrachtete sie, einem nach dem anderen, mit einem mitleidig-wehmütigen Blicke.

„Habe ich recht verstanden, daß Ihr nach San Antonio reisen wollt?“



Ums Himmels willen, erklärt Euch.

„Ja, Herr, und wenn kein Unglück passiert, hoffe ich heute Abend dort zu sein.“

Die Viehzüchter flüsterten unter einander, warfen ängstliche Blicke auf des Reisenden Person, verfolgten aber den Gegenstand nicht weiter.

Auf der ersten Station, wo wir anhielten, um die Pferde zu wechseln, näherte sich einer von den Stallknechten, offenbar

von dem Schlanken in ziegenledernen Hosen angestellt, dem Seifenhändler und sagte:

„Entschuldigt, Oberst, daß ich mir die Frage erlaube: aber Ihr geht doch nicht nach San Antonio, wie?“

„Ja, Herr, dahin gehe ich, und, zum Henker, warum sollte ich nicht nach San Antonio gehen?“

„Ach Gott“ war alles, was der Mann antwortete, worauf er sich an einen Wassertrog lehnte und dem Reisenden von San Louis mitleidige Blicke zuwarf, bis der Wagen abfuhr.

Auf der nächsten Station betrachtete ihn ein Neger neugierig, ging zweimal um ihn herum und sagte dann: „Herr, geht Ihr wirklich nach San Antonio, ist es wahr?“ Und als die Frage bejaht wurde, hörte man einen irischen Stallknecht ausrufen: „Armer Teufel, ich denke, er hat nicht einmal einen Freund, um ein gutes Wort für ihn einzulegen. Sie werden ihm nicht Zeit lassen, ein Pater und ein Ave zu sprechen.“

Der Reisende stieg in den Wagen, fühlte sich verwirrt, und war offenbar im Begriff, nervös zu werden. Da kletterte ein kleiner Junge am Wagenfenster in die Höhe, als es eben fort ging, suchte den Mann mit den Augen, und heftete dieselben so aufmerksam auf ihn, wie er es etwa mit einem Elefanten im Cirkus gethan haben würde, und begann: „Herr, Ihr geht doch nicht —“ da fiel der kleine Junge in den Schmutz, und der Seifenmann wendete sich in höchster Aufregung an seine Mitreisenden:

„Gentlemen, das ist zu viel. Was zum Henker ist denn los? Die Leute scheinen erstaunt, daß ich nach San Antonio gehe. Pflegen Gentlemen nicht in diesen elenden alten Kutschen zu reisen?“

„Nein,“ sagte der lange Viehzüchter, „das ist der Grund nicht.“

„Nun, welcher ist es denn? Ihr fürchtet Euch doch nicht, hin zu gehen.“

„Nein, Herr, ich fürchte mich nicht. Doch wenn ich an Eurer Stelle wäre, würde ich — nun ich würde unangenehme Zufälle fürchten.“

„Ums Himmels willen, erklärt Euch!“ rief der erschrockene Fremde.

„Seht, Reisegefährte, um kurz zu sein, ich möchte nicht in Eueren Stiefeln stecken, oder vielmehr in Euerem Hut, und so den Marktplatz von San Antonio betreten, nein Herr, nicht für den größten Rancho westlich vom Guadalupe. Zehn Minuten, nachdem Ihr den Alamo erreicht habt, kann Eure Frau Witwe sein. Nein Herr, ich würde nicht ein krankes Kalb für all' die Seife geben, die Ihr dann noch verkaufen könnt. Vielleicht versteht Ihr mich nicht, Ihr seid hier fremd und kennt die Einwohner nicht. Nun laßt Euch sagen: die San Antonianer sind ein einfaches Hirtenvolk. Sie sind in der Entfernung von Eisenbahnen und von den entnervenden Einflüssen der öffentlichen Schulen aufgewachsen. Sie wissen nichts von Arglist und Modethorheiten — fanatisch sind sie durchaus nicht — aber sie schwärmen für das Stilvolle. Sie können alles ertragen, nur eins nicht: San Antonio ist das Land der Freiheit, mit Ausnahme von einem einzigen Punkt: das Volk kann den Anblick eines Cylinderhutes nicht ertragen; sie wollen ihn nicht, er bringt auf sie dieselbe Wirkung hervor, wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Ihr könnt durch die Straßen barfuß gehen, und niemand wird darauf achten, Ihr mögt wie ein Chinese gekleidet einher stolzieren, so werden sie höchstens ein paar Steine nach Euch werfen; ja Ihr könnt sogar ohne Kleider und bemalt auf der Straße erscheinen, und man wird Euch kaum tadeln; aber betretet die Stadt mit diesem Hut und — der Herr stehe Euch bei: Ich sage Euch, Herr, die Folgen von blindem Vorurteil sind schrecklich."

Der Mann mit dem roten Gesicht war in einer fast hysterischen Stimmung. Er erbot sich, mit dem Kutscher zu tauschen, welcher einen Sombrero für fünfundzwanzig Cents trug, aber dieser verweigerte den Tausch. Dann bat er die Reisegefährten um Rat, und bekam ein Uebermaß davon. Zuletzt stieg er auf dem Alamoplatz vom Wagen und schlüpfte in das Menger-Hotel, seinen Hut in ein leinenes Tuch gehüllt unter dem Arm und ein Taschentuch um den Kopf gebunden.

San Antonio ist der größte Wolle- und Häutemarkt in Texas; mehr als eine Million Pfund Wolle werden jährlich daselbst verkauft und nach den östlichen Staaten ausgeführt. Wollenfabriken finden sich nicht in San Antonio; eine solche

wurde gegründet, ging aber wieder ein. In einer Zeitung fand ich den folgenden Bericht darüber:

Starkes Wollengeschäft.

„Zwei Neger aus dem Haus Berg und Bruder haben ein eigenes Geschäft angefangen; sie hatten sehr wenig Kapital, aber viel Mut, und einige ihrer weißen Freunde ermutigten sie. Sie gründeten in der Acquia-Straße eine Wollenkämmerei; die erste Portion Wolle, die sie verarbeiteten, war von dunkler Farbe, kurzhaarig, und was das Seltsamste ist, sie produzierten sie auf ihren eigenen Köpfen, wo sie von selbst wächst. Bei der Behandlung der Wolle gebrauchten sie außer ihren Händen auch Prügel u. s. w. Man glaubt nicht, daß das Kompagniegeschäft in Blüte kommen wird, da die Polizeikosten zu hoch sind, und unsere Lokalbehörden die einheimische Industrie durchaus nicht ermutigen. Aber man sieht doch, wie weit es der Neger im Süden bringen kann, wenn er will.“

Im Hotel traf ich einen Touristen, welcher das Volk von San Antonio für gefühllos erklärte, und meinte, sie wüßten ihre romantische Umgebung nicht zu schätzen. Die Erfahrungen seines ersten Tages in der Stadt glichen den meinigen so sehr, daß es mich sehr interessierte, sie ihn erzählen zu hören. Er war am Abend angekommen und am folgenden Tage früh aufgestanden, um im Heiligtum der Texaner Freiheit zu träumen. Er war in poetischer Stimmung und sehnte sich, an den hiesigen Thermopylen einige Thränen zu vergießen.

In der Mitte des Alamoplatzes steht ein kleines Steingebäude, äußerst einfach und unbedeutend; dies Gebäude sah der Tourist, und da er Leute aus- und eingehen sah, schloß er daraus, dies seien die wahren Thermopylen, und das Volk gehe hinein, um sich seiner Morgentrauer hinzugeben. Er ging auf einen Eingeborenen zu und fragte ihn, ob die Leute da hinein gingen, um zu träumen?

„Träumen? zum Teufel“ — war die Antwort des Heiden — „sie gehen nach Lebensmitteln.“

„Ist das nicht die heroische Stelle, wo die unmenschliche Schlächterei der Texaner Helden stattfand?“

„Dies ist die Alamo-Markthalle, aber die Schlächterei,

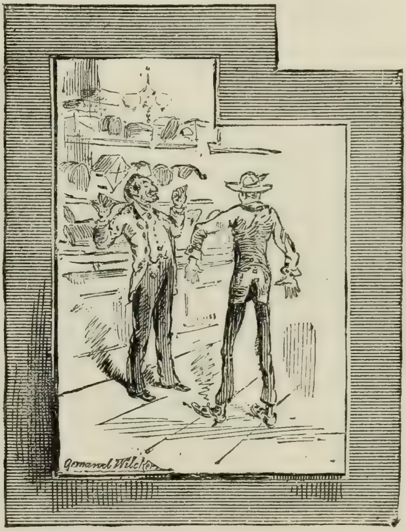
Fremder, wo das Schlachten besorgt wird, ist eine Meile außerhalb der Stadt. Ihr müßt wissen, daß dies eine Stadt ist."

Jenseits der Straße sah er ein Schild „Alamo-Laden". Er ging hinein und fragte den Eigentümer, ob Travis und Crockett hier in der Nähe gefallen seien.

„Das kann ich nicht sagen. Ich komme gerade von der Post zurück. Vielleicht ist jemand hier in der Nähe gefallen, während ich weg war," war die entmutigende Antwort.

„Ich meine: ist dies der alte Alamo, wo Travis und seine Helden fielen?"

Ein Strahl von Verständnis dämmerte in den Zügen des Kaufmanns auf. Spekulation glänzte in seinen Augen, als er antwortete: „Dies ist der Laden, wo sie alle ihre fertigen Kleider kauften, billig für baar Geld." Und ehe der verwirrte Pilger antworten konnte, hatte er einen Ueberzieher an, der ihm paßte, „gerade als wäre er darin geboren".



Genau passend.

Er kam mit dem Ueberzieher heraus; der Kaufmann verlangte siebenundzwanzig Dollars, ließ aber zwei Dollars und sieben Cents nach, in Rücksicht auf die heiligen Erinnerungen, welche über dem Alamo schwebten.

Unser Pilger verlor den Mut nicht; wo er das unsterbliche Wort Alamo sah, da ging er hinein. Nachdem er so fünf Alamo-Salons besucht hatte, führten ihn zwei Polizeidiener ins Gefängnis, welches, durch Ironie des Schicksals, einer der Räume des echten Alamogebäudes war. Sonst hätte er es niemals gefunden, er müßte denn die Thatsache bemerkt haben, daß es das einzige Bauwerk in diesem Teil der Stadt ist, welches das Wort „Alamo" nicht in großer Schrift angemalt trägt.

Als wir im Begriff waren, San Antonio Lebewohl zu sagen, fuhren wir noch hinaus, um die Missionen zu sehen. Die Ruinen von vier alten spanischen Missionen sind in der Nähe, am Ufer des Flusses: La purissima Concepcion, zwei Meilen unterhalb der Stadt, San José vier Meilen, San Juan de Capistran sechs Meilen und San Francisco de la Espada neun Meilen flußabwärts. Wir besuchten nur die beiden ersten, Concepcion und San José.





Mission San José.



Ein Teil der letzteren ist gut erhalten und sie war die schönste aller Missionen in Texas. Der König von Spanien sandte einen berühmten spanischen Architekten und Bildhauer, namens Huizar, um sie zu erbauen. Der größte Teil der Vorderseite des Gebäudes ist aus einheimischem, weißem Marmor; schön gearbeitete Statuen in mehr als Lebensgröße von der Jungfrau mit dem Kind, Sankt Joseph, Sankt Gregor und Sankt Peter schmücken

sie. Große Cedernholzthüren, so fest wie sie vor zweihundert Jahren eingehängt wurden, schließen den Haupteingang. Huizar, der Bildhauer, that die meiste Arbeit selbst; das Taschenmesser moderner Touristen hat sich mit einigen Details beschäftigt, die er unvollendet gelassen hatte.

„Ja," sagte der Doktor, „ich liebe diese alten Ruinen," indem er auf einen Haufen loser Steine kletterte, und durch eine gothische Fensterhöhle spähte, „ich liebe diese alten Ruinen —"

„Wir betreten sie niemals
Ohne den Fuß zu setzen
Auf ehrwürdige Geschichte."

Wie er noch sprach, rollte etwas von der ehrwürdigen Geschichte unter seinen Füßen weg und er lag unter den anderen



Ausfahrt.

Ruinen am Fuß der Türme von San José und beschloß seine Citation mit einigen wenig ehrwürdigen Bemerkungen.

Ich stand und betrachtete die ungeheure Ruine, wie sie im Sommersonnenschein vor mir lag, und dachte an die Scenen, welche hier vor hundertundfunfzig Jahren Platz gefunden hatten — an den Soldaten und den Priester, das Schwert und das Kreuz, die Indios reducidos und die Indianer, die sich nicht wollten reduzieren lassen, Bruder Antonio in der Kirche, den Squaws und alten abgelebten Indianern den wahren Glauben erklärend, während Bruder Francisco unten bei den Bewässerungsgräben den künftig zu Bekehrenden auseinander setzt, daß sie nicht durch den Glauben allein, sondern durch gute Werke selig werden

könnten. Ich stelle mir einen weißen Jäger vor, der in jenen Tagen Texas durchwanderte, welcher noch nichts von den spanischen Missionen wußte und plötzlich auf eines dieser großen Gebäude in der weiten Prärie stieß. Mochte er seinen Augen glauben, wenn er die Heiligenstatuen, die künstlichen Gewölbbogen, die zahmen Indianer, die ehrwürdigen Priester, die bunt gekleideten Soldaten sah? Würde er nicht seine Ohren für bezaubert gehalten haben, hätte er die Vesperhymne der Andächtigen sich mischen hören mit dem lustigen Gesang der Indianer, welche die Wassergräben anlegten, während er nicht anders gewußt hatte, als daß das ganze Land eine Wildnis sei, viele hundert Meilen in die Runde? Sicherlich würde er sich für verzaubert halten.



30. Kapitel.

Zur Abendessenszeit kehrten wir aus den Missionen in die Stadt zurück. Nachdem wir durch die Stärke und Vielseitigkeit unseres Appetites die Bewunderung des Kellners erregt hatten, zündeten wir unsere Cigarren an und setzten uns vor dem Hotel nieder, um die kühle Abendluft zu genießen. Unser redseliger Freund von der Presse war schon da.

„Gentlemen, wollt Ihr nicht mit mir morgen früh hinunter nach Gonzales reisen, um der Brown Bowen-Vorstellung beizuwohnen? Ihr findet keine andere so gute Gelegenheit.“

„Was für eine Art Vorstellung ist es?“

„Es ist eine Vorstellung am gespannten Seil,“ erklärte der Reporter.

Der Doktor sagte, er liebe dergleichen Schauspiele nicht, denn er fürchte immer, daß der Darstellende fallen und den Hals brechen könnte.“

„Darin liegt gerade das Interessante von der Sache, daß übermorgen der Betreffende seinen Hals dem Gesetze gemäß brechen muß. Das ist gerade der charakteristische Zug der Vorstellung.“ Darauf erklärte er, daß ein notorischer Mörder, namens Brown Bowen, in Gonzales gehängt werden solle; er, der Reporter, müsse von Amts wegen dabei sein, und es würde ihm angenehm sein, wenn wir ihn begleiten wollten.

„Wer ist dieser Brown Bowen?“ fragte der Doktor.

Der Reporter schob seinen Stuhl näher, nahm eine frische Cigarre und erzählte uns die folgende wahre Geschichte von Brown Bowen und seinen Verbrechen:

„Brown Bowen ist ein flotter junger Mann, geboren und erzogen im Gonzales-Bezirk. Er hat sich in einer Anzahl von Gefechten befunden, welche für seine Gegner verhängnisvoll ausfielen. Wäre ihm der Sheriff nicht in den Weg getreten, würde er wahrscheinlich einer der ausgezeichnetsten Desperados von Texas geworden sein. Er ist ein Vetter von John Wesley Hardin, welcher beschuldigt wird, mehr als zwanzig Menschen umgebracht zu haben, obgleich er kein Arzt ist." Dabei schielte der Sprecher nach dem Doktor hinüber.

„Bowen gehörte zu einer Bande von schamlosen Pferdedieben und Mördern; Wesley Hardin war eine Art Ehrenmitglied. Am 19. Dez. 1872 hielten sie eine Zusammenkunft in Billings Store, im De Witt-Bezirk. Sie hielten ein Gastmahl, aus Branntwein und Austern bestehend, welche sie auf Kredit von dem Wirt entnahmen, der über die große Kundschaft sehr niedergeschlagen war. Der Zweck der Zusammenkunft war, sich zu betrinken und dabei andere Geschäfte abzumachen, die vorkommen könnten. Unter ihnen befand sich Thomas Halderman, den die anderen im Verdacht hatten, kein echter Pferdedieb zu sein, weswegen er sehr unpopulär war. Er hatte keinen hinreichenden Beweis beibringen können, daß er schon jemand umgebracht habe, und man betrachtete ihn geradezu als schwarzes Schaf. Aber als es zum Schnapstrinken kam, zeichnete sich Halderman aus, wie ja jedermann seine Spezialität hat, und mußte noch früh am Tage hinaus getragen werden, wo er unter einem Baume liegen blieb. Die anderen setzten die Festlichkeiten fort, galoppierten auf den Ponies umher und tranken um die Wette. Bei solchen Gelegenheiten ist es gebräuchlich, daß wenigstens ein Opfer fällt, aber aus irgend einem Grunde war dieses wichtige Zubehör des Festes bis spät Abends übersehen worden. Vielleicht warteten sie darauf, daß irgend ein Fremder auf einem guten Pferd auf der Straße daher käme."

„Einer aus dem Norden, der, wie wir, der Gesundheit und des Vergnügens wegen reist," bemerkte der Doktor cynisch.

„Die Sonne," fuhr der Journalist fort, „sank schon hinter den westlichen Prärieen nieder, und noch war kein um seiner Gesundheit willen reisender Fremder durch die gütige Vorsehung nach Billings Store geführt worden.

Bowen verließ das Haus, näherte sich dem Betrunkenen, der noch unter dem Baume lag, und schoß ihn durch den Kopf. Ein Knabe, namens Mac. Billings, kam gerade heraus und brachte Bowens Pferd, welches weggelaufen war; er war Zeuge der Schandthat.

„Hier ist Euer Pferd, Oberst Bowen," sagte der Knabe.

„So ist's recht, Söhnchen," antwortete der aufgeschreckte Brown Bowen, „binde es dort an den Baum, und denke daran, daß man Jungen von Deinem Alter sehen, aber nicht hören darf. Schwatze nicht zu viel, so wird jeder mit Dir zufrieden sein."



Bowen im Gefängnis.

Bowen kehrte in den Laden zurück, wo er stundenlang der Lustigste der Lustigen war. Aber der Junge dachte über die Dinge nach und legte sie sich im Geiste zurecht, und als er später auf die Zeugenbank kam, erzählte er die Geschichte so gerade heraus, daß die Geschworenen den Gefangenen des Mordes im ersten Grade schuldig fanden.

Nun wißt Ihr so viel davon, als ich selbst, aber wenn Ihr die endliche Vollstreckung des Gesetzes bezeugen wollt, so werde ich Euch morgen früh abholen und wir reisen zusammen nach Gonzales."

„Wie kam es, daß er nicht früher verurteilt wurde?"

„Das hatte ich vergessen. Brown Bowen wurde festgenommen und ins Gefängnis gesetzt, was ihm sehr mißfiel. Seine Freunde glaubten, dies sei eine bloße Formalität, darum warteten sie eine Woche und erwarteten, daß der Sheriff sich entschuldigen und Bowen zu seinem Stellvertreter ernennen würde, als eine teilweise Entschädigung; aber darin irrten sie sich. Das Publikum war zu der Ueberzeugung gekommen, daß es Zeit sei, Bowen und seinen Leuten eine Lektion zu geben. Selbst der friedfertigste Bürger wird dessen müde, jedesmal als Scheibe dienen zu sollen, wenn es einem Schurken einfällt, sich im Pistolenschießen zu üben. Hardin und seine Leute schienen die öffentliche Meinung nicht zu kennen. Sie wurden ungeduldig über das Zögern des

Sheriffs, Brown Bowen in Freiheit zu setzen und Amende honorable zu machen, erbrachen das Gefängnis und erlösten das unglückliche Opfer der öffentlichen Meinung.

Zunächst hörte man von ihnen aus Florida, wo sie gelegentlich Beweise von ihrer Geschicklichkeit mit ihrer Lieblingswaffe gaben. Zuletzt wurden die Ausflügler aus Texas unzufrieden mit dem Betragen eines Floridaner Eisenbahnbeamten, und machten einen Angriff auf ihn, der fast tödlich abgelaufen wäre. Sie versprachen feierlich, obgleich sie gesetzlich nicht dazu verpflichtet waren, ihn das nächste Mal zu töten; und er hatte allen Grund zu glauben, daß sie ihn nicht täuschen würden. Der Eisenbahnbeamte interessierte sich für sie von da an, und teilte den Texaner Behörden ihr Vorhandensein in Florida mit. Der Gouverneur von Texas setzte für ihre Festnahme eine hohe Belohnung aus. Detektives aus Texas, um die Ehre ihres Staates zu retten und in der Hoffnung, die Belohnung zu verdienen, gingen nach Florida und fingen die ganze Bande ein — wenn dieser Ausdruck nicht zu hart ist — einschließlich einiger, welche getötet wurden, weil sie dem Gesetz Widerstand leisteten. Wes Hardin und Brown Bowen wurden nach Texas ausgeliefert; ersterer sitzt jetzt im Zuchthause und letzterer wird übermorgen gehängt."

„Ich denke, wir sollten hingehen," sagte der Doktor.

„Es ist Eure Pflicht, es zu thun," sagte der Reporter. „Ich will sehen, daß ich für Euch Vordersitze bekomme, selbst wenn ich Euch vor dem Sheriff für Mitglieder der Presse ausgeben müßte."

„Wir gehen in jedem Falle," antworteten wir.

„So hole ich Euch also ab; macht Euch rechtzeitig bereit. Wir brauchen zu dem Ausflug einige Cigarren, gute natürlich, und eine Korbflasche von bedeutender Größe, denn in Gonzales dürfen keine geistigen Getränke verkauft werden. (Deswegen wünschte ich so sehr Eure Begleitung.) Erinnert Euch, daß Ihr in der Qualität der Erfrischungen ganz unbeschränkt seid; zu gut können sie nicht sein," schloß der ehrliche Reporter.

Der Eisenbahnwagen enthielt am nächsten Morgen unter seinen Insassen den Doktor, den Reporter, eine große Flasche, ein Kistchen Cigarren und mich. Der Reporter erklärte die

Flasche für ziemlich klein für eine Stadt wie Gonzales, wo nichts zu kaufen war.

„Seid Ihr schon in Gonzales gewesen?“ fragte der Doktor.

„Ich war oft dort und kann Euch eine genaue Beschreibung des Ortes geben. Gonzales ist nächst San Antonio die älteste Stadt im Staate, aber noch so klein für ihr Alter, daß man glauben sollte, sie sei erst seit sechs Monaten angelegt; sie enthält nur fünf bis sechshundert Einwohner, und die Häuser, mit Ausnahme weniger Privatwohnungen und Kaufläden, sehen aus, als seien sie seit ihrer Erbauung nicht geweißt worden. Die alten Spanier legten die Stadt in Gestalt eines Kreuzes an, aber da überall zerstreute Häuser stehen, so muß man es entweder den alten Leuten aufs Wort glauben, oder in einem Ballon aufsteigen und die Sache von oben besehen. Gonzales ist voll von historischen Erinnerungen, es besitzt Flöhe von Nußgröße und mehrere Stellen, wo revolutionäre Ereignisse stattgefunden haben.

Aus diesen Gründen sollte es mehr in Blüte stehen, als der Fall ist. Ihr werdet drei oder vier Kaufläden sehen, welche von Herren mit hebräischen Gesichtszügen geleitet werden. Außer seinen historischen Erinnerungen und den Schädlichkeiten in der Gestalt von Flöhen und Moskitos, rühmt sich Gonzales, mehr geschickte Advokaten hervor zu bringen, als irgend eine andere Stadt in Texas. Die meisten von ihnen sind pfiffige Burschen. Das letzte Mal, als ich dort war, titulierten sie mich „Oberst“ und führten mich an den Ort, wo die örtlichen Mäßigkeitsgesetze am wenigsten beobachtet werden; aber das — fügte der Reporter hinzu — erinnert mich daran, daß wir unsere heiligsten Pflichten vernachlässigen. Bitte, reicht mir einmal das kleine Fläschchen.“

Ein Glas kam zum Vorschein, und nachdem sich die ganze Deputation von San Antonio erfrischt hatte, wurden neue Cigarren angezündet und der Reporter fuhr fort:

„Die Straßen von Gonzales sind ganz —“

„O, gebt uns einige historische Erinnerungen,“ sagte der Doktor.

„Nun, Ihr stolpert überall darüber. Gonzales wird das Lexington von Texas genannt, weil hier der erste Flintenschuß der Texaner Revolution abgefeuert wurde. Das Volk von Gonzales war schon lange über das Betragen der Mexikaner

empört; sie besaßen eine Kanone in ihrer Stadt, um etwaige ungehörige Vertraulichkeiten der Indianer abzuwehren, welche in die Stadt zu kommen und sich unpassende Freiheiten an Leben und Eigentum zu erlauben pflegten. Als die Kälte zwischen den Mexikanern und Amerikanern anfing rotglühend zu werden, schickten die Mexikaner ein Detachement in die Stadt mit der Bitte, ihnen zu erlauben, daß sie die Kanone an sich nähmen — ohne Zweifel, damit sie nicht unversehens losginge und jemand beschädigte. Die Gonzales-Leute luden ihre Kanone und ließen dem mexikanischen Satrapen sagen: „er möchte kommen, sie zu holen.“ Er kam nicht, aber es gab ein Geplänkel, während dessen der erste Schuß gefallen sein muß.“

„Es giebt auch eine unwahrscheinliche Legende, daß der Rückzug der Mexikaner durch eine rote Ameise verursacht worden sei.“

„Durch eine — was?“

„Durch eine von diesen roten Ameisen, welche viel schlimmer sind, als sie aussehen.“

„Wie ging das zu?“

„Ich gebe Euch die Geschichte, wie ich sie bekommen habe. Sam Houston kommandierte in Gonzales, als die Verhandlung über die Kanone geführt wurde, und lagerte auf der Anhöhe am Fluß, nahe bei Gonzales, im Angesicht des Feindes. Der mexikanische Offizier hatte ein Fernrohr, durch welches er die Gringos und die Kanone genau sehen konnte, ohne Gefahr, irgendwie Schaden zu leiden. Der alte Sam Houston war eines Tages deutlich zu sehen, und der mexikanische Offizier, welcher in seinen Bewegungen etwas Auffallendes fand, richtete sein Teleskop auf ihn. Als er den alten Sam, anscheinend zwanzig Fuß entfernt, erblickte, mit den Füßen stampfend und ausschlagend, die Fäuste schüttelnd und aus dem Munde schäumend, glaubte er, das bezöge sich auf ihn. General Houston war nie ein schöner Mann gewesen, aber sein wutverzerrtes Gesicht war geradezu entsetzlich. Nun war der Mexikaner im Begriff gewesen, anzugreifen; hätte er es gethan, so könnte er leicht den aufbrechenden Keim der Texaner Freiheit zertreten haben; aber erschrocken über das, was er gesehen, zog er sich in Verwirrung nach San Antonio zurück. So wurde Texas gerettet.“

„Aber was hat die rote Ameise mit dieser Legende zu thun?"

„Sie befand sich im Innern von Houstons Buckskinhosen. Er stand unvermutet auf einem ihrer Haufen und sie klimmten an ihm in die Höhe, als wäre er ein Halm Zuckerrohr. Die Ameise sollte in das Wappenschild des Staates aufgenommen und zum Nationalvogel der Republik mit dem einzelnen Stern erklärt werden.

Jeder Besucher von Gonzales wird freundlich eingeladen, die Stelle zu sehen, wo General Houston lagerte; während er



Sam Houston schüchtert die Mexikaner ein.

dann die Landschaft betrachtet, dürfen einige von eben jenen roten Ameisen an ihm hinaufkriechen und sich an seiner Person befestigen; so genießt er dann die Romantik in der Geschichte."

„Noch sonst etwas?"

„Jawohl. Man wird Euch ein patriotisches Loch in der Erde zeigen, im Mittelpunkt eines Platzes, worin der Flaggenmast der ersten konföderierten Fahne in Texas gestanden hat. Dann giebt es noch den Santa Anna-Hügel. Aber hier sind wir in Harwood."

Harwood ist eine kleine Station an der westlichen Eisenbahn, fünfundvierzig oder funfzig Meilen von San Antonio. Passagiere

nach Gonzales reisen hier mit der Post weiter. Harwood besteht vorzüglich aus einer Bahnstation und einem Holzhause, welches in den Boden zu versinken scheint unter dem Druck eines gewaltigen Schildes, worauf das Wort „Hotel“ geschrieben steht. Ein Wagen mit einem Paar erträglicher Pferde stand bereit, uns zwölf Meilen weiter nach Gonzales zu bringen, auf Vorausbezahlung von zwei Dollars der Mann.

Die Fahrt nach Gonzales war sehr unerfreulich, das Wetter heiß und der Weg sehr staubig. Die Gegend war weder hügelig noch bergig und sehr wenige Pflanzungen waren sichtbar, bis wir der Stadt ganz nahe kamen. Gegen ein Uhr, von der Sonne verbrannt, Augen und Ohren gefüllt mit dem Boden des Gonzaler Bezirks, sehr müde und noch mehr hungrig kamen wir in der Stadt Gonzales an und stiegen im Howerton-House, einem ausgezeichneten Hotel, ab.

Das erste, wonach der Reporter fragte, war, ob Bowen entkommen sei, Selbstmord begangen habe oder begnadigt worden sei, und da man ihm sagte, derselbe sei noch am Leben und im Gefängnis, drückte er seine Zufriedenheit aus und beantragte, daß wir sogleich zu Tische gehen sollten. Nachdem wir also, so weit es mit Wasser und Seife möglich war, die Spuren unserer Reise vertilgt hatten, begaben wir uns zum Mittagsessen. Gegen zwanzig Leute waren schon an der Arbeit; wir nahmen Platz und erholten uns bald von unseren Beschwerden.

Mir gegenüber saß ein alter kahlköpfiger Mann mit einem entschieden bösartigen Gesichtsausdruck. Er war sehr redselig und gebrauchte seinen Mund nur zum Kauen, wenn ihm die Gedanken ausgingen.

„Kommt Ihr, ihn hängen zu sehen?“

„Ja. Reicht mir die Bohnen herüber,“ sagte der Reporter.

Der kahlköpfige Mann gab uns viele Nachrichten über Brown Bowen und seine Verbrechen. Ueber das Geschäft des Hängens war er sehr wohl unterrichtet. Während wir unsere Suppe aßen, lieferte er eine naturtreue Darstellung einer Hinrichtung, der er in Kansas beigewohnt hatte. Auf den Reporter machte es wenig Eindruck, denn dieser langte sich zum zweiten Male zu. Der kahlköpfige Mann war aus Kansas und belebte

das Bankett mit einer Reihe von Mordgeschichten, welche einen Romanschreiber hätten berühmt machen können.

„Hängen ist nichts, wenn man einmal daran gewöhnt ist.“

„Wie oft seid Ihr schon gehängt worden?“ fragte der Doktor.

„Ich meine Hängen, wenn Ihr selbst jemand hängt.“

„Ich habe ihrer schon fünf oder sechs hängen helfen.“

„Habt Ihr, wirklich?“ sagte der Kahlkopf, wobei sein Gesicht sich aufheiterte. „Ich könnte Euch einige von meinen Erfahrungen mitteilen, wobei Euch die Haare zu Berge stehen würden. Ich bin funfzig Meilen weit hergekommen, um dieser Brown Bowen-Ceremonie beizuwohnen.“

Während des Restes der Mahlzeit erheiterte er uns mit einer Erzählung von drei Leichen, die er an einem Baum hängend gefunden hatte. „Ich möchte wissen,“ sagte der Reporter, „ob der Wirt ihn nicht gedungen hat, um unserem Appetit seine Schärfe zu nehmen. Wenn es der Fall ist, so ist es verlorene Mühe, so viel mich angeht: ich habe in dem konföderierten Heere gedient. Gebt mir die Rüben.“

„Ich habe den Sheriff gesprochen, und er hat mir vertraut, daß er Brown sieben Fuß Fall geben werde. Wenn er das thut, so bricht er ihm den Hals gerade so:“ sagte der Kahlkopf, indem er einen Sellerieстengel zwischen den Fingern zerbrach. „In Kansas pflegten wir sie vom Boden in die Höhe zu ziehen.“

„Jede Methode paßt mir,“ sagte der Reporter: „ich habe bloß zu berichten.“

Wir ließen den Mann bei Tisch sitzend, wo er einen spät Angekommenen mit der Beschreibung einer Leiche unterhielt, die er in Osttexas aus einem Fluß hatte ziehen helfen, und gingen aus, die Stadt zu besehen. Unser Wirt war so gütig, uns zu begleiten. „Möchtet Ihr nicht den Platz sehen, wo Sam Houston lagerte, im Jahre 1835, als die Mexikaner die Stadt angreifen wollten?“

Wir schlugen es ihm ab in Erinnerung von Sams Abenteuer mit den roten Ameisen, erklärten uns aber bereit, das Loch zu sehen, wo der Mast gestanden hatte, von welchem die erste konföderierte Fahne in Texas wehte. Glücklicherweise hatte niemand die Reliquie fortgetragen. Als diese Ceremonie vorüber

war, wurden wir dem Sheriff des Gonzales-Bezirkes vorgestellt, einer großen, einfachen, biedern Art von Mann mit gutmütigem Gesichtsausdruck, der uns sehr höflich behandelte und fragte, ob wir wünschten Brown Bowen vorgestellt zu werden. Wir sagten ja.

In wenigen Minuten waren wir am Gefängnis. Der Sheriff hatte denselben Morgen ein Telegramm vom Gouverneur erhalten, worin dieser sich weigerte, einzuschreiten. Das Gefängnis

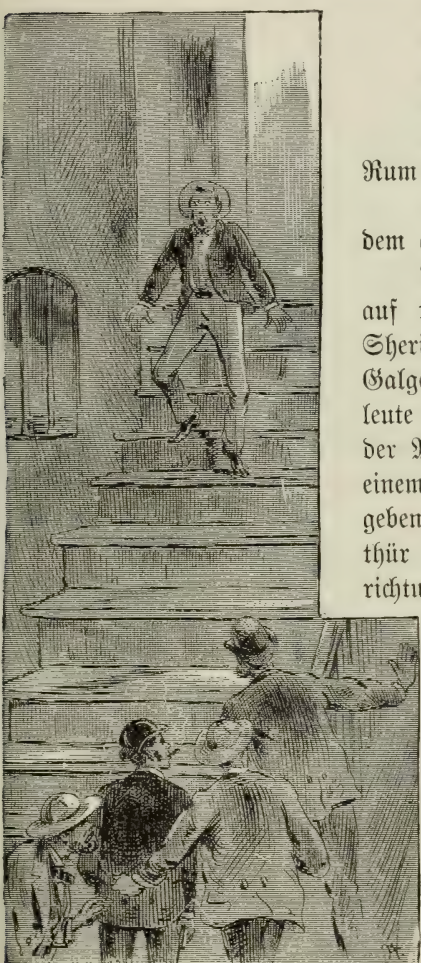


Niemand hatte die Reliquie weggetragen.

war ein zweistöckiges Steingebäude, aber nur das obere Stockwerk diente als Gefängnis; eine Treppe führte von außen nach dem zweiten Stock, und gerade vor dieser Treppe war ein kleines Holzhaus, wo unter dem Kommando des Kapitän Hall sechs Rangers wohnten. Zwischen dem Gefängnis und dem Holzhaus legten mehrere Zimmerleute die letzte Hand an das Schafott, dessen Boden in gleicher Höhe mit dem oberen Treppenabsatz war, so daß der Verurteilte weiter nichts zu thun hatte, als aus der Gefängnisthür über den Treppenabsatz unmittelbar unter den Galgen zu treten. Der Gefängnishof war mit einem Palissadenzaun um=

geben, der jedoch den Anblick des Schafotts nicht im mindesten behinderte. Als wir die Treppe hinaufstiegen, kam ein Mann in bedeutender Aufregung herunter gelaufen.

„Was giebt es — Selbstmord?“ fragte der Sheriff.



Er verlangt einen Pfirsich in Rum eingemacht.

„Nein.“

„Fluchtversuch?“

„Nein.“

„Nun, was ist denn los?“

„Er will einen Pfirsich in Rum eingemacht.“

„Gut, verschafft ihm einen, dem armen Teufel.“

Wir stiegen die Treppe hinauf nach dem Absatz, wo der Sheriff einen Blick auf den Galgen warf, an dem die Zimmerleute sägten und hämmerten. In der Mitte des Bodens, der von einem niedrigen Geländer umgeben war, hatte man eine Fallthür ausgeschnitten. Die Einrichtung war so getroffen, daß durch Berührung eines Hebels die Thür heraus fiel und zwanzig Fuß tief den Boden erreichte. Der Sheriff machte uns auf einige Verbesserungen aufmerksam, die man angebracht hatte, dann betraten wir das Gefängnis; die Thür wurde aufgeschlossen, und nun befanden wir uns in der Gegenwart von Brown Bowen. Er war ein junger Mann, nicht über dreißig Jahre alt, wohlgebaut und etwas über Mittelgröße. Er hatte braune Haare und Augen, regelmäßige Züge und einen freundlichen Gesichtsausdruck. Nichts an ihm zeigte den Desperado.

„Der Gouverneur weigert sich, Euch zu begnadigen,“ sagte der Sheriff.

„Er ist ein Esel,“ antwortete Bowen.

„Hier sind einige Herren und ein Zeitungsreporter, welche Euch besuchen wollen.“

Der Verurteilte reichte uns die Hand. Er hatte einen eisernen Griff.

„Wann soll ich vom Pöbel umgebracht werden?“ fragte er.

„Paßt es Euch halb drei Uhr?“

„O, wenn ich umgebracht werden muß, kommt es mir nicht auf die Zeit an.“

Der Sheriff wollte eben antworten, als der Gefängniswärter die Ankunft von Bowens Advokaten anzeigte, welcher eingelassen wurde. Er war ein dicker Mann mit rotem Bart und lauter Stimme. Er schien ziemlich aufgeregt zu sein und trug ein Exemplar von Pascals Abhandlung über die Gesetze von Texas unter dem Arm.

„Brown Bowen,“ sagte Oberst Jones, so hieß er, „sie haben nicht das Recht, Euch öffentlich in Gegenwart des Pöbels aufzuhängen.“

„Nein, das haben sie nicht,“ sagte Bowen.

„Und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr von Rechts wegen verlangen, ruhig in Eurer Zelle gehängt zu werden, ohne öffentliche Darstellung. Mr. Sheriff, ich übergebe Euch dieses Papier, worin ich verlange, daß mein Klient hier in dieser Zelle gehängt wird.“

„Hier im Innern!“ rief der Sheriff.

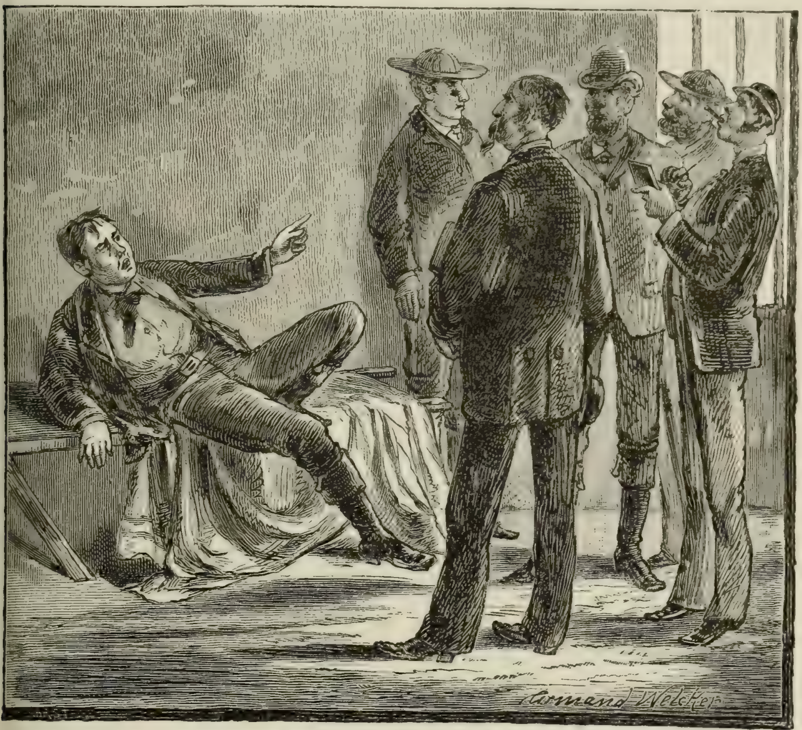
„Ja, Herr; das Gesetz schreibt vor, daß die Exekution privatim ausgeführt werde, wenn es möglich ist. Ja, Brown Bowen, Ihr könnt gerade auf der Stelle gehängt werden, wo Ihr jetzt steht; man sägt eine Fallthür in den Fußboden und befestigt einen Ring an der Decke, und Ihr könnt gerade hinunter in die — ich meine, in Gegenwart Eurer Freunde“

„Ich sehe nicht, was mir das nützen würde,“ brummte Bowen.

„Eine Fallthür in den Fußboden sägen,“ sagte der Sheriff, „das ließe sich hören, jawohl. Jeder Gefangene würde eine Fallthür in seiner Zelle angebracht haben wollen. Dies ist eine

verteufelt schlechte Zeit, um Verbesserungen im Gefängnis anzubringen — Haltet Ihr mich für eine Baukommission?"

Da er seine Meinung nicht durchsetzen konnte, sah sich Oberst Jones um und bemerkte, daß unser Freund einiges notierte, was Bowen ihm mitteilte; er sagte feierlich zu letzterem: „Brown Bowen, bereitet Euch vor, vor Gott zu treten und schickt diesen



Oberst, bringt Eure Kinder mit, mich hängen zu sehen.

Reporter zum Teufel," welche Bemerkung ein allgemeines Lächeln hervorrief, selbst bei dem Verurteilten; aber Oberst Jones war es sehr ernsthaft zu Mute, und so hielt er Bowen, der auf einer Decke lag, eine Marcus Antonius-Standrede: „Es ist nichts, Brown Bowen, und wird schneller vorüber sein, als Ihr denkt. Ihr fallt durch das Loch, und im nächsten Augenblick wandelt Ihr in den Wohnungen des Lichtes umher. Ich bin der einzige Freund, den Ihr habt; alle hassen mich deswegen. Lebt wohl, Brown Bowen."

„Lebt wohl, Oberst Jones," sagte Brown.

„Gehabe Dich wohl, Brown Bowen."

„Oberst, könntet Ihr nicht morgen Eure Kinder herbringen, um mich hängen zu sehen?"

„Nein, Bowen, meine Kinder können nicht kommen, aber ich will versuchen, daß ich selbst dabei sein kann."

Wir verabschiedeten uns von dem unglücklichen Mann und kehrten ins Hotel zurück. Die Exekution sollte am nächsten Tage halb drei Uhr stattfinden; wir besuchten Bowen nicht weiter, aber der Reporter machte ihm am folgenden Morgen einen offiziellen Besuch. Er fand ihn sehr entmutigt, ja ganz niedergeschlagen. Er sagte dem Reporter, nicht er, sondern Hardin habe Halderman erschossen, und es habe eine Verwechselung der Personen stattgefunden: er solle für Wes Hardin gehängt werden. Als er über die Vorfälle in Florida befragt wurde, äußerte er, gewisse Ereignisse in Texas machten ihm Gedanken, aber obgleich er in Florida mehrere Menschen ermordet hatte, fühlte er darüber nicht die geringste Reue, sein Gewissen beunruhigte ihn nur wegen seiner Texaner Unthaten; was jenseits der Grenzen des Staates vorgefallen war, ließ ihn ganz gleichgültig. Ich hatte noch nie gehört, daß das Gewissen eines Menschen sich nach geographischen Grenzlinien richten könne. Was seine religiösen Ansichten betraf, so fanden die drei methodistischen Geistlichen viele Schwierigkeiten. Der ehrwürdige Mr. Seale erklärte Brown Bowens geistlichen Zustand für durchaus unbefriedigend. Während er sich nicht weigerte, an religiösen Uebungen teilzunehmen, hatte er noch kein Glaubensbekenntnis abgelegt.

Die Volksmenge, welche sich um den Galgen versammelte, betrug nicht weniger als viertausendfünfhundert Personen und bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Um halb drei Uhr traten der Sheriff Baß, der Ehrw. Seale und mehrere Abgeordnete begleitet von Brown Bowen heraus und stellten sich auf der Platform auf. Der Sheriff stand mit einem Fuß auf der Fallthür, und als der Geistliche unversehens den Hebel berührte, fiel die Thür mit Gepolter hinunter, und der Sheriff wäre durch die enge Oeffnung gefallen, hätte er sich nicht am Geländer festgehalten. Bei dem Anblick erheiterten sich Brown

Bowens harte Züge und das Volk brach in ein schallendes Gelächter aus. Selbst Mr. Seales melancholisches Gesicht zeigte ein Lächeln.

Aber es gab ernstere Arbeit. Die Züge des Verurteilten nahmen wieder ihren harten, stolzen Ausdruck an. Der Sheriff machte den Hinrichtungsbefehl bekannt. Der Ehrw. Mr. Seale verlas eine lange Aussage, welche B. Bowen gemacht hatte, worin er seine Unschuld versicherte und Wesley Hardin, sowie die Zeugen, der Lüge und des Meineides beschuldigte. Sobald der Geistliche die Vorlesung beendigt hatte, wurde die Schlinge um den Hals des Verbrechers gelegt, und er selbst half, sie zurecht zu rücken. Bowen stand aufrecht und sah mit festem, finsterem Blick auf das Volk hinab, das er größtenteils persönlich kannte. Er zeigte im letzten Augenblick kein Zeichen von Furcht oder Schwäche, er war der echte Brown Bowen, der trotzige. Man konnte an dem Schwanken der Stimme des Geistlichen hören, daß sein Gebet zu Ende ging, aber in seinem Blick war keine Veränderung.

„Durch die Gnade unseres Herrn und Erlösers“ — in einem Augenblick war alles vorüber. Ein Sturz, ein Zucken mit den Schultern — und Brown Bowen stand vor einem höheren Richter.

In Gesellschaft des Reporters brachten wir den folgenden Tag mit Fischen am Guadalupefluß zu. Ein seltsam aussehender Mann kam am Nachmittag in unser Lager und erzählte uns nebst anderen Dingen von einer in der Nähe gelegenen Höhle, welche den Ureinwohnern einst als Wohnungs- oder Versteckplatz gedient hatte. Da wir den Wunsch ausdrückten, in diesem Denkmal des vergangenen Ruhmes unserer roten Brüder eine Thräne zu vergießen, hatte er die Güte, uns hinzuführen. Wir gingen von der Prärie in einen Wald, welcher die Ufer eines breiten Baches umsäumt, mußten aber eine Meile weit wandern, um den Bach zu erreichen, ein klares Wasser, das durch eine felsige Schlucht strömte.

Den Eingang zu Höhle bildete ein tellergroßes Loch, etwa zwanzig Fuß über dem Boden, und es war nicht leicht, hinauf zu klettern. Diese Höhle war erst wenige Tage vor unserem Besuch entdeckt worden; sie war etwa vierzig Fuß hoch bis zur

Wölbung und konnte hundert Fuß Durchmesser haben. Vom Eingang aus führten rohe Stufen hinab, und vom Dach hingen Stalaktiten herab, deren Abfälle in grotesken Gestalten am Boden lagen. Der Reporter sagte: „Ihr seht diese Stalaktiten; sie werden durch Wasser gebildet, welches, mit Kalkteilen beladen, durch die Spalten des oberen Felsens herabtröpfelt. Durch dieses geschichtliche Denkmal, welches der Zerstörung der Zeit getrotzt hat, sind wir in den Stand gesetzt, die Zeit der Erschaffung der Welt zu bestimmen. Moses meinte es gut, aber er beging Irrtümer. Die chronologischen Bücher der Chinesen sind bloße Fabeln, und der phönizische Geschichtsschreiber, Sanchuniathon, wußte so wenig vom Alter der Welt, als vom Marktpreise der Makrelen. Aus der Lektüre orthodoxer Bücher könnt Ihr ebensowenig auf das Alter der Welt schließen, als auf das Alter einer Kuh nach der Milch, die sie giebt. Aber wenn wir auf die paläozoischen Denkmäler der anthropolithischen oder anthropozoischen Aera zurückgehen, oder wenn wir die neptunischen Schichten der quarternären Epoche untersuchen und das diluviale oder pleistocene System, finden wir, daß gerade hier der Gelehrte —“

„Gerade hier kann sich der Gelehrte den Kopf einstoßen, wenn er sich auf mehrere solche geologische Bemerkungen einläßt,“ bemerkte der Fremde. „Alles das haben wir schon anderwärts gehört; hierher kamen wir, um auf den Spuren einer ausgestorbenen Rasse zu weinen. Mein Freund, ich möchte Euch bitten, mit dem Weinen zu beginnen, denn gerade vor uns seht Ihr im versteinerten Zustande die häuslichen Geräte und Werkzeuge der prähistorischen Wilden. Der aztekische Eingeborene erfreute sich der Kenntnis von Künsten und Wissenschaften, welche seitdem verloren und vergessen, oder erst kürzlich wieder entdeckt worden sind. Diese Versteinerung links war ursprünglich ein Laktealoskop — ein jetzt unbekanntes Instrument, das aber von den aztekischen Milchmädchen benutzt wurde, um der Kuh ihrer Zeit die Milch zu entziehen. Dieses Stück war die elektrische Batterie, jenes dort das Kautschukstück, welches am Euter der Kuh befestigt wurde; wenn beide Teile durch einen Draht in Verbindung gesetzt waren, so wurde auch die hartnäckigste Kuh gezwungen, wenigstens eine Gallone Milch in der Minute fahren

zu lassen. Jener Gegenstand zur Linken, welcher aussieht wie ein Kalksteinblock, ist das Kniegelenk einer jetzt ausgestorbenen Tierart. Aber wenn man diesen Knochen als Basis der Rechnung nimmt, so ist leicht zu beweisen, daß das Tier, welchem er gehörte, fünfunddreißig Fuß lang und grasfressend war, daß es seine Jungen säugte, einen kurzen, buschigen Schwanz besaß und als Lasttier gebraucht wurde. Hier haben wir offenbar die Bruchstücke eines Franklinschen Kochofens, welcher wahrscheinlich auf die gewöhnliche Weise in die Luft geflogen ist, obgleich ich die Reste der Köchin und des Gefäßes mit dem unexplosiblen Oel nicht habe finden können. Diesen Klotz da erkläre ich für —"

„Aber," unterbrach ihn der Reporter, „ich kann nicht sehen —"

„Nein, das könnt Ihr allerdings nicht," sagte der Fremde, „denn Ihr habt die Sache nicht studiert, wie ich. Ich habe Euch meine Theorie vorgetragen; gewissen Leuten gefällt sie nicht, aber ich habe die Höhle entdeckt, und bin fest entschlossen, die Theorie um jeden Preis zur Geltung zu bringen. Ihr glaubt vielleicht nicht, daß der Ureinwohner so civilisiert war, als ich behaupte; aber Ihr müßt es zugeben, denn hier vor Euch habt Ihr den klaren Beweis."

Da wir, außer anderen Beweisen, einen Revolver in dem Gürtel des Fremden und einen seltsamen Glanz in seinen Augen bemerkten, verschluckten wir die ganze Geschichte, den Kochofen eingeschlossen. Als wir die Höhle verlassen hatten, trennten wir uns von dem Fremden und kehrten in die Stadt zurück. Auf unsere Frage erfuhren wir, er sei ein harmloser Wahnsinniger aus einem der Neu-England-Staaten, den seine Freunde nach Texas geschickt hätten in der Hoffnung, daß er hier entweder umgebracht, oder von seinem Wahnsinn geheilt werden würde. Er soll dadurch den Verstand verloren haben, daß er den Beweis zu führen suchte, die Chinesen und die nordamerikanischen Indianer wären ursprünglich dieselbe Menschenrasse. Er stützte seine Beweise auf die Sitten und Gewohnheiten beider Völker und auf einen Haufen von Töpferware, Pfeilspitzen, gefrorenen Kartoffeln und anderem prähistorischen Plunder, den man in angeblichen indianischen Grabhügeln gefunden hatte. Seine Schriften über den Gegenstand waren als Abhandlungen gedruckt

und von allen Gelehrten seiner Zeit gelobt und kommentiert worden; seine Untersuchungen und sinnreichen Theorieen wurden von den Altertumsforschern beider Hemisphären bewundert und angenommen.

Ich bemerkte dem Doktor, der Mann habe mir vollkommen verständig geschienen, als er in der Höhle seinen Vortrag hielt.

„Ja," sagte er, „ungefähr so vernünftig, als er je in seinem Leben gewesen ist."

Der Doktor liebt es, von Zeit zu Zeit einen feinen Sarkasmus dieser Art von sich zu geben.

Nahe bei der Höhle fanden wir einen echten, rein indianischen Grabhügel, aus welchem wir Stücken von Knochen, scharf geschliffene Pfeilspitzen aus Feuerstein und Regenwürmer ausgruben; wir bauten keine Theorie darauf, da das Material einen zu schwachen Grund abgab. Wir standen auf dem Hügel und dachten nach, wir zogen nicht einmal einen Schluß, noch irgend etwas anderes, als etwa einen Stöpsel, denn wir fühlten uns in tiefe Unwissenheit begraben über das, was die Indianer thaten, oder wie sie es vor zweihundert oder zweitausend Jahren thaten.

Jedermann kennt ein altes Buch über die Indianer, welches kürzlich aufgefunden und von Peter Martyn im Jahre 1550 verfaßt worden ist. Der Titel lautet: „Die Dekaden der neuen Welt". Darin heißt es:

„An vielen Orten des Festlandes, wenn ein König stirbt, bringen alle seine Hausdiener, welche beständig um ihn waren, sich selbst um, in dem Glauben, wie sie von dem Teufel Tuyra belehrt werden, daß die, welche sich selbst umbringen, wenn der König stirbt, mit ihm in den Himmel kommen, und ihn in demselben Amt bedienen, das sie vorher auf Erden bekleideten, als er noch lebte; und daß bei allen, welche sich weigern, es zu thun, wenn sie eines natürlichen Todes oder sonstwie gestorben sind, die Seele mit dem Körper stirbt und sich in Luft auflöst, und zu Nichts wird, wie die Seelen von Schweinen, Fischen und anderen unvernünftigen Tieren."

Ich will meine Reputation verwetten, daß dieser Pater schon vor dreihundert Jahren eine Neigung zur prähistorischen Indianer-Tollheit besaß, bedaure aber, daß die Indianer von ihrer alten Religion abgefallen sind. Leider giebt es in unserer

entarteten Zeit nur wenige unter ihnen, die „sich selbst umbringen“; die gegenwärtigen Nachkommen der altindianischen Kirche vom Jahre 1550 scheinen eher „vom Teufel belehrt“ worden zu sein, lieber ihre weißen Brüder, als sich selbst umzubringen. Nationen und Religionen wechseln, so auch der Mond, der Teufels Lehren und viele andere Dinge, nur nicht die Flecken des Leoparden und das Tischtuch eines Speisehauses, und was die reine Bosheit betrifft, so ändert sich ein Indianer niemals.

Als wir im Guadalupe fischten, trafen wir einen Landvermesser mit seinem Assistenten, welche zwanzig Meilen weit in die Prärie hinaus gingen, um tausend Acker Landes zu messen, die ein Viehzüchter zur Weide einzäunen wollte. Das Land war schon früher abgemessen worden, aber die Eckſteine waren verrückt oder von jemand fortgeschafft worden, und um die Grenzen zu finden, mußte eine neue Vermessung vorgenommen werden. Wir hatten uns oft gefragt, wie jemand auf der offenen Prärie sein Land kennen könne, da doch keine sichtbaren Landmarken vorhanden sind, nach denen er sich richten kann. In Waldland haut man mit der Axt Einschnitte in die Bäume, wo aber keine dauernden natürlichen Gegenstände sind, bezeichnet der Geometer die Ecke durch einen kleinen hölzernen Pfahl, den er einschlägt. Dies Verfahren ist sehr ungenügend, denn der erste Fuhrmann, der vorbei kommt, nimmt wahrscheinlich die Südostecke der Vermessung mit, um sein Frühstück dabei zu kochen, oder die Nordwestecke, um unterwegs daran herum zu schnitzeln.

Wo es an Holz fehlt, werden einige Steine oder Knochen aufeinander gehäuft, und wir haben gesehen, wie ein in den Boden gestecktes Kuhhorn mit einigen Büffelknochen eine der Eckmarken einer Besitzung von elf Quadratmeilen bildete.

Wenn Ecken verloren oder verschoben sind, muß der Landvermesser zu einem deutlich bestimmten Punkt zurückkehren, den man eine „feste Ecke“ nennt, und der einer anderen Besitzung angehört; von da vermißt er dann. Oft muß er eine zehn Meilen lange Linie ziehen, um von einem bekannten Punkte aus einen unbekannten zu finden. Es giebt eine Art von Eckenbezeichnung, die niemals ein Fuhrmann hat mitnehmen können: nämlich ein Loch, mit dem Spaten gegraben.

Es giebt an allen Orten alte Texaner, welche die Lage der meisten alten spanischen Landbesitzungen kennen oder zu kennen vorgeben. Diese alten Betrüger erscheinen beständig vor Gericht als Zeugen in Grenzstreitigkeitsprozessen. Sie kennen alle Ecken, wissen die Herkunft jeden Stückes Land im Umkreis von fünfhundert Meilen. Sie besitzen ein wunderbares Gedächtnis. Einer, den ich kannte, behauptete, bei einer Vermessung im Jahre 1806 die Kette getragen zu haben. Da er zur Zeit, wo er das Zeugnis ablegte, nur achtzig Jahre alt zu sein behauptete, so beweist dies, daß die ersten Texaner eine kräftige und frühreife Rasse gewesen sein müssen, denn er war schon mit vier Jahren Gehülfe beim Landvermesser gewesen.

Das starke Gedächtnis der alten Texaner inbetreff der Landesgrenzen erklärt sich durch einen seltsamen Gebrauch, der damals herrschte. Wenn ein Ansiedler von der Regierung ein Stück Land angewiesen bekam, ließ er es vermessen und bezeichnete die Ecken, und um die Kenntnis der Grenzen in der Familie zu erhalten, führte er von Zeit zu Zeit seine Kinder hinaus und prügelte sie an den Ecken seines Landes. Damals war es nicht ungewöhnlich, daß ein über die Prärie Reitender einen rauhen alten Pionier an der Nordwestecke seines Landes stehen sah, wie er seinen Aeltesten mit einem Riemen aus rohem Leder geißelte, während unter den Händen der Mutter ein jüngerer Sohn an der Südostecke heulte.

Auf diese Weise wurde der Knabe erzogen, der sich zu dem heutigen alten Veteranen entwickelt hat, der so schwatzhaft und so unzuverlässig ist.



31. Kapitel.

In Begleitung des Reporters verließen wir San Antonio in der Morgendämmerung eines Sommertages. Er ging nach Eagle Paß in Geschäften und wir begleiteten ihn. Zuerst jedoch hatte er einem Barbecue (politische Versammlung) beizuwohnen, welches etwa zehn Meilen von der Stadt abgehalten werden sollte, und wir ritten zusammen dahin.

Im civilisierten Menschen steckt eine natürliche und nicht zu beschränkende Neigung, Picknicks und Barbecues anzustellen; in jedem Frühjahr ziehen Männer, Weiber und Kinder ins Feld und in den Wald, zum großen Genuß für hungrige Zecken und anderes Ungeziefer, die sich da aufhalten. Aber die Leute können ihrer Sehnsucht nicht widerstehen, wenn sie auch wollten. Die civilisiertesten Menschen müssen von Zeit zu Zeit in den Wald ziehen und wie Indianer leben, wäre es auch nur einige Stunden lang. Die Gewohnheiten und Gebräuche früherer Geschlechter brechen bisweilen durch den Firniß der Civilisation hindurch.

Als Julius Caesar in Britannien einfiel, warfen die Eingeborenen ihre Kleider ab und stürzten sich mit dem Speer in der Hand ins Wasser, ohne auch nur eine Badehose anzuhaben, um die Eindringlinge zurück zu treiben. Sie hatten durchaus keinen Grund dazu, denn die Römer waren entschlossen zu landen, mochten die Britten nackt oder bekleidet sein.

Der alte Britte ist verschwunden, aber unter seinen Nachkommen hat sich die Gewohnheit, vor einem Gefecht die überflüssigen Kleider auszuziehen, erhalten. Das erste, was ein Engländer thut, wenn er angegriffen wird, ist, seinen Rock auszuziehen.

Keine andere Nation thut dies. Ferner: in einem Seegefecht ziehen sich Engländer und Amerikaner bis zum Gürtel nackt aus und ahmen so unbewußt nach, was ihre Vorfahren vor Jahrhunderten thaten.

Ebenso geht es mit den Barbecues. Vor tausenden von Jahren lebten die Menschen unter Bäumen und aßen das halbgekochte Fleisch wilder Thiere; darum werden sie, so lange sie auf Erden sind, bisweilen Sehnsucht empfinden, zu ihrer ursprünglichen Lebensweise zurück zu kehren. Diese Sehnsucht findet ihren Ausdruck in Barbecues und Picknicks.

Die hervortretendsten Züge eines Barbecuefestes sind politische Reden und Schweinebraten. Gewöhnlich wird es von den Bewohnern eines ländlichen Distriktes abgehalten, welche ihren Kandidaten Gelegenheit geben wollen, zu versichern, daß sie, wenn sie gewählt werden, alle ihre Kräfte dem Interesse ihrer Wähler und dem Heil des Landes weihen wollen, und ihr Wort zum Pfande zu geben, daß sie, wenn ihre Amtsdauer abgelaufen sein wird, die hohe Würde, welche man ihnen anvertraut hat, unbefleckt u. s. w.

Wir kamen zu dem Barbecueplatz gegen zehn Uhr und fanden schon über zweitausend Menschen vor, die zum Teil aus einer Entfernung von vierzig und funfzig Meilen gekommen waren — alte graubärtige Pioniere mit ihren Frauen, in Ochsenwagen, junge Männer in Stiefeln mit gelben Stulpen und klirrenden Sporen, zu Pferde, schöne Mädchen in Kattunkleidern, Locken und Perl-Puder, zum Teil zu Pferd, zum Teil zu Wagen. Diese alle nebst einer ansehnlichen Zahl schreiender Kinder machten das Volk aus, welches sich in einem schattigen Wäldchen am Abhang eines Hügels versammelte, um die barbarischen Gebräuche eines Barbecue zu feiern.

Eine Rednerbühne war errichtet worden; um sie her standen Sitze für die Damen, welche aus einem benachbarten Schulhause stammten. Zur Linken befand sich ein roher Tannenholztisch, die vier Seiten eines Quadrats bildend, jede Seite zweihundertundfunfzig Fuß lang, und man berechnete, daß tausend Personen zu gleicher Zeit daran speisen könnten. In einiger Entfernung von der Bühne war ein tiefer Graben, dreihundert Fuß lang, aufgeworfen worden. Dieser Graben war von einem Ende bis

zum anderen mit glühenden Kohlen gefüllt, und über ihm hingen an horizontalen Stangen die Körper von vierzig Tieren — Schafe, Schweine, Ochsen und Rehe — über langsamem Feuer bratend. Nachdem das Tier enthäutet und gereinigt ist, wird der ganze Körper etwa zwei Fuß hoch über den Kohlen angebracht und ganz gebraten.

Das Verfahren ist langsam, da es zwölf Stunden dauert, um einen Ochsen zu braten; Butter mit einer Mischung von Pfeffer, Salz und Essig wird während des Bratens auf das Fleisch geschüttet, und man behauptet, daß diese primitive Zubereitungsart das Vollkommenste ist, was die Kochkunst leistet, und daß kein Fleisch so gut schmeckt, als das, welches „barbecued" worden ist. Wenn das Fleisch gar ist, wird es von kräftigen Negern an Stangen abgehoben und auf kleine Tische gelegt, welche in der Mitte des Tischviereckes stehen. Hier schneidet es eine Anzahl Tranchirer in Stücke, andere verteilen es auf Teller und stellen diese auf die langen Tafeln, zu jedem Teller gehört ein großes Stück Maisbrot. Nun ist das Essen aufgetragen, einen Speisezettel giebt es nicht, weder Messer, noch Gabeln, noch Servietten, nichts als Brot und Fleisch. Wasser wurde in Fässern aus einer Quelle am Fuße des Hügels geholt, und ein an jedem Fasse befestigtes Trinkgefäß versorgte die Gäste mit dem einzigen Getränk, welches hier erlaubt war.

Zuerst traten die Damen an den Tisch und speisten stehend. Der Doktor erschrak, da er ein erhitztes Frauenzimmer den Tisch verlassen, zu einem befreundeten Mann treten und, nachdem sie ihm etwas zugeflüstert, mit einem bös aussehenden, zehn Zoll langen Bowiemesser zurückkommen sah. Aber es war nichts zu befürchten, sie wollte nur ihr Stück in mäßige Bissen zerschneiden.

Nachdem die Damen gegessen hatten, wurden die Männer auf die Eßwaren losgelassen. Der Anblick, wie sie sich um ein gutes Stück stritten, der Sieger damit davon ging, wie große Haufen von Rindfleisch in einem Nu verschwanden, erinnerte an die Fütterungsstunde in einer Menagerie.

Es gab genug und übergenug für alle, und ich würde meine Pflicht als wahrhafter Berichterstatter der Ereignisse vernachlässigen, unterließe ich, zu sagen, „daß der gastliche Tisch unter der Last der trefflichen Speisen laut stöhnte" u. s. w. Das

Essen war frei für jedermann, und mehr als zwanzigtausend fettige Finger zeugten von dem Appetit ihrer Eigentümer, und lieferten wenigstens einem Drittel der Gäste eine vernünftige Entschuldigung, um jenen ehrwürdigen Gemeinplatz auszusprechen, daß die Finger älter sind als die Gabeln, und zwar um ihn so zu äußern, als wäre es ein glücklicher und origineller Gedanke, der ihnen eben gekommen wäre.

Nach dem Essen kamen die Reden. Die Redner waren ein General, ein Oberst und ein Richter. Der General war Kandidat für das Abgeordnetenhaus von Texas, der Oberst für den Senat der Vereinigten Staaten und der Richter für den Kongreß.

Es gab verschiedene glänzende, pyrotechnische Reden von dem gebräuchlichen Typus. Sie unterließen nicht, von dem Palladium der amerikanischen Freiheit zu sprechen, noch auf Runnymede und die Magna Charta anzuspielen; sie legten starken Nachdruck auf „diese Lebenskrisis in der Geschichte des Landes“. Sie verfehlten nicht zu beweisen — wenigstens zu ihrer eigenen Befriedigung — daß, wenn man sie wählte, das Land unzweifelhaft gerettet werden würde, sollten sie aber nicht gewählt werden, so lehnten sie alle Verantwortlichkeit für die Folgen ab.

Die jungen Männer machten häufige Ausflüge nach dem Fuß des Hügels, „um die Quelle anzusehen“. Diese Quelle übte eine außerordentliche Anziehungskraft aus, und manche junge Männer, und auch alte, begnügten sich nicht mit dem einmaligen Anblick, sondern kehrten mehrmals dahin zurück und schienen, je öfter sie dahin pilgerten, desto heiterer und für ihre Reize begeisterter zu werden. Vielleicht hatte die Quelle medizinische Eigenschaften — aber, wozu Vermutungen — wer einem Barbecue beigewohnt hat, wird mich ohne Zweifel verstehen.

Während wir in San Antonio waren, wurde viel von den Silberminen in der Sierra Mojada gesprochen; dieselben liegen in Mexiko, gegen zweihundert Meilen jenseits der Grenze von Texas, und waren nur wenige Monate vor unserer Ankunft entdeckt worden. Jedermann sprach von ihnen, aber niemand wußte etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Die Zeitungen lieferten fabelhafte Berichte über ihren Reichtum und trugen viel dazu bei, den Mojada-Enthusiasmus zu ermutigen. Wenn man jedoch neunundneunzig Prozent von dem Gesagten als Ueber-

treibung abzog, so blieb noch genug übrig, um dem nüchternsten Mann in der Welt die Ueberzeugung beizubringen, daß es sehr geringer Anstrengung bedürfe, wenn man einmal in den Minen sei, um alle Wünsche zu befriedigen. Nach einem Berichte hatte ein einarmiger Mexikaner, welcher an teilweiser Lähmung der unteren Extremitäten litt, mit Hülfe von einem alten Faß und von dreißig Pfund Quecksilber in zwei Monaten genug Silber zusammen gebracht, um sich zum Senator für Louisiana wählen zu lassen. Man muß nicht vergessen, daß der Mexikaner den größten Teil seiner harten Arbeit vollbringt, indem er auf einer Decke im Schatten liegt, mit einer Cigarrette zwischen den Zähnen. (Wenn der Mexikaner keine Cigarrette im Munde hält, ist er entweder tot oder er schläft.) Daraus folgerte man ganz logisch, daß, wenn ein kräftiger Amerikaner nach den Minen ginge, er sich beträchtlichen Zwang auferlegen müsse, um nicht übermäßig reich zu werden, und ferner, daß ein fleißiger Amerikaner den Minen nur auf hundert Meilen nahe zu kommen brauche, um sehr wohlhabend zu werden.

So glühend waren die Berichte vom Reichtum der Minen, daß Leute ohne Geld, die sie besuchen wollten, gut bezahlte Stellen in San Antonio ausschlugen, weil sie nicht glauben konnten, daß sie ihnen im Ernst angeboten würden.

General John Rob. Baylor, ein Mann von vieler Erfahrung in Minen und gutem Humor, nachdem er einem Haufen von Mojada-Schwärmern zugehört hatte, machte ihnen ein in der That glänzendes Anerbieten, unter der Bedingung, daß sie ihren Zug nach der Sierra Mojada aufgäben, aber sie verlachten ihn.

„Jungens," sagte er, „ich habe etwas Gutes draußen auf meinem Rancho und will einige von Euch daran teilnehmen lassen. Ich habe einen Berg von massivem Silber entdeckt; der Berg ist nicht sehr groß, enthält aber viel mehr, als ich brauchen kann. Nun habe ich eine Maschine konstruiert, nach Art eines Hobels, aber so groß wie ein Schlitten. Die lasse ich von der Spitze des Hügels abgehen und ihr eigenes Gewicht treibt sie nach unten, wobei sie einen Span von reinem Silber, drei Fuß breit und etwa eine Viertelmeile lang, abschneidet. Wie gesagt, ist viel mehr da, als ich brauche und Ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr kommt und einiges fortholt. Alles,

was Ihr zu thun habt, besteht darin, diese Späne mit der Säge oder Axt in Stücke zu teilen, so daß sie sich bequem auf den Wagen laden lassen und sie in die Stadt zu fahren. Ich leihe Euch mein Gespann."

Sie nahmen des Generals Anerbieten nicht an, denn sie fühlten, daß sie in der Sierra größere Vorteile finden würden. Seine Darstellung könnte manchem etwas übertrieben vorkommen, aber so dachten nicht die, welche die Schilderung der Mojadaminen in den Zeitungen gelesen hatten. Wenn man einem dieser ersten Minenpilger Aladdins Lampe angeboten hätte, unter der Bedingung, daß er nicht dahin ginge, er hätte sie zurückgewiesen. Nach der Behauptung eines jungen Mannes lieferte das Erz der Mojadaminen im Durchschnitt zweihundertundfunfzig Prozent reinen Silbers, was jemandem, der gewohnt ist mit Zahlen umzugehen, ziemlich hoch scheinen muß.



Silber mit der Axt abgehauen.

Ich sah ein Opfer des Mojadafiebers, den armen Brooks, und er sah elend genug aus, um einem Steuereintreiber Thränen zu entlocken. Seine Kleider, deren er zu wenige hatte, sahen übel aus, seine Stiefel waren in einem traurigen Zustand, und er selbst glich einem dieser Bilder auf Ankündigungen von Patentarzeneien, worunter geschrieben steht: „Ehe er das Mittel einnahm." Kurz, er bot einen jämmerlichen Anblick dar.

„Wie steht es mit Euch, edler Bürger?" fragte ich.

„Ich bin," sagte er — „das heißt, was von mir übrig ist, ein Sierra Mojada-Dulder."

„Erzählt es mir im Vertrauen; ich wünsche bloß, es in nördlichen Zeitungen bekannt zu machen."

Sagte er: „Ich habe seit vorgestern nichts gegessen, und fühle mich so schwach, daß ich fürchte, es nicht auszuhalten.“

Ich brauchte für zwei Dollars Lebensmittel, um dieses Wrack in den Stand zu setzen, daß er reden konnte.

„Wißt Ihr, ich hatte eine gute Stellung bei Jones & Cie.; ich wog damals hundertundachtzig Pfund, trug gute Kleider und rauchte feine Cigarren. Seht mich jetzt an! Aber ich erzähle Euch, wie es zuging. Als die Aufregung ausbrach, erkundigte ich mich und erfuhr, daß dort eine Unmasse von Silbererz lag und nur auf mich wartete; darum kündigte ich Jones & Cie. an, daß ich ihre Dienste entbehren könne. Ich will sagen, daß ich meine Stelle aufgab und mit ihr neunzig Dollars monatlich. Ich schickte meine Möbel in die Auktion, und kaufte einen Wagen mit Gespann, eine Winchesterbüchse, eine Korbflasche und andere Lagergerätschaften, sagte meinen Freunden Lebewohl — mit Ausnahme derjenigen, denen ich Geld schuldig war — und war bereit, am nächsten Morgen aufzubrechen, als ich einen vertrauenswürdigen Mann antraf, der gerade dort her kam.“



Ein Dulder aus der Sierra Mojada.

„Riet er Euch, hin zu gehen?“

„Nun — das nicht gerade. Er sagte mir, dort wären überhaupt gar keine Minen; und man könne nicht zu ihnen kommen, weil sie in der Mitte einer unzugänglichen Wüste lägen, die noch keines Menschen Fuß betreten habe; und wenn man doch hin käme, müsse man das Wasser zum Kaffee fünfundzwanzig Meilen weit holen; und wenn man dahin gelangte, wo das Wasser

wäre, käme man niemals wieder zurück, denn das Wasser sei so ungesund, daß Amerikaner binnen zwei Stunden in schrecklichen Leiden davon stürben; und daß es überhaupt gar nicht der Mühe wert sei, mit einem Kapital von weniger als funfzigtausend Dollars dahin zu gehen. Ich fragte den Mann, ob es in den Minen nicht freundliche Leute gebe, die einem armen Fremden vorwärts hülfen, und er antwortete, der einzige Freund, den der Amerikaner dort habe, sei der Lipan-Indianer, der ihn gewöhnlich auf den Kopf schlage, um ihn vom Durst- und Hungertode zu retten. Der Mann fügte hinzu, wenn er wieder in jenes Land ginge, und die Indianer schlügen ihn nicht tot, so würde er ihnen ihre Unbarmherzigkeit sein Lebenlang nicht verzeihen, so schrecklich seien die Leiden der Ueberlebenden."

„Da dachtet Ihr denn wahrscheinlich mit dem Dichter, daß es besser ist, die Uebel, an denen wir leiden, zu ertragen, als anderen nach zu laufen, die wir nur vom Hörensagen kennen?"

„Ja," fuhr Brooks mit einem Seufzer fort, „ich überlegte mir die Sache und kam zu dem Schluß, daß es besser sei, in San Antonio zu bleiben. Es ist wahr, das Bier ist auf zehn Cents das Glas gestiegen und der Schmutz ist furchtbar; aber das Leben ist süß. In der Mojada würde ich nicht nur alle diese kleinen Annehmlichkeiten entbehren müssen, sondern könnte den Mexikanern oder Indianern in die Hände fallen, und ich hänge sehr am Leben. Darum verkaufte ich die Korbflasche und den Rest der Ausrüstung und schaffte mir wieder einige Möbel an. Ich wollte Jones & Cie. Gelegenheit geben, unsere alten geschäftlichen Beziehungen wieder aufzunehmen, aber diese weigerten sich darauf einzugehen, und so hatte ich ungefähr fünfhundert Dollars verloren."

„Ja wohl, aber es war noch immer besser, als nach der Sierra Mojada zu gehen nnd Eure Gebeine zwischen den Felsen bleichen zu lassen."

Brooks stieß wieder einen Seufzer aus und fuhr fort:

„Um diese Zeit hatte ich mich entschlossen, für immer hier zu bleiben; da bekam ich einen Brief von Tom Jones, worin er mir sagte, daß nichts übertrieben sei, er selbst besitze siebzehn Minen und die Hälfte von weiteren fünfundvierzig; seine älteste Mine liefere ihm fünfundzwanzig Mark reines Silber auf die

Carga, was siebzehn Unzen auf das Pfund Erz beträgt. Kapital brauche man nicht, das Klima sei gesund, es gebe eine Menge murmelnder Quellen von reinem Wasser. So sandte ich denn meine Möbel noch einmal zur Auktion und kaufte wieder eine Korbflasche, Wagen mit Gespann u. s. w."

„Nun, Brooks, ich hoffe, diesmal seid Ihr fort gekommen. Es ist ziemlich langweilig, zu warten, bis Ihr aus der Stadt seid."

„Ich kann Euch nicht erzählen, wie oft ich meine Möbel verkaufte, um eine frische Ausrüstung anzuschaffen, wobei ich jedesmal Geld verlor. Am Montag sagte man, die mexikanische Regierung wolle keine anderen, als Amerikaner haben; zu allen fetten Aemtern würden Amerikaner ernannt, kein Mexikaner dürfe eine Mine in Beschlag nehmen, bis die Amerikaner ihre Wahl getroffen hätten; Präsident Diaz habe mexikanische Soldaten nach den Minen geschickt, zu keinem anderen Zweck, als um die Amerikaner zu beschützen. Da verkaufte ich alles mit Opfern und machte micht bereit, aufzubrechen. Am Dienstag las ich in einer Zeitung, die Mexikaner umringten die Gringos, um ihnen die Hälse abzuschneiden; zwei berühmte mexikanische Generale eilten um die Wette nach den Minen, jeder wolle die Ehre haben, die Gringos umgebracht zu haben. Dann entschloß ich mich da zu bleiben bis zu meinem Tode. Und so wurde ich hingehalten, bis all mein Geld ausgegeben war."

„So habt Ihr die Stadt noch gar nicht verlassen?"

„Ich kam endlich doch fort. Als ich Piedrasnegras erreichte, nahmen mich die mexikanischen Zollbeamten fest, weil ich nicht genug baares Geld besaß, um den Zoll für meine Ausrüstung zu bezahlen. Für jeden Fuß eines Pferdes werden zweihundert Dollars Zoll verlangt; für das Geschirr kostet es nur fünfundzwanzig Dollars für den laufenden Zoll. Dann sollte ich Bürgschaft stellen, daß ich kein Silber aus dem Lande führen wolle, noch einen Indianer schädigen, der mich etwa skalpieren wolle. Wie gewöhnlich verfehlte ich mein Glück aus Mangel an Kapital. Mein Eigentum war mit Beschlag belegt, aber ich selbst hatte das Glück, zu entkommen. Ich machte den ganzen Rückweg zu Fuße und lebte von Mesquitebohnen und Cactusfrüchten. Als ich wieder in die Stadt kam, kannte mich niemand mehr, wenigstens zeigten sie es nicht — mit Ausnahme der Polizei."

Die Angaben über die erste Entdeckung der Mojadaminen sind sehr widersprechend und sämtlich mehr oder weniger romanhaft. Nach einem Bericht war ein mexikanischer Lieutenant, welcher Indianer verfolgte, der Entdecker. Noch weniger unwahrscheinlich ist die weitere Erklärung, der Lieutenant habe die Entdeckung gemacht, indem er plötzlich auf einen alten Indianer stieß, welcher in einer Höhle silberne Kugeln goß.

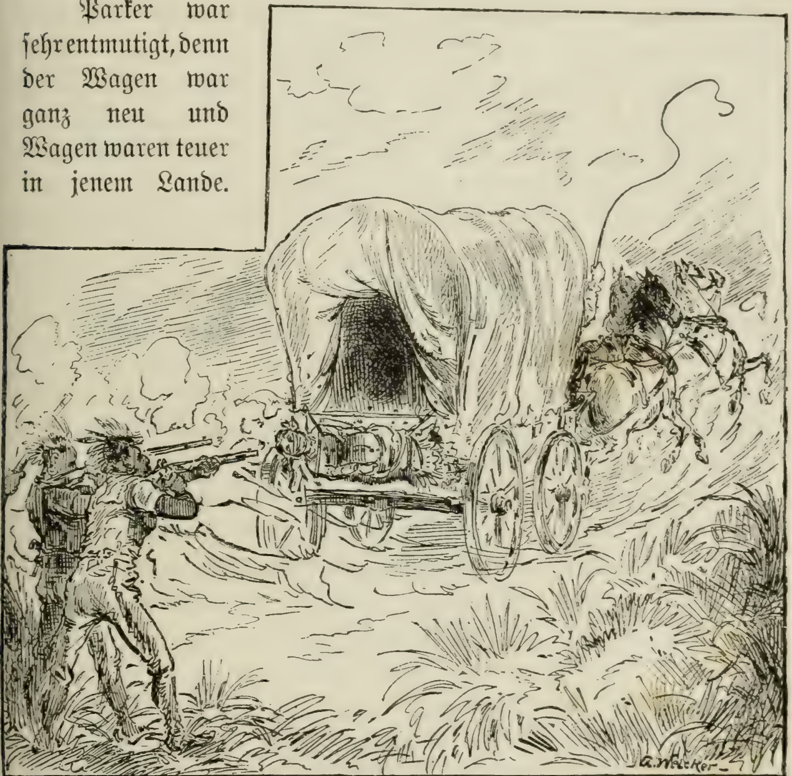
Eine andere Angabe sagt, ein alter Kalifornier, namens Bosse, sehr erfahren in der Auffindung von Goldminen, sei von Chihuahua ausgezogen, um Minen zu suchen, habe aber nichts weiter entdeckt, als Cactusfrüchte, wovon er lebte. Zuletzt fand er einen Gebirgsbach mit vielem Gold, hatte aber nur einen Blechbecher, um den Staub auszuwaschen. Die Indianer, welche in allen Minengeschichten eine Rolle spielen, waren so ungesellig, daß Bosse fort mußte. Die einzige schwache Seite an dieser Geschichte ist die, daß ihr Erfinder die Mojadaminen für Goldminen hielt, während gar kein Gold dort vorkommt. Im Angesicht dieser Schwierigkeiten bin ich zu dem Entschluß gekommen, mich auf niemand bezüglich der Entdeckungsgeschichte der Mojadaminen zu verlassen, sondern selbst eine solche zu erfinden. „Die Götter helfen denen, die sich selbst helfen.“ Folgendes also ist die wahre Geschichte der Entdeckung der Mojadaminen.

An einem schönen Augusttag des Jahres 18— reiste ein Amerikaner, namens Parker, mit seiner Familie in einem Wagen durch den mexikanischen Staat Cohuahuila. Sie kamen aus Kalifornien und reisten durch Mexiko nach Texas. Die Familie bestand aus Parker, dessen Taufname William war, aus Mrs. Parker, fünf jungen Parkers und Mrs. Grimes, der alten Mutter von Mrs. Parker.

Als die Gesellschaft sich der Grenze des Staates Nueva Leon näherte, wurde sie von Indianern angegriffen. Eine Zeit lang hielt Parker die Indianer mit seiner Büchse in der Entfernung, aber zuletzt nahm seine Munition ab und er mußte sich nach dem Rio Grande zurückziehen. Die Indianer verfolgten ihn und ihre Kugeln trafen den Wagen alle fünf Minuten. Parker hatte seine Schwiegermutter, die obengenannte Mrs. Grimes, am Hinterteil des Wagens angebunden, damit sie nicht seine Aufmerksamkeit von den Pferden abzöge, welche angetrieben

werden mußten. Er hoffte, ihr Aussehen würde den Indianern Schrecken einflößen und sie nicht zu nahe heran kommen lassen. Zugleich würde sie nützlich sein, um die Kugeln aufzufangen, welche in beunruhigender Menge daher kamen. Die Folge davon war, daß sowohl Mrs. Grimes als der Wagen mit Kugeln gespickt wurden, obgleich die Indianer nicht über hundert Ellen nahe kamen.

Parker war sehr entmutigt, denn der Wagen war ganz neu und Wagen waren teuer in jenem Lande.



Parkers Schwiegermutter.

Zuletzt zogen die Indianer ab, und Parker hielt an, sobald er es wagen konnte, und untersuchte seinen Schaden. Dieser war nicht bedeutend; seine Schwiegermutter war tot und der Wagen hatte wenig gelitten. Als er letzteren näher besah, fand er mehrere silberne Kugeln in den Radspeichen steckend, und nach seiner Schätzung würden die Räder, wären sie bergmännisch verhüttet

worden, zweihundert Unzen auf die Tonne geliefert haben. Er hatte keine Mittel, um sich zu vergewissern, welchen Ertrag seine Schwiegermutter geben würde, aber sie war sehr reich. Sie wurde in einem schönen Canyon im Thal des Rio Grande begraben. Parker pflegte später zu sagen, daß niemand je ihren wahren Wert zu schätzen wußte.

Parker war begierig, zu erfahren, woher die Indianer das Material zu ihren Kugeln bekämen, bewahrte aber das Geheimnis von den silbernen Kugeln viele Jahre lang. Zuletzt vertraute er es einem Manne, namens Brown, an, und beide begaben sich mit einem Wagen nach der Stelle, wo er die Indianer getroffen hatte. Man glaubt, daß, wären sie dahin gelangt, sie die Mojadaminen entdeckt haben würden, aber sie sind nicht zurückgekehrt, und die ganze Sache bleibt in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ohne Zweifel haben sie die Indianer angetroffen. Wir wiederholen, daß dies die einzige wahre Geschichte von der Entdeckung der Sierra Mojadaminen ist, und warnen das Publikum vor Fälschungen.

Viele Ueberlieferungen giebt es über verlorene Gold- und Silberminen in Westtexas, Minen von enormem Reichtum, die früher von den Spaniern bearbeitet wurden, deren genaue Lage aber in Vergessenheit geraten ist. Das lesende Publikum würde schon längst nichts mehr davon hören, läge es nicht an der Presse und an dem unvermeidlichen alten Grenzbewohner. Immer von Zeit zu Zeit gehen einem Redakteur die Nachrichten aus, aber der Drucker muß Manuskript haben. In diesem Fall schleppt der Reporter einen alten Einwohner in einen Salon, und wenn der alte Mann warm geworden ist, und seine Einbildungskraft ihren Flug genommen hat, bringt er rein erfundene Geschichten zu Tage, welche einen Landagenten so neidisch machen könnten, daß er sich selbst die Zunge abschnitte.

So kommt es, daß in Westtexas so allgemein von verlorenen Minen gesprochen wird. Jeder alte Bürger besitzt eine Geschichte von alten spanischen Minen, und alle diese Legenden ruhen auf einem gemeinschaftlichen Grunde. Des Pioniers Vater kannte einen alten Mexikaner, welcher sich mit der Zucht von Ziegen aus Chapuderas beschäftigte, und dessen Vater oder Großvater von mütterlicher Seite einen alten Indianer kannte,

welcher, um einen erwiesenen Dienst zu vergelten, ihm die Mine zu zeigen versprochen hatte. Ehe jedoch das Versprechen erfüllt werden konnte, starb der Indianer. So ruht die Kenntnis von der genauen Oertlichkeit im Grabe des Indianers. Aber eine Andeutung war auf seinem Sterbebett gefallen, und der Mann gewann daraus die feste Ueberzeugung, die Mine befinde sich nicht im Bezirk Presidio.

Bei alledem unterliegt es keinem Zweifel, daß in den früheren Zeiten des mexikanischen Besitzes der damaligen Provinz Texas Gold- und Silberminen entdeckt worden sind, aber ob sie ausgebeutet wurden, erfahren wir nicht. Zum Beweis, daß Entdeckungen stattgefunden haben, dienen zahlreiche Originaldokumente aus den spanischen Archiven in Monterey, von denen ich nur folgendes anführen will:

An Seine Kaiserliche Majestät.

Sebastian Rodrigues Biedma, Kapitän in der regelmäßigen Armee der östlichen inneren Provinzen und Direktor der Militärakademie in Monclova, teilt unterthänigst mit:

Daß auf den San Saba-Bergen, nordwestlich von San Antonio de Bexar und etwa fünfundvierzig Meilen von genannter Stadt sich Minen von unübertroffenem Reichtum befinden, unter dem Namen Los Almagres bekannt, welche, nach dem Aeußeren zu urteilen, mehr Reichtümer zu liefern versprechen, als die berühmten Bergwerke von S. Luis Potosi, Zacatecas und Guanajuato. Ich zaudere nicht, diese Angabe zu machen, da ich mich von den Thatsachen mit eigenen Augen überzeugt habe, und ich zweifle nicht, daß sowohl der Diputado der Provinz, als das Ayuntamiento dieselbe bestätigen werden.

Mehrere andere Leute haben die genannten Minen gesehen und Erz aus den oberflächlichen Adern mitgebracht, welches bei der Untersuchung als sehr reich befunden worden ist. Ich glaube nicht, daß zur Bearbeitung dieser Minen andere Ausgaben nötig sein werden, als für den Ankauf der nötigen Werkzeuge und für Errichtung einiger Hütten für die Bergleute, und bin fest überzeugt, daß der Ertrag mehr als genügend sein wird, um die Kosten zu decken.

Ich hörte schon von dem Reichtum dieser Minen, als ich in Corpus Christi stand, später sah ich einige Erze von da in

San Antonio de Bexar und untersuchte sie mit dem besten Erfolg. Ich war damals in aktivem Dienst und konnte mich nicht mit der Sache beschäftigen; aber kürzlich wurde ich beauftragt, nach den San Saba-Bergen zu gehen und sie zu untersuchen, und kann versichern, nicht nur daß die genannten Minen vorhanden sind, sondern auch, daß ich sie für sehr reich halte.

Darum bitte ich Eure Kaiserliche Majestät, zu befehlen, daß eine Kavallerieabteilung von dreihundertundfunfzig Mann an dem Orte, genannt Los Almagres, aufgestellt werde, um die neu zu gründende Niederlassung zu beschützen. Sobald dies geschehen wird, werden sich viele Einwohner der Provinz dort versammeln und eine Stadt bauen. So groß auch die Sorgen der kaiserlichen Regierung unter jetzigen Umständen sein mögen, so wird doch die kleine Zahl von dreihundertundfunfzig Mann die Kräfte des Reiches nicht sehr vermindern, noch die Ausgaben vermehren. Die letzteren sind vergleichsweise sehr gering, wenn wir die großen Vorteile einer Niederlassung in Los Almagres in Betracht ziehen, welche ohne Zweifel die Unterwerfung der Indianer, die Vermehrung der Bevölkerung und die Cirkulation von Silber zur Folge haben wird.

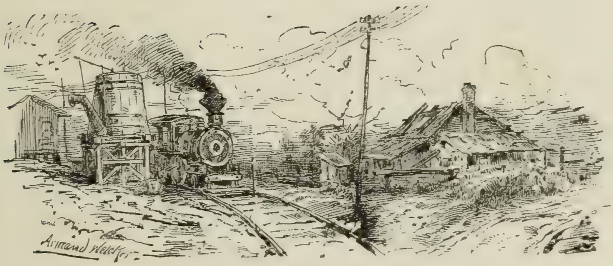
Der Unterzeichnete verlangt keinen anderen Ruhm, als den, seinen Plan ausgeführt zu sehen.

Monclova, den 22. Jan. 1823.

Sebastian Rodriguez.

Ueber welch ein unverdorbenes Volk, über welche Bürger voll Gemeinsinns herrschte doch im Jahre 1823 Seine Majestät Iturbide, Kaiser von Mexiko! Es ist geradezu peinlich, zu sehen, wie ein demütiger Unterthan sich auf diese naive und uninteressierte Weise hingiebt, wie er so zu sagen seinen Kindern das Brot aus dem Munde nimmt. Warum schwieg er nicht still über die „reichen Gold- und Silberminen“, begab sich nach den Vereinigten Staaten und wartete ab, bis die mexikanische Regierung eine Belohnung für die Entdeckung aussetzte? Unter solchen Umständen wäre der geringste Amerikaner viel zurückhaltender in der Verbreitung seiner Kenntnisse gewesen. Er hätte mit einigen Indianern Streit angefangen, die Zeitungen hätten blutige Berichte gebracht über „weitere indianische Teufeleien“, an die Regierung hätte er Petitionen eingereicht, datiert „von der blutenden Grenze“.

Dieses und etwas politischer Einfluß hätten eine friedliebende und langmütige Regierung vermocht, Indianeragenten und Truppen auszusenden. Nun hätte der Amerikaner die reichsten Gold- und Silberminen in Beschlag genommen; binnen sechs Wochen hätten zweihundert Goldgräber die Taschen der Mutter Erde ihrer Schätze beraubt, und zahlreiche Straßenräuber hätten dieselbe Rolle auf der neu errichteten Poststraße übernommen. Alles dieses würde bewiesen haben, daß die nördlichen Rassen den südlichen an Energie und Unternehmungsgeist weit überlegen sind.



32. Kapitel.

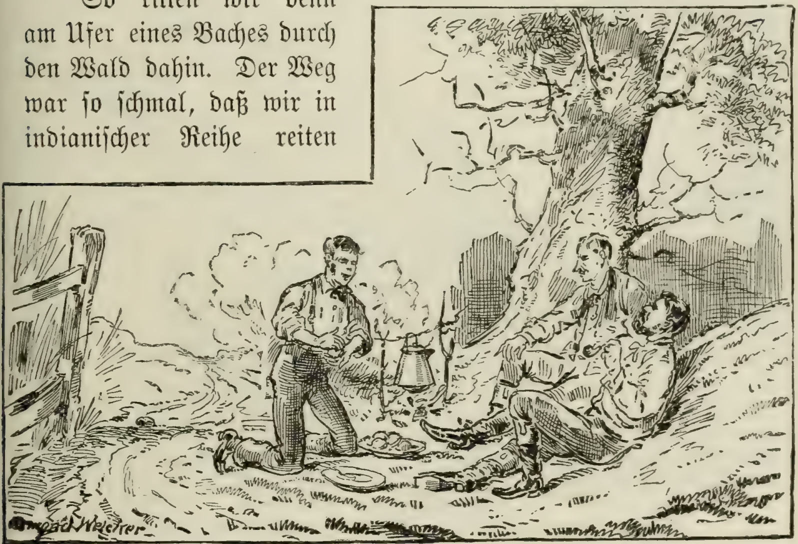
Nach Westen zu von San Antonio ist das Land uneben und felsig — Hügel und Thäler, unfruchtbare Höhenzüge und felsige Schluchten. Fast das ganze Land dient der Viehzucht, und Niederlassungen findet man nur in langen Zwischenräumen. Hier findet man einen mexikanischen Jacal mit einem kleinen Maisfeld und einigen zwanzig Ziegen; zehn Meilen weiter liegt die Farm eines Deutschen oder Böhmen, und noch zwanzig Meilen darüber hinaus kommen wir zu einem Schaf-Rancho und so geht es fort bis zum Rio Grande. Ein großer Teil des Landes ist geeignet zum Ackerbau, aber die große Entfernung vom Markt verhindert Farmer, sich hier niederzulassen. Die Vegetation besteht hauptsächlich aus Mesquitegras, Cactus und Mesquitebäumen.

Wir fanden, daß wir in dem Reporter einen wertvollen Reisegefährten gewonnen hatten, denn er lebte schon lange in Texas und floß über von Nachrichten und statistischen Angaben über das Land, die Leute, die Produkte u. s. w. Seine journalistische Erfahrung war reich und vielseitig, und er belebte unsere Reise mit scharfen Bemerkungen und seltsamen Anekdoten, aber seine beste Eigenschaft war seine Geschicklichkeit im Brotbacken. Da wir im Freien lagerten und unsere Küche selbst besorgen mußten,. waren seine Kenntnisse in der Kochkunst für uns unschätzbar. Weder der Doktor noch ich brachten regelrechtes Brot zustande; wir konnten wohl den Teig kneten, ihn in den Blechtopf thun, den Deckel darüber stülpen und den Topf ans Feuer setzen; dann setzten wir uns nieder und warteten, oder

brieten unterdessen Schinken. Aber niemals ließ sich voraussehen, was aus dem Topf hervorkommen würde; bald war es ein Pudding und bald ein Backstein aus Mehl und Wasser, hart genug, um die Verdauungsorgane eines Kamels zu ruinieren. Der Reporter aber machte prächtiges Brot und lehrte uns auch, Kaffee zu bereiten; kurz, er verstand alles und that uns zuletzt den Gefallen, das ganze Kochgeschäft in die Hände zu nehmen.

Von San Antonio aus legten wir in drei Tagen hundert Meilen zurück; wir reisten nur Morgens und Abends und ruhten während der heißen Tageszeit.

So ritten wir denn am Ufer eines Baches durch den Wald dahin. Der Weg war so schmal, daß wir in indianischer Reihe reiten



Brotbacken.

mußten, und das veranlaßte uns, von Indianern zu sprechen, was überhaupt unsere Lieblingsunterhaltung war. So oft wir von ihnen redeten, und von den Grausamkeiten, die man ihnen schuld gab, nahm der Doktor eine kriegerische Miene an und sprach in blutdürstigen Ausdrücken über die summarische Weise, wie er einen Indianer behandeln würde, sollte er das Glück haben, einen anzutreffen. Wir hatten in der letzten Zeit so viel von den mörderischen Thaten der rothäutigen Diebe gehört, daß unser Blut kochte, wenn wir daran dachten, und wir beschlossen, an dem ersten Indianer, den wir träfen, blutige Rache zu nehmen,

ja wir trafen ein Uebereinkommen über die Verteilung der Beute. Seinen Bogen mit Pfeilen sollte ein Freund von mir bekommen, und sein Wampum — von dem wir nur eine undeutliche Vorstellung hatten — war für des Doktors Onkel bestimmt, welcher ein eifriger Sammler von Schlachtfeldreliquien war. Seine Mokassins und seine Pfeife wollten wir dem Museum in San Antonio überweisen.

Wir besprachen den Gegenstand zum hundertsten Mal im Dahinreiten — der Doktor voraus auf seinem alten lehmfarbigen



Bei einer Wendung des Weges erschien ein Indianer.

Pony, ich hinter ihm — als plötzlich hinter einem Felsen, der an einer Windung des schmalen Pfades lag, ein Indianer hervor trat. Der Doktor machte wilde und krampfhafte Anstrengungen, um seinen Winchester vom Sattel los zu machen. Der Indianer schien furchtbar erschrocken, aber doch nicht in solcher Aufregung wie der Doktor. Ich fürchtete mich nicht, aber ich wünschte mir eine Höhle herbei, oder ein Mäuseloch, groß genug, um hinein kriechen und den Feind von da rekognoszieren zu können, ehe ich ihn tötete. Meine Freunde haben immer meine Ruhe und

Klugheit zur Zeit der Gefahr gelobt. Ich war vollkommen kühl, ja ich hatte ein Gefühl von Kälte. Ich war eben im Begriff, mich hinter einem Baum zu verbergen, als der Indianer sagte: „Buenos dias, Sennor."

Ich verstand nicht, was er sagte, war aber erstaunt, den Doktor seine Büchse fallen lassen und eine friedfertige Haltung annehmen zu sehen, und dem Indianer anscheinend in dessen eigener Sprache antworten zu hören; noch mehr aber überraschte es mich, als er auf den roten Feind zu ritt, ihm die Hand reichte, und ihm aus seiner Flasche zu trinken anbot. Dabei fing er an, ihn ganz fließend mit Ollendorfs spanischen Uebungen anzureden.

Der Indianer war bloß ein Mexikaner; seine Höflichkeit, indem er im passenden Augenblick „guten Morgen" sagte, rettete ihm das Leben. Noch einen Augenblick, und er wäre ein toter Indianer gewesen, und hätte sich in seinem Blute gewälzt. Ich verstand damals wenig spanisch, aber der Doktor, welcher die Sprache mit Hülfe einer Grammatik studiert hatte, seit wir Houston verließen, führte offenbar eine sehr interessante Unterhaltung mit dem Mexikaner, wobei er achtundzwanzig Seiten von Ollendorfs Methode für Anfänger an dem armen Kerl verbrauchte. Der Doktor sagte, die Unterhaltung sei ihm sehr angenehm gewesen, er habe aus dem Ideeenaustausch Nutzen gezogen und viel über die Sitten und Gebräuche eines sehr interessanten Volkes erfahren. Ich zweifle nicht daran, denn ich fand später bei einem Blick in des Doktors Grammatik, daß das Ende seiner Unterhaltung von Witz funkelte und in dem folgenden glänzenden Stile geführt wurde:

„Habt Ihr mein Buch, oder das Buch des Nachbars?"

„Hat der Kaufmann den goldenen Leuchter erhalten?"

„Habt Ihr den Hund des Schneiders?"

„Hat der Knabe die Kuh des Zimmermanns, oder das Pferd des Kochs?"

Der Verlauf des Abenteuers kam mir sehr ungelegen; ich hatte gehofft, nach Hause schreiben zu können, ich hätte den Sachem des Stammes wenigstens angeschossen, und nun, als die Gelegenheit da war und der Indianer in Schußweite vor mir stand,

verwandelte er sich plötzlich in einen unromantischen Schmierfinken mit zahlreichen Blatternarben.

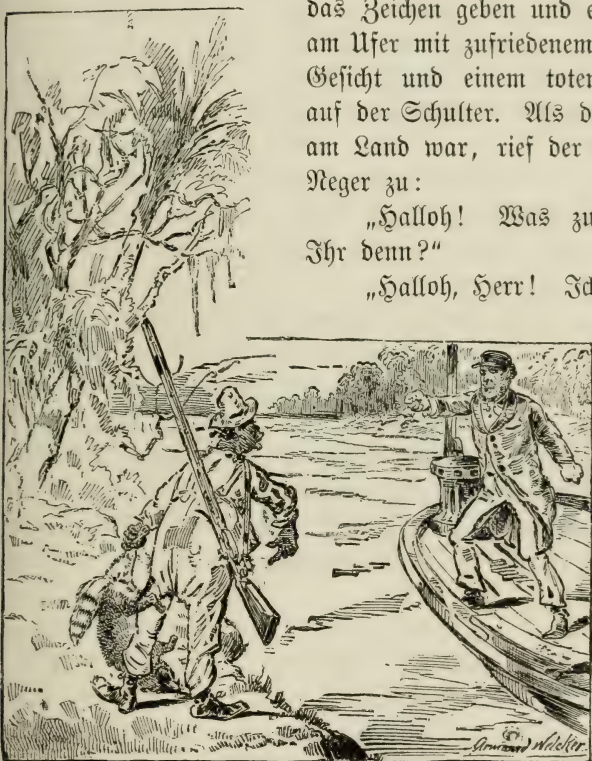
Wir ritten an einen Kaufladen heran, der an der Poststraße lag. Er war sehr klein und ein Faß Branntwein, einige Austernbüchsen, ein Kasten mit Kautabak und ein aufgerolltes Seil schienen den ganzen Vorrat auszumachen. Als wir eintraten, waren drei Männer im Laden außer dem Eigentümer; sie unterhielten sich über Verbesserungen und schienen sehr gegen die Einwanderung und die Eisenbahnen eingenommen zu sein. Der Doktor mischte sich in die Unterhaltung. „Ich begreife nicht, wie es zugeht," sagte er, „daß Leute, welche durch die Viehzucht reich geworden sind, fortfahren zu leben, wie es viele von ihnen thun. Warum verkaufen sie nicht ihre Besitzungen und gehen dahin, wo sie die Wohlthaten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen der Civilisation genießen können? Noch gestern sah ich einen Ort, wo ich den Stall nicht vom Wohnhause unterscheiden konnte, wo die Schweine ins Haus kamen und mit den Kindern spielten, so daß ich nicht sagen konnte, wo das Schwein aufhörte und die Familie anfing. Warum verschaffen sie sich nicht ein angenehmes Leben?"

„Weil, Oberst," sagte ein alter Mann, welcher auf einem leeren Schnapsfasse saß, und dessen offnes Hemd eine von mancher Sommersonne gebräunte Brust zeigte, und dessen strumpflose Füße, in niedergetretenen Schuhen steckend, ihn als einen alten Grenzer zu erkennen gaben — „weil, Oberst, sie nicht civilisiert erzogen sind; vielleicht sind sie auf der Prärie und im Wald erzogen und nicht an die Gebräuche des alten Landes gewöhnt, und können nicht leicht dahin gebracht werden, die Wohlthaten, oder was Ihr die Vergnügungen der Civilisation nennt, zu genießen. Hierin liegt der Irrtum mancher Leute. Sie finden, daß Milch und Zucker den Geschmack des Kaffees verbessern und können nicht begreifen, warum andere ihn einfach vorziehen. Einstmals, vor dem Kriege, war ich unten in Galveston gewesen, und kam nach Houston auf einem der Bayoudampfer zurück. Ich wohnte in der Gegend, wo jetzt die Stadt Round Rock liegt; Eisenbahnen gab es noch nicht und wir mußten unsere Vorräte hunderte von Meilen weit auf Ochsenwagen holen. Die Bayoudampfer hielten an kleinen Landungsplätzen unterwegs an,

aber nur wenn ein Zeichen gegeben wurde. An jenem Morgen waren wir verspätet, hatten vollen Dampf und fuhren gerade um Hog Island herum, als wir an einem solchen Landungsplatz einen Neger erblickten, welcher uns verzweifelte Zeichen machte, anzulegen. Der Kapitän fluchte furchtbar, daß wir damit eine halbe Stunde verlieren sollten, aber er mußte es thun, denn seine Instruktion schrieb es so vor, und der Neger hatte uns das Zeichen geben und erwartete uns am Ufer mit zufriedenem Ausdruck im Gesicht und einem toten Waschbären auf der Schulter. Als das Boot nahe am Land war, rief der Kapitän dem Neger zu:

„Halloh! Was zum — wollt Ihr denn?"

„Halloh, Herr! Ich dachte, Ihr würdet vielleicht einen Waschbären kaufen wollen?"



Wollt Ihr nicht einen Waschbären kaufen?

Des Kapitäns Gesicht wurde blau vor Wut, und mit einem Geheul von Dampfbootflüchen schrie er: „Ihr höllischer schwarzer Schurke, habt Ihr mich aufgehalten, um mir einen Waschbären zu verkaufen? Alle Mann, vorwärts! Ich wollte lieber Hundefleisch essen, als das."

„Nun, Kapitän," antwortete der Neger, „einige lieben das eine, andere jenes; es kommt alles darauf an, wozu man erzogen ist."

„Darum sage ich, es kommt alles darauf an, wozu man

erzogen ist, ob man es liebt in der Wildnis zu leben oder in den civilisierten Teilen der Erde."

Dann wendete sich der alte Mann zu seinen Freunden und sagte: „Würde ich nicht ein niedliches Exemplar von Civilisation abgeben, würde ich nach Galveston verpflanzt und mit feinen Kleidern aufgetakelt, mit einem Regenschirm?"

Der Unsinn, daß der alte Grenzer die Civilisation in solchen Dingen suchte, wie die genannten, griff das Publikum so stark an, daß der Wirt mit Stärkungsmitteln zu Hülfe kommen mußte.

„Nein, Herr," fuhr der Alte fort, „ich kam hierher, ehe die Wälder verbrannt wurden. Ich liebe die Freiheit der Grenze und würde mich in den Straßen einer Stadt nicht heimischer fühlen, als ein Temperenzler bei einem irischen Volksfest. Ich wurde am Stone Mountain in Georgia geboren, als die Indianer dort ebenso waren, wie sie jetzt hier an der Grenze sind. Seht Ihr diese Narbe?"

Er nahm seinen Hut ab und zeigte uns eine furchtbare Narbe, welche von der Spitze seines Kopfes fast bis zur linken Augenbraue reichte. „Das bekam ich vom Tomahawk eines Indianers, als ich ungefähr drei Jahre alt war. Mein ältester Bruder wurde getötet, und mein Vater, mit mir auf dem Arm, rannte, sich in einem Maisfelde zu verbergen, als ich dies bekam. Der alte Mann hatte eine Axt in der Hand und spaltete damit dem Indianer den Kopf bis zu den Zähnen. Dabei war nicht viel Civilisation, Herr."

„Auch nicht viel Zierlichkeit bei diesen alten Pionieren in Georgia, denke ich," sagte der Reporter.

„Zierlichkeit! Ich war zwölf Jahre alt, als ich meine ersten Stiefel bekam, ich erinnere mich ihrer gelben Aufschläge sehr wohl. Die meisten Leute dort gerbten ihr Leder selbst, aber dies waren echte Ladenstiefel. Sie trugen mir zwei Prügeleien ein, die ich am ersten Tage, wo ich sie anzog, mit zwei anderen Jungen auszufechten hatte, und in beiden unterlag ich. Den Jungen gefiel die Zierlichkeit nicht in jener Zeit. Ich war ein erwachsener Mann, ehe ich einen irdenen Teller zu sehen bekam. Wir hatten nur Blechteller zum Essen und Holzbecher zum Trinken, aber, Gott sei Dank, es fehlte uns niemals an etwas, das wir hinein thun konnten. Wir hatten Massen von

Bärenfleisch und Wild jeder Art. Wir wußten nichts von Weizenbrot und lebten von Mais. Branntwein gab es genug, fast jeder machte ihn selbst; wolltet Ihr das aber nicht thun, so brauchtet Ihr nur einen Scheffel Mais nach des Nachbars Brennerei zu tragen und mit einem Fäßchen von dem reinsten Saft wieder nach Hause zu kommen. Wenn wir ein Maisschälen, ein Holzschleppen, einen Hausbau oder ein anderes dergleichen Fest feierten, floß der Branntwein wie Wasser. Kaffee gab es nur Sonntags, aber Branntwein gab es alle Zeit, und es war wirklicher Branntwein, nicht das verfälschte Zeug, das man jetzt so nennt. Man konnte sich daran satt trinken, und er that niemandem Schaden."

Als der alte Grenzer das sagte, seufzte er, wischte seinen Mund mit dem Hemdsärmel ab und schüttelte den Kopf auf bedauerliche Weise, wodurch er seine Ueberzeugung andeutete, daß die guten alten Zeiten, wo der Branntwein „floß", vorüber seien für immer. Ich lud den alten Mann ein, seine Kehle mit etwas von dem Saft unserer entarteten Zeit zu befeuchten. Er nahm meine Einladung an und entschuldigte sich wegen der Tiefe des Trunkes, den er that, damit, daß der Boden ausgetrocknet sei, und er nicht wisse, wenn sich eine solche Gelegenheit wieder bieten würde.



Der alte Ansiedler.

„Ja, Major," sagte er: „heutzutage bekommen die Jungen Ladenkleider, sobald sie laufen können; sie werden mit Stiefeln, ja mit Strümpfen aufgetakelt, ehe sie imstande sind, einen Mustang einzufangen; so war es zu meiner Zeit nicht, und die Männer waren größer, und die Weiber kräftiger. Wir brauchten keine „antibiliöse Pillen", noch „Lebensregulierer", wir regulierten unsere Eingeweide mit reiner Luft, gesunder Nahrung und harter Arbeit. Mir scheint es, je civilisierter die Menschen werden, desto mehr brauchen sie den Doktor, ist's nicht so? Ich für mein Teil will nicht Gefahr laufen, wieder dem Doktor in die Hände zu fallen, ich will hier im Freien bleiben und sterben, wie ich gelebt habe, auf der Prärie und im Walde, und denen, welche Federbetten und künstliche

Getränke lieben, die Wohlthaten der Civilisation und das Steuerzahlen überlassen. Das ist der Zweig, worauf ich lebe, Ihr habt's gehört."

„Nichtsdestoweniger," sagte ein rotnasiger Mann, welcher auf einem Fasse an der Thür saß, „nichtsdestoweniger" — dann schwieg er plötzlich still, erhob sich von dem Faß und schritt langsam nach dem Schenktisch, wo er eine Dosis Branntwein von „doppeltem Schlangenbiß-Kaliber" zu sich nahm. Wir alle waren begierig zu hören, was er sagen würde, denn er sah aus, als wäre er voll Kenntnis, Branntweins und moralischer Betrachtungen. Er wollte eben fortfahren, als ihm ein Käse am Ende des Tisches in die Augen fiel. Er zog sein Messer heraus und schnitt sich etwa ein Pfund von der unverdaulichen Frucht ab, worauf er sich wieder auf das Faß hinauf schob.

Der alte Grenzer konnte nicht länger warten; er gab dem Faß, worauf jener saß, einen Tritt, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und sagte: „Nichtsdestoweniger was?"

„Nichtsdestoweniger, obgleich Ihr so schlecht von der Civilisation sprecht, so hat es doch eine Zeit gegeben, wo Ihr alle gern alles, was Ihr in der Welt besaßet, hingegeben hättet, um in einer Stadt auf einer Thürstufe sitzen zu können."

„Eine solche Zeit habe ich nie gekannt," sagte der Alte.

„Ihr sagt nein?"

„Nein, Herr, niemals."

„Wurdet Ihr niemals von den Lipans gejagt im Jahre 61, nicht? Vielleicht war es ein anderer, oder vielleicht wünschtet Ihr Euch nicht einen Sitz in der Galvestoner Baumwollenbörse, als Ihr über die Prärie nach Fort Clark galoppiertet, mit vierzig Rothäuten an Euern Fersen. Ach nein, ich vermute, ich irre mich in der Person."

„Nun, diese Zeit zähle ich nicht mit. Seht Ihr, es waren zu viel Waschbären für einen Hund, und ich glaube, ich machte bei der Gelegenheit einen lebhaften Ritt."

„Ihr waret zu entschuldigen," sagte der Rotnasige, „denn das Glück war gegen Euch. Aber was ein halb Dutzend Indianer betrifft, Gentlemen, so können sie einem weißen Mann nichts anhaben, wenn er gut bewaffnet ist. Habe ich Euch schon einmal erzählt, wie ich fünf Indianer mehrere Meilen weit

verfolgte, während ich keine andere Waffe hatte, als eine alte, einläufige Flinte mit Vogeldunst geladen?"

„Ich glaube, Ihr habt es niemals erzählt," sagte der Alte.

„Es war im Jahr 72, als ich Regierungsvorräte von San Antonio nach Fort Concho führte. Wir hatten eine lange Wagenreihe und waren unserer zwanzig. Eines Abends hatten wir das Lager an dem Süd-Fork des Llanoflusses aufgeschlagen, und ich ritt allein am Flusse aufwärts, um vielleicht auf eine Ente oder einen Truthahn zum Schuß zu kommen. An Waffen hatte ich nichts als die Flinte, denn ich dachte nicht eher an Indianer, als bis ich sie sah. Ich war über zwei Meilen vom Lager, als ich sie erblickte, und sie waren keine hundert Schritt entfernt. Sie sahen mich, sobald ich sie sah, vielleicht früher; es waren ihrer fünf. Im ersten Augenblick glaubte ich, es wäre aus mit mir; ich dachte an Frau und Kinder zu Hause, und beschloß, mein Bestes zu thun, und, wenn ich sterben müßte, mein Leben so teuer zu verkaufen, als möglich. Darum zog ich die Zügel straff, beugte mich auf den Nacken des Pferdes, spannte den Hahn und ritt weg. Die Indianer hatten mich sehr scharf beobachtet. Wahrscheinlich errieten sie meine Entschlossenheit, denn sie warteten kaum diese meine Bewegung ab, ehe sie zu rennen anfingen. Jerusalem! Ihr hättet sehen sollen, wie der Schmutz umher spritzte, und ich hatte nichts, als meine alte Flinte. Ich hatte ein ziemlich gutes Pferd und es war eine scharfe Jagd für eine Weile. Wir rannten zwei Meilen weit, aber mein Pferd war etwas schneller, als die ihrigen, und ich war ihnen ungefähr dreihundert Schritt vor, als ich das Lager in Sicherheit erreichte."

Während der alte Mann sprach, war seine Cigarre ausgegangen, und als er geendigt hatte, bückte er sich, um ein Schwefelholz an dem Fasse anzustreichen, auf dem er saß. In dem Augenblick, wo er das Hölzchen daran rieb, fiel sein Auge auf die Inschrift auf dem Fasse: ††† Schießpulver. Die Eile, mit der er aufsprang, war für einen alten Mann bewundernswert.

Die Schafzucht ist die Hauptindustrie in Westtexas, und wahrscheinlich giebt es kein Land in der Welt, das dem Schafzüchter so viele Vorteile bietet. Gras und Wasser sind in Ueberfluß, und dazu ein mildes Klima; er braucht niemals für seine Schafe Futter zu kaufen. Er braucht keine Ställe zu bauen

zum Winterschutz, wie es im Norden nötig ist, denn in Westtexas giebt es niemals eine nennenswerte Kälte. Passendes Grasland für die Schafe kann er zu einem Dollar den Acker kaufen, und wenn er es nicht kaufen will, kann er es umsonst benutzen und das Gras obendrein. In vielen Fällen dürfen die Schafzüchter das Land unter der Bedingung abweiden, die darauf lastenden Staatssteuern zu entrichten.

Man hat berechnet, daß es im Jahre 1879 in Texas funfzehn Millionen Schafe gab; im Bezirk Nueces allein giebt es



Bewundernswerte Eile für einen alten Mann.

deren nach dem Census 700 000. Es giebt kein gewinnbringenderes Geschäft als die Schafzucht, aber um Erfolg zu haben, muß der Züchter sich in die Einsamkeit der westlichen Prärieen begeben und jahrelang fern von aller Gesellschaft leben. Es bringt Gewinn, aber es ist ein eintöniges Leben.

Die Ausrüstung eines Texaner Schafzüchters besteht aus zwei Ponies, einem Zelt, Kochgerätschaften und einigen Schäferhunden. Zwei Männer und drei bis vier Hunde können zwei- bis viertausend Schafe besorgen. Das mexikanische Schaf kostet gegen anderthalb Dollars das Stück, giebt aber nur wenig Wolle:

die Kreuzung zwischen dem Mexikaner und dem Merino bringt die einträglichste Rasse hervor, die auch für Boden und Klima am passendsten ist. Die Schafzucht ist, wie gesagt, äußerst gewinnbringend, aber die statistischen Berechnungen, denen man in den Zeitungen begegnet, sind meist stark übertrieben.

Der Einwanderer findet bei seiner Ankunft überall Aufstellungen, welche enormen Gewinn nachweisen, und alle Arten von Haustieren und Vögeln werden zu diesen Berechnungen benutzt. Ich kenne in Texas einen Rancho, wo Kamele gezüchtet werden, einen anderen für Pfauen und viele Ziegenzüchtungen. Ich machte einem jungen Mann, der eben seiner Gesundheit wegen von New-York gekommen war, eine Berechnung des Nutzens beim Ziegengeschäft, nur um ihm zu zeigen, wie man Nutzen auf dem Papier aus Ziegen herausrechnen könne, und als er die Zahlen sah, kostete es mich große Mühe, ihm aus zu reden, daß er nach New-York telegraphierte und Geld kommen ließe, um es in einem Ziegenrancho anzulegen.

Bis jetzt hat die Züchtung der Gänse in Texas noch wenig Aufmerksamkeit gefunden, und doch ist damit viel Geld zu verdienen. Einst traf ich einen Gänsezüchter, der gern bereit war, mir alle mögliche Auskunft über die Gänsefrage zu geben. Die Gans hat manche Vorteile vor anderen Tieren des Feldes voraus. Die Kuh bringt jährlich nur ein Kalb, aber die Gans fünf oder sechs Paar Zwillinge. Wenn man abrechnet, was das Zahnen, die Diphtheritis, die Masern und andere Kinderkrankheiten umbringen, so bleiben immer noch sieben übrig. Jährlich können drei Ernten von Federn auf der Oberfläche der Gans produziert werden, vorzüglich wenn die Gans sich in der Nähe eines Seees oder Baches befindet, wo sie künstlich bewässert werden kann. Ich möchte die Aufmerksamkeit der Viehzüchter auf die folgende Statistik lenken, welche von dem Gänsemann selbst herrührt, und ebenso eingerichtet ist, wie die gewöhnlichen Schaf- und Kuh-Berechnungen.

Alte Gänse geben ein Pfund Federn, zweijährige dreiviertel Pfund, einjährige ein halbes Pfund. Sie werden dreimal jährlich gerupft, brüten mit zwei Jahren und bringen, wie gesagt, im Durchschnitt sieben Junge auf; erst nach einundzwanzig Jahren sterben sie.

Jahr	Resultat in fünf Jahren	Pfund Federn	Total an Pfunden	Preis des Pfundes Cents	Total des Wertes Dollars
1875	200 Ganserte, 1000 Gänse geben Federn à 1 Pfund . . .	1 200	1 200	60	720
	Ausgekommen 7000 Junge.				
1876	1200 alte Gänse, Ertrag an Federn à 1 Pfd.	1 200			
	7000 einjährige, Ertrag an Federn à 1/2 Pfd.	3 500	4 700	60	2 800
	Ausgekommen 7000 Junge.				
1877	1200 alte Gänse, Ertrag an Federn à 1 Pfd.	1 200			
	7000 zweijährige, Ertrag an Federn à 3/4 Pfd.	5 250			
	7000 einjährige, Ertrag an Federn à 1/2 Pfd.	3 500	9 950	60	5 970
	Ausgekommen 7000 Junge.				
1878	8200 drei Jahr und darüber alte, Ertrag an Federn à 1 Pfd.	8 200			
	7000 zweijährige, Ertrag an Federn à 3/4 Pfd.	5 250			
	7000 einjährige, Ertrag an Federn à 1/2 Pfd.	3 500	16 950	60	10 170
	Ausgekommen 32 000 Junge.				
1879	15 200 drei Jahr alte und darüber, Ertrag an Federn à 1 Pfd.	15 200			
	7000 zweijährige, Ertrag an Federn à 3/4 Pfd.	5 250			
	32 000 einjährige, Ertrag an Federn à 1/2 Pfd.	16 150	36 950	60	22 170
	Ausgekommen 72 000 Junge.				

Wenn man die Rechnung nur noch sechs Jahre lang, bis 1883, fortsetzt, so kommt man auf rein mathematischem Wege zu einem Jahresertrag von 2 077 620 Dollars! und zwar von den Federn allein. Jetzt besitzt der Mann 10 740 000 Stück, jetzt kann er schnell vorwärts kommen und Geld machen. Vielleicht erfindet man auch eine Salbe, wie die Haarwachspomaden, um die Gans einzureiben, sodaß sie jährlich fünf oder sechs Ernten liefert, und eine Maschine, um sie in wenigen Minuten zu rupfen. Wenn erst Texas ein großer Gänserancho ist, kann die Staats-schuld bezahlt werden, Galveston bekommt eine Federbörse, so groß, wie das Kapitol in Washington, und im ganzen Staate wird Friede und Glück herrschen.



33. Kapitel.

Wir wählten einen Lagerplatz am Ufer eines Baches und waren eben abgestiegen, als wir uns einem Manne und einer Winchesterbüchse gegenüber sahen, welcher sich auf der anderen Seite des Baches gelagert hatte, ohne daß wir ihn bemerkt hätten. Er redete uns an und sagte, er liebe es, seine Nachbarn zu kennen und würde es als eine Gefälligkeit betrachten, wenn wir uns ihm vorstellen und ihm unsere Namen und unser Geschäft mitteilen wollten. Wir sagten es ihm, aber er war offenbar argwöhnisch gegen uns, denn während er auf einem umgefallenen Baume saß und mit uns sprach, hielt er seine Büchse quer über den Knieen liegend, sodaß der Lauf auf uns gerichtet war. Wir sagten nichts darüber, doch war es uns unangenehm. Er sagte uns, er sei ein Nähmaschinenagent.

Das machte uns noch unruhiger. Würde er uns zwingen, ihm eine Maschine abzukaufen? Alle unsere Waffen waren an die Sättel festgeschnallt, und da sein Gewehr fortwährend auf uns zielte, so hätte er uns zwingen können, ihm eine Sägemühle abzunehmen, ohne nach den Kaufbedingungen zu fragen. Doch zog er sich bald nach seinem eigenen Lager zurück; aber wir schliefen schlecht, denn wir fühlten fortwährend die Büchse des Nähmaschinenagenten durch die Dunkelheit auf uns gerichtet. Am Morgen war er verschwunden.

Wir fragten uns, welchen Nutzen es einem solchen Reisenden bringen könne, eine so wilde und dünn besiedelte Gegend zu durchziehen, ohne andere Bewohner, als die einiger Viehranchos oder Schafstationen und einige zerstreute Indianer. Wir konnten

nur den Schluß ziehen, daß diese Leute mehr Unternehmungsgeist und Unverschämtheit besitzen, als irgend eine andere Menschenklasse.

Der Nähmaschinenagent kommt von jedem Alter und jeder Größe vor und gedeiht üppig in jedem Klima. Er reist in einem Wägelchen, von zwei Ponies mit wundem Rücken gezogen. In seinem Wagen führt er die „beste Maschine der Welt" bei sich; ihr Name ist mit Goldbuchstaben auf die Seiten des Wagens gemalt. Er weiß, daß er ein großer öffentlicher Wohlthäter ist, und die Bescheidenheit verhindert ihn nicht, den Leuten seinen „Familiensegen" aufzuzwingen. Wenn er auf ein Haus zufährt, bindet er sein Pferd an den Zaun, und statt an dem Thor stehen zu bleiben und zu rufen: Halloh! Herr, beißt Euer Hund? wie andere Reisende, geht er kühn auf das Haus zu, und wenn niemand da ist, setzt er sich auf der Veranda nieder und fängt an zu pfeifen. Er pfeift nicht, um sich Mut zu machen, denn er weiß, daß er einen guten und edlen Sache dient. Er sagt zu der alten Dame, ihre Gesundheit scheine abzunehmen und die Ursache davon sei die alte Wheeler- und Baker-Maschine, die sie gebrauche. Er hat fünfzig Damen gekannt, die diese Art Maschine ins frühe Grab gebracht hat. Zur Tochter sagt er, er sei unvermählt, wolle sich in der Gegend niederlassen und bittet um Erlaubnis, wiederkommen zu dürfen; den alten Farmer lobt er wegen des Zustandes seiner Wirtschaft. Die Zunge eines guten Nähmaschinenagenten macht fünfundsiebzig Schwingungen in der Minute und läuft neun volle Stunden in einem fort, ohne geschmiert zu werden, womit aber nicht gesagt sein soll, daß er gegen Erfrischungen gleichgültig ist. Sein Magen ist wie seine Maschine, immer in Ordnung und für jede Größe, Dicke, Gestalt und Qualität der Stoffe eingestellt. Er ißt Maisbrot und fetten Schinken, wenn er Hühner und Kuchen nicht haben kann. Er kann ein Pfund Butter zu einem Quadratfuß Maisbrot verzehren, und in Ermangelung von Butter wird er dem Sirup verderblich.

Ein großer Teil der Prärieen von Westtexas ist dicht mit Mesquitebäumen bestanden; der Baum hat mehr Aehnlichkeit mit einem Pfirsichbaum, als mit irgend einem anderen, den ich kenne, und wenn ein Fremder zum ersten Male ein Chaparral von

Mesquitebäumen antrifft, wird er kaum begreifen, daß er nicht einen Pfirsichgarten vor sich sieht. Diese Pflanze ist eine der wertvollsten von Texas; als Feuerholz ist sie unvergleichlich, und giebt sehr starke Hitze, seine Rinde liefert einen sehr vorzüglichen Gerbstoff, und aus dem Baum schwitzt im Sommer ein Gummi, welches besser sein soll, als das arabische und sicher die Mühe des Einsammelns gut lohnen würde. Außerdem bringt er eine Menge sehr nahrhafter Bohnen hervor, welche bei Pferden und Rindvieh sehr beliebt sind und sie schnell fett machen. Noch andere wertvolle Eigenschaften besitzt der Mesquitebaum, und das einzige, was ich habe gegen ihn anführen hören, ist dies, daß seine Zweige nicht stark genug werden und nicht hoch genug wachsen, um Pferdediebe daran aufzuhängen. Er wächst nur an der Küste des Golfs bis hundertfunfzig Meilen im Innern, auch nicht in den Marschländereien, sondern nur auf der hohen, trockenen Prärie, wo der Regen sparsam ist. Die Natur gleicht bisweilen ihre Wohlthaten und ihre Vernachlässigungen auf seltsame Weise aus. So versichert man mit Bestimmtheit, daß in besonders trockenen Jahren, wenn alles Gras welk und verbrannt ist, der Mesquitebaum jedesmal eine besonders reiche Bohnenernte trägt, wodurch das Vieh für die Folgen der Dürre entschädigt wird.

Die Wälder und Prärieen der Hügel und Thäler waren überall voll Lebens. Ein Knacken der Zweige ließ sich hören und ein Hirsch sprang über den Weg, der dem Doktor nur Zeit ließ, bei dem Losschnallen seiner Flinte in Aufregung zu geraten, ehe er außer Sicht war. Der Kardinal mit seinem prachtvollen karminroten Kleid mit gelbem Federbusch schlüpfte leise von Zweig zu Zweig, während auf dem höchsten Ast einer Lebenseiche der unscheinbare Spottvogel sein fröhliches Lied sang. Jetzt trat ein Chaparralhahn, mit einem thöricht langen Schwanze, der zu seinem mageren Körper in keinem Verhältnis steht, auf den staubigen Pfad heraus und verschwand im Gebüsch. Ein Hase sprang plötzlich zu unseren Füßen auf und rannte erschrocken davon. Wenn die Sonne unterging, ertönte die Stimme des Ziegenmelkers, des Heimchens und der Eule in dem düsteren Gebüsch, wie wir müde dahin eilten, um einen Lagerplatz für die Nacht zu finden. Es gab keine Stunde des Tages, wo wir

nicht einen Vogel, ein vierfüßiges Tier oder ein „Ungeziefer“ gehört oder gesehen hätten.

Der Doktor schoß sehr viel, traf aber wenig. Fast jeden Abend hatten wir eine Wachtel, einen wilden Truthahn oder eine Wildbretkeule zum Abendessen. Der Doktor sagte oft, daß das Wildbret nichts koste, und rechnete aus, daß man hier an der Grenze fast umsonst leben könne, denn außer Kaffee, Mehl und Salz habe man keine Ausgaben. Da machte der Reporter eine Gegenrechnung. Er zählte die Schüsse des Doktors einen Tag lang und berechnete den Wert der verbrauchten Patronen. Diesen Betrag dividierte er durch die beiden Wachteln und das kleine Kaninchen, welche der verhängnisvollen Hand des Doktors zur Beute gefallen waren, und bewies, daß jedes Tier auf durchschnittlich funfzig Cents zu stehen komme, ohne die Abnutzung der Flinte zu rechnen. Von da an leerte der Doktor seine Jagdtasche des Abends schweigend aus.

Eines Abends, da wir ums Feuer gelagert waren, kam die Rede auf des Reporters Erlebnisse im Secessionskriege. Er streckte sich auf seiner Büffelhaut, faltete die Hände hinter dem Nacken zusammen, den Kopf auf den Sattel gestützt, und nachdem er eine von jenen Cigarren angesteckt hatte, welche man nur auf der Höhe eines Schrotenturmes und bei windigem Wetter rauchen sollte, begann er folgendermaßen:

„Im Herbst des Jahres 1865 besetzten die föderalen Truppen unter General Warren und günstigen Auspicien Indianola, welches auf einer sehr schmalen Halbinsel der Küste von Texas liegt und in der That fast eine Insel darstellt, denn die Gewässer des Golfes berühren sich fast hinter der Stadt. Da die Bayous und Lagunen um den Ort nicht zu durchwaten sind und durch eine große Art Mosquitos, genannt Gallinippers, unsicher gemacht werden, so sollte man den Platz nach außen für sicher genug halten. Wer jemals dort gewesen ist, wird schwer begreifen, wie ein Fremder ohne Karten, ohne Laterne und ohne einen eingeborenen Führer in die Stadt gelangen, oder was er überhaupt dort wollen könnte.

Die Yankees kannten den verzweifelten Charakter der Männer, welche sich noch nicht persönlich in den Streit hatten mischen können, und da sie wußten, daß es deren viele in Texas gab,

gebrauchten sie jede Vorsicht zu ihrem Schutz. Sie fürchteten nicht den gewöhnlichen Soldaten der Konföderierten, aber gegen Burschen, welche drei Jahre lang von dem Krieg bis zum Messer geredet hatten, mußte man sich vorsehen. Die föderalen Truppen vermehrten die natürliche Festigkeit des Platzes und errichteten auch Moskitonetze gegen die konföderierten Moskitos und führten einen unerbittlichen Krieg gegen die Flöhe, denn diese waren alle konföderierte Flöhe und wollten nichts von einer unblutigen Lösung des Bruderkrieges wissen. Trotz der natürlichen Vorteile des Platzes warfen die Föderalen vier Reihen von Brustwehren auf und errichteten ein halb Dutzend Forts. Außerdem stellten sie Kanonenboote in Kartätschenschußweite auf, mit der Breitseite nach dem Lande gerichtet. Fünfundzwanzigtausend Mann hätten die Stadt nicht einnehmen können."

„Woher wußtet Ihr denn das alles?" fragte der Doktor.

„Wir gingen geradenwegs in die Stadt, eine ganze Kompagnie, nur mit unseren Büchsen bewaffnet, und nach einigem Aufenthalt verließen wir sie wieder, ohne einen Mann oder ein Pferd verloren zu haben."

„Und die Föderalen?"

„Ach, die waren zwei Tage vorher abgezogen."

„Ja, ich begreife," sagte der Doktor, „sie müssen erfahren haben, daß Ihr kommen würdet."

„Ohne Zweifel waren sie froh, rechtzeitig fortkommen zu können."

„Gab es viel Leiden hier während des Krieges?" fragte der Doktor.

„Nicht viel in diesem Teil von Texas, denn die meiste Baumwolle aus dem Süden ging über San Antonio und Brownsville, und infolge davon cirkulierte viel Geld, wirkliches, hartes Geld, nicht solcher Stoff, wie ihn die Ratten fressen. Die föderale Regierung gab sich keine Mühe, diesen Handel zu unterdrücken; hunderte von Schiffen luden an der Mündung des Rio Grande ein und aus. Das ganze Land diesseits des Mississippi wurde mit Waffen, Kleidern, Munition, konföderierten Liederbüchern, kurz allem versehen, was die Rebellion unterstützen konnte. Das Regiment, bei welchem ich stand, befand sich in Westtexas, und da hier keine föderalen Truppen lagen, hatten

wir wenig zu leiden. Nur bisweilen schien es den aristokratischen Söhnen des Mars, welche zu meiner Kompagnie gehörten, etwas hart, sich selbst rasieren und ihre Stiefel selbst wichsen zu müssen. Aber im allgemeinen ertrugen wir dies und mehr mit spartanischer Tapferkeit und dachten niemals daran, den Kampf für die Unabhängigkeit aufzugeben, bis General Hebert jenen unmenschlichen Befehl erließ, welcher jeder Kompagnie nur fünf Wagen zuteilte. Er war ein militärischer Tyrann; was kümmerten ihn die Leiden der Soldaten? Als dieser Befehl kam, wünschte mancher in seiner Wut, der Krieg wäre schon vorüber. Unser Kapitän, Dick Taylor, welchem nur ein Küchenwagen gelassen wurde, sagte, er fürchte, wir hätten die Macht der feindlichen Mietlinge unterschätzt. Er mußte einen seiner Tische und zwei Federbetten preisgeben, und das war nur der Anfang seiner Leiden. Ich erinnere mich des Morgens, wo ihm sein farbiger Diener mitteilte, er werde keine Milch zum Kaffee erhalten, weil die Kuh in der Nacht abhanden gekommen sei. Er wütete und verfluchte jeden, dem er die Schuld am Zustandekommen der Konföderation beimessen konnte."

„Dann kann er kein großer Patriot gewesen sein," sagte der Doktor. „Was für Schlachten habt Ihr mitgemacht?"

„Laßt mich sehen," sagte der Reporter: „Ich war bei der Belagerung und endlichen Einnahme von Indianola durch Sturm, nachdem der Feind sich aus Furcht zurückgezogen hatte, und ferner war ich in der Schlacht bei Norris Bridge, wo schnell nach einander siebenundzwanzig Granaten auf unseren Kapitän abgefeuert wurden."

„Ich habe niemals von diesen Schlachten reden hören," sagte der Doktor in ungläubigem Tone.

„Es ist niemals zu spät, etwas zu lernen. Ich will Euch jetzt ausführlich davon erzählen, wenn Ihr auf das blutige Feld zurückblicken wollt und noch eine Cigarre bei Euch habt. Im Anfang waren unsere Verluste ziemlich schwer, denn damals hatten die Aerzte noch Vorrat von Medikamenten; als aber, der Blokade wegen, die Arzeneimittel ausgingen, wurden die Totenlisten kurz."

Der Doktor störte die verlöschenden Kohlen heftig auf und sagte: „Dies ist kein Gegenstand zum Spaßen. Wenn Ihr

ernsthaft von der Schlacht erzählen könnt, so möchte ich wohl die Einzelnheiten hören."

„Die föderalen Truppen hatten noch nicht versucht, den ganzen Staat Texas zu besetzen, als General Banks mit einem großen Heere im Herbst 1864 am Red River heraufzog und General Warren mit drei- oder viertausend Mann Indianola besetzte und stark befestigte. General Magruder erließ einen Rat an Duffs Regiment, das dreiunddreißigste der Texas-Kavallerie, zu dem ich gehörte. Er gab ihnen den Rat, um Indianola Feldwachendienste zu übernehmen. Ich sage „den Rat", denn



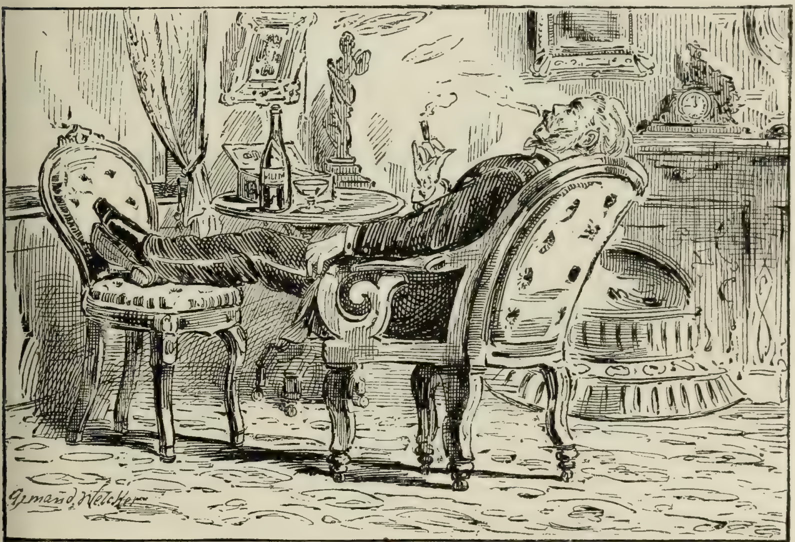
Major Tom Brakenridge, der konföderierte Bruder im Lager.

der Oberst des dreiunddreißigsten besaß viel zu viel Vornehmheit und südliche Ritterlichkeit, um sich etwas befehlen zu lassen.

Ich gehörte zu dem dreiunddreißigsten, und wir waren nur fünf- bis sechshundert Mann stark; aber funfzigtausend Mann der best eingeübten Truppen hätten in diesem Winter in den kahlen Prärieen dem Erfrierenstode nicht näher kommen können, als wir. Ich hatte keinen Begriff von den Schrecken des Krieges, bis ich in einem nassen Norther auf dieser dreißig Meilen weiten Prärie Wache stehen mußte. Erst als eines von meinen Beinen

vom Rheumatismus befallen wurde, fing ich an, zu begreifen, welche Schande für Civilisation und Menschlichkeit der Angriff auf die alte Flagge bei Fort Sumter eigentlich war.

Während wir stolze Konföderierte den rauhen Winterstürmen trotzten, und fast nur von schlecht gekochtem Rindfleisch lebten, schwelgten die föderalen Söldner, welche aus dem Norden kamen und sich erst wohl fühlten, wenn der Boden mit Eis bedeckt war, in schönen Quartieren in der Stadt und bezogen die feinsten Rationen. Die Yankees in Indianola waren schlechtes



Obrist G. Brakenridge, der föderale Bruder im Lager.

Volk, sie waren die elendsten Schurken, mit denen ich je in Berührung gekommen bin."

„Seid Ihr wirklich mit ihnen in Berührung gekommen?"

„Wir waren sehr nahe daran bei dem Uebergang über den Chocolate-Bayou, oder vielmehr bei der Schlacht von Norris Bridge. Es war nicht ihre Schuld, daß wir nicht in Berührung mit ihnen kamen: sie konnten uns nicht einholen. Aber ich will Euch ein Beispiel anführen, wie sehr sie alles menschlichen Gefühls entbehrten.

Der Major unseres Regiments war Tom Brakenridge; er that mit uns Feldwachtdienst im Freien. Bei den Yankees in Indianola befand sich als Zahlmeister ein Bruder von ihm, Oberst G. W. Brakenridge. Nun schickte der konföderierte Bruder eine freundliche Botschaft an seinen Yankee-Bruder, worin er sagte, er hoffe, daß der Krieg bald zu Ende und der Tag nicht fern sein werde, wo sie beide sich unter günstigern Verhältnissen in der glücklichen Heimat ihrer Kindheit wiedersehen würden. Nun, was denkt Ihr wohl, welche Antwort der lange verloren geglaubte Yankee-Bruder zurück schickte?"

„Das kann ich nicht wissen. Vielleicht schickte er ihm einen Korb Champagner?"

„Nicht ganz. Er ließ ihm sagen, wenn der andere wirklich sein Bruder sei, was er nicht glaube, so hoffe er, er werde seine verdammten Rebellenbeine in der Prärie erfrieren, ehe der Winter vorüber wäre."

„Das ist ein sehr herzloser Wunsch," sagte der Doktor.

„Washingtons Armee bei Valley Forge war nicht mit uns zu vergleichen, was Mühseligkeiten betrifft. Jene waren daran gewöhnt, aber wir nicht. Die Yankees wollten Indianola nicht verlassen, und so lange sie da blieben, mußten wir in der Kälte Wache stehen. Sie wußten sehr wohl, wie angenehm es uns gewesen sein würde, hätten wir nach Hause gehen können, aber sie gingen nicht und boten uns nicht einmal eine Decke an, um uns warm zu halten.

Bisweilen jedoch kamen sie heraus und machten uns warm; sie zwangen uns, uns Bewegung zu machen: wir reisten für unsere Gesundheit."

„Es scheint mir," sagte der Doktor nachdenklich, „daß in einer früheren Periode meines Lebens ein mit der Presse in Verbindung stehender Herr versprochen hat, uns eine Beschreibung der Schlacht von Norris Bridge zu geben."

„Jetzt, da Ihr es erwähnt, erinnere ich mich, dies Versprechen gegeben zu haben," sagte der Reporter. „Ich werde Euch sogleich mitten in den Kampf einführen. Norris Bridge befindet sich, oder befand sich, über dem Chocolate-Bayou zwischen

den Städten Indianola und Lavaca. Vor dem Krieg wurden alle nach Südwesttexas bestimmten Waren entweder in Indianola, oder in Port Lavaca ausgeschifft, woraus eine bittere Eifersucht zwischen beiden Orten entstand. In der letzten Zeit sind beide Städte so tot geworden, daß sie um nichts mehr streiten, aber zu der Zeit, von der ich spreche, waren die Vertreter des Handels



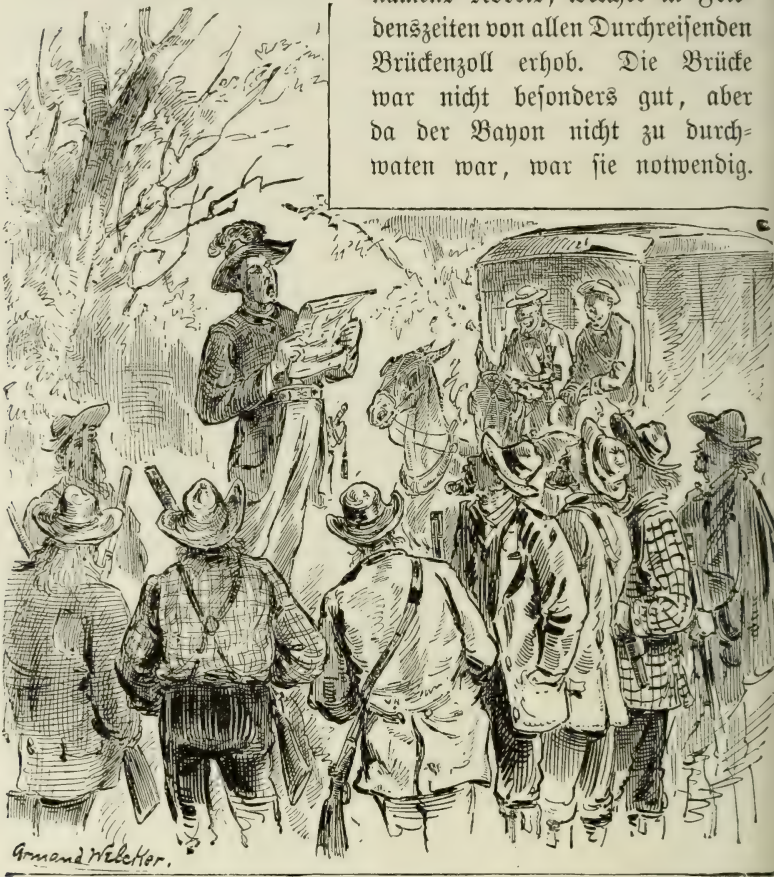
Sie verschafften uns Leibesbewegung.

und der Schiffahrt in beiden fortwährend beschäftigt, zu zanken, zu streiten und sich gegenseitig herabzusetzen."

„Wurde die Schlacht von Norris Bridge zwischen den Kaufleuten von Lavaca und Indianola ausgefochten?" fragte der Doktor.

Der Texaner Journalist antwortete: „Ich sehe, Ihr verlangt Blut, und sollt es sogleich haben. Ich glaube Euch erzählt zu

haben, daß General Warren mit seinen Truppen Indianola besetzt hielt, und wir ihn im abscheulichsten Wetter beobachten mußten. Die Hauptstation für unsere Feldwachen war Norris Bridge; in dem daselbst gelegenen Hause wohnte ein Mann, namens Norris, welcher in Friedenszeiten von allen Durchreisenden Brückenzoll erhob. Die Brücke war nicht besonders gut, aber da der Bayon nicht zu durchwaten war, war sie notwendig.



Verlesung der Liste.

Von uns wurden immer je vierzig Mann nach der unmittelbaren Nähe von Indianola detachiert, welche am Morgen zurückkehrten, um vom Lager des Regiments aus, das sechs bis acht Meilen rückwärts lag, abgelöst zu werden.

Eines Abends war ich an der Reihe des Feldwachtdienstes; glücklicherweise war das Wetter mild, wie gewöhnlich nach einem

Norther, und wenn wir sicher gewesen wären, daß die Yankees unseren Dienst nicht stören würden, hätten wir gegen die Fortdauer des Krieges nicht viel einzuwenden gehabt. Ich borgte möglichst viel Decken zusammen, für den Fall, daß das Wetter sich ändern sollte, und bereitete eine Portion Maisbrot und Schinken, die einzigen Vorräte, welche die Konföderation lieferte, um den Kampf gegen die Horden des Nordens aushalten zu können. Dann sattelte ich meinen Kriegsmustang, belud ihn mit allen diesen Vorräten, und teilte dem Sergeanten mit, ich sei fertig und wir könnten abmarschieren. Der Sergeant war ein alter Soldat, welcher während des ersten Kriegsjahres in Virginien gestanden und oft den Kopf geschüttelt hatte, wenn Burschen von wenig Kriegserfahrung renommierten, wie leicht es sein würde, die Yankees zu vernichten, wenn sich nur eine gute Gelegenheit fände. Er erzählte uns — wohl um uns zu ermutigen — von der Wirkung großer Bomben auf eine Kompagnie Soldaten, und wie er selbst manchmal mehrere Meilen weit laufen mußte, um den Föderalen aus dem Wege zu gehen. Manche von uns glaubten, es fehle ihm an Mut und er sei der Konföderation nicht treu, weil er so viel Respekt vor den Feinden habe. Als ich ihm meldete, ich sei fertig, sah er mich an und fragte, wo meine Büchse, mein Revolver und die Munition wären? Ich hatte sie im Lager gelassen. Da riet er mir denn, sie mitzunehmen, vielleicht könnte ich sie brauchen. Ich überlegte mir's und gab ihm Recht: die Sachen konnten mir ja gestohlen werden, ehe ich wieder da wäre."

Der Doktor gähnte so, daß die Kinnbackengelenke krachten und fragte, ob die Schlacht von Norris Bridge vor oder nach Lees Uebergabe stattgefunden habe. Unser Freund jedoch achtete wenig darauf und fuhr fort:

„Endlich stiegen wir zu Pferd und ritten je zwei und zwei in der Richtung der zum Verderben bestimmten Stadt ab. Wir führten ein langes Gespräch unterwegs, aber ein großer Teil davon ist bei meinem schlechten Gedächtnis leider unwiederbringlich verloren gegangen. (Zufriedenes Grunzen des Doktors.) Wir waren kaum vier Meilen geritten, als wir auf Zeichen von der Anwesenheit des Feindes stießen. Eine Abteilung föderaler

Kavallerie, unterstützt von Infanterie, war vor ungefähr einer Woche aus Indianola aufgebrochen, um Rindvieh aufzusuchen, aber bald heimgekehrt. In ihrem verlassenen Lager fanden wir viele „Zeichen“. Ueberall sah man Beweise von der väterlichen Sorgfalt, mit welcher Onkel Sam seine Soldaten behandelte, und diese Beweise übten auf uns eine sehr niederschlagende Wirkung. Einer meiner Kameraden, der im Schoß des Ueberflusses gelebt hatte, ehe er in die Armee trat, hob eine leere Austernbüchse auf und brach dabei in Thränen aus. Es war fast mehr, als er ertragen konnte, denn es rief geheiligte Erinnerungen aus der glücklichen Vergangenheit zurück. An der Büchse war eine Etikette, worauf wir lasen: „Baltimore Cove Austern“. Noch viele Büchsen lagen umher mit Etiketten, die uns in Verzweiflung setzten, aber sie waren alle leer. Es war rührend, diese abgehärteten Soldaten zu sehen, wie sie in schweigendem Jammer auf eine alte Sardellenbüchse starrten, oder in ein leeres Picklesglas eine Thräne fallen ließen.

Korporal Wilkins raffte sich auf bei dem Anblick eines Gefässes, welches eingemachte Erdbeeren enthalten hatte, warf seine Ration von elendem Maisbrot auf die Prärie und sagte, er habe nun begriffen, welche Schändlichkeit der Angriff auf Fort Sumter gewesen sei, und dann fiel er über seinen treuen farbigen Diener her und prügelte ihn fast zu Tode, weil er ein Repräsentant der Rasse sei, welche alle diese Leiden und Entbehrungen über uns gebracht hätte. Der rührendste Umstand aber war die Auffindung einer Flasche mit der Inschrift: „Alter Kornbranntwein“. Als der Segeant sie entdeckte und in die Höhe hielt, ertönte ein Schrei, den auch das stärkste Echo des Landes nicht imstande gewesen wäre, zurück zu werfen. Leider hatten die Yankees vergessen, den Branntwein darin zu lassen, aber der Geruch war noch vorhanden.

Es war ein unvergeßlicher Anblick, wie wir arme und hungrige, aber stolze und patriotische Rebellen in einer Reihe an dem Sergeanten vorbeidefilierten, welcher die Flasche hinhielt, damit jeder im Vorbeireiten heilige Erinnerungen wieder beleben und seinen sinkenden Mut wenigstens mit einem Geruch wieder stärken möge.

Der Sergeant, durch einen Mißbrauch seiner Autorität, behielt die Flasche.

Die Auffindung dieses Lagers that eine gute Wirkung: wir fürchteten von da an die Gefangenschaft nicht mehr.

Den nächsten Tag verbrachten wir in einem kleinen Dorfe, wo der Reporter ein Geschäft hatte. Ein Landstreifen von einer Viertelmeile Länge und zwanzig Ellen Breite, auf beiden Seiten desselben in ungleichen Zwischenräumen gegen zwanzig hölzerne, meist ein Stock hohe Häuser, alle sehr des Anstreichens bedürftig; ein kleines Schulhaus ohne Lehrer noch Schüler an einem Ende, eine Brücke über einen Bach am anderen Ende; in der Mitte der Straße ein zweistöckiges Haus mit einem Schild über der



Er stärkt ihren sinkenden Mut durch den Geruch.

Thür, welches anzeigt, daß man hier zu jeder Stunde speisen kann, gegenüber ein Materialladen mit Postverwaltung; neben der Post ein Salon; ein schielender Neger, der vor dem Salon an einem Pfosten lehnt und einem bunten Hunde in der Mitte der Straße etwas vorpfeift; ein öffentlicher Brunnen, welcher nichts enthält als ein paar zerbrochene Ziegelsteine, eine leere Austernbüchse und eine tote Katze — alles in den heißen Strahlen der Julisonne flimmernd: alles dieses ergiebt das typische Aussehen eines Texaner Dorfes. Wir reiten hindurch und halten vor dem aus Höflichkeit so genannten Hotel. Alle Einwohner, mit Ausnahme des schielenden Negers, des Hundes und seiner Flöhe scheinen tot zu sein oder zu schlafen. Nachdem wir mehr=

mals Halloh! gerufen haben, kommt der Wirt, ein müde aussehender Mann, langsam zur Thür, reibt sich die Augen und sagt: „Wie geht's? Steigt ab, Gentlemen." Er sagt es in einem uns entmutigenden Tone; dann weckt er einen Neger mit einem Fußtritt, heißt ihn die Pferde in den Stall bringen und führt uns in ein Zimmer, wo sich ein Blechbecken befindet mit Kanne, aber ohne Wasser, ein Handtuch, ein Lager mit heraushängenden Eingeweiden, ein Spiegel, der uns ein in die Länge verzerrtes Gesicht zeigt, wie wir sonst an blanken Thürgriffen zu sehen pflegen. Die ungeweißten Wände sind verziert mit einer Eisenbahnkarte, zwei Modebildern aus der „Zeitung für junge Damen" vom Jahre 1868 und mit einigen an Pflöcken hängenden Pfluggeschirren. Der Wirt weckt ein großes Frauenzimmer, welches an der Hinterthür schlafend lag, und heißt sie ein Essen für drei Personen besorgen. Sie geht nach der Küche und bringt eine Stunde darauf einen Teller mit gelbem Brot, einen Blechtopf mit Kaffee und einen Teller mit gebratenem Schinken. Dies ist alles, was wir zu essen bekommen, abgesehen von den Fliegen und einem starken Stallgeruch, der von dem aufwartenden Neger ausgeht.

Wir sind in Verzweiflung, wie wir den Abend in diesem Dorfe zubringen sollen. Auf einem Kirchhofe könnte es noch interessant sein, die Grabschriften zu lesen, aber hier giebt es gar keine Lektüre, als etwa einige Notizen auf der Eisenbahnkarte. Am Abend scheinen die Bürger einigermaßen zu erwachen. Der schieläugige Neger, mit gelangweiltem Ausdruck, nimmt eine Säge zur Hand und zersägt einiges Holz; ein Mann kommt vom Lande herein und kauft ein Stück Tabak, fragt den Händler nach dem Preis des Hafers, und ob er nicht in voriger Woche einen Mann auf einem braunen Maultier hat vorüber reiten sehen. Mehrere Kinder kommen heraus und spielen in einem gegenüberliegenden Hof; der Materialhändler verfolgt eine Ziege bis in die Vorstädte; zwei Männer schlendern am Bach hinunter, graben Regenwürmer aus und gehen dann fischen; ein Handelsreisender kommt an; er spielt im Salon Domino mit dem Postmeister, wirft dabei einige Gläser Bier um und bestärkt durch diese Aufregung die Bewohner in dem Glauben, daß ihr Ort noch nicht tot ist und eine Zukunft vor sich hat.

Die Nacht zieht ihren Vorhang über die Scene und wir ziehen uns zurück, um dieselbe auf einer Strohmatratze mit einigen sehr geselligen Insekten zuzubringen. Dies sind die aufregendsten Ereignisse an einem Tag, den man in einem Texaner Dorfe zugebracht hat.



34. Kapitel.

„Als die Schatten der Nacht herabsanken, setzten wir unseren Marsch fort (dem Himmel sei Dank! murmelte der Doktor), und gleich nach Dunkelwerden kamen wir an ein großes Holzhaus mitten in der Prärie," fuhr der Reporter am nächsten Morgen fort. „Wir näherten uns vorsichtig, weil möglicherweise Föderale darin versteckt sein und nach uns schießen konnten. Leute, die leere Austernbüchsen und Branntweinflaschen herum liegen lassen, um einen edlen Feind zu entmutigen, sind zu allem fähig. Da sich kein Feind zeigte, nahmen wir das Haus in Besitz. Eine Anzahl Wege liefen von Indianola aus, und unsere Pflicht war es, sie zu bewachen, damit die Yankees sie nicht etwa hineinschleppten und in ihren Kanonenbooten fortschafften.

Der Sergeant führte uns auf die Gabelung der Straße, stellte uns auf und sagte: „Ihr beiden bleibt hier stehen, bis es Tag wird, dann zieht Ihr Euch in guter Ordnung nach meinem Hauptquartier in dem Hause zurück. Wenn Ihr zwei oder drei Yankees bemerkt, so nehmt Ihr sie gefangen und bringt sie ins Hauptquartier; sollte eine größere Zahl erscheinen, so feuert Ihr auf sie und zieht Euch zurück. Paßt gut auf, denn wenn sie uns hier finden, könnten sie versuchen, uns den Rückzug zur Brücke abzuschneiden. Denkt daran, die Konföderation erwartet, daß jeder Mann sein Ende vom Balken in die Höhe hebt." Damit ging er fort und ließ uns ganz allein in der unheimlichen Nähe einer Stadt voll von Yankeesoldaten, welche sich mit Sardellen und altem Korn vollstopften. Ich wendete mich zu meinem Gefährten, um Kriegsrat zu halten, und sagte:

„Jim, vergeßt die Ordres nicht und seht Euch vor, daß Ihr sie nicht verwechselt. Wenn zwei oder drei Mann heraus kommen, so nehmen wir sie gefangen und zeigen ihnen, wo der Sergeant ist, kommt aber eine ganze Brigade, so müssen wir uns zurückziehen, damit wir nicht von der Brücke abgeschnitten werden. Wir müssen uns wohl hüten, mehr als eine Kompagnie einzufangen, denn wir könnten sie nicht ernähren. Ich möchte wissen, wie lange dieser grausame Krieg noch dauern wird."

„Ich möchte es auch wissen," sagte der Doktor, sich streckend.

„Mein Kamerad, Jim Neal, antwortete nichts, er war ein seltsamer Bursche. Er nahm seine Mahlzeiten nicht mit den anderen Jungens, sondern allein und möglichst weit von der Kompagnie. Er war eine Art militärischen Einsiedlers. Im Lager liefen seltsame Gerüchte über Jim um: man sagte, er habe ein böses Gewissen; im Anfang des Krieges, als die Unionsmänner nach allgemeinen Prinzipien und an Lebenseichenäste gehängt wurden, sollte Jim Neal einen hervorragenden Anteil an den Massacres genommen, eine Anzahl Menschen mit eigener Hand ermordet haben und deswegen von bösen Träumen beunruhigt werden. Er störte seine Kameraden durch plötzliches Aufschreien während der Nacht, und zeigte bei solchen Gelegenheiten auf einen alten Deutschen mit abgeschnittener Kehle, den niemand sah, als er selbst. — Bei jetziger Gelegenheit war Jim, wie gewöhnlich, nicht mitteilsam. Ich schlug ihm vor, die Hälfte der Nacht Wache zu stehen, und ich die andere; aber er meinte, es würde uns beiden gesünder sein, die ganze Nacht wach zu bleiben. Ich hielt es durchaus nicht für gesund, und widersprach ihm; da sagte er, ich möchte thun, was mir gefiele, er werde die ganze Nacht Wache stehen, denn er fürchte eine Ueberraschung von Seiten der Yankees.

Ich sah wohl, daß trotz der allgemeinen Meinung, jede Zahl von Yankees werde beim Anblick eines Konföderierten weglaufen, Jim anderer Ansicht war. Es war eine sternenhelle Nacht und das Wetter mild. Aber Jim war keinen Augenblick ruhig; in einem Augenblick saß er auf seinem Pferd, um zu rekognoszieren, im nächsten lag er mit dem Ohr am Boden, um die Annäherung eines eingebildeten Feindes zu erspähen. Da er zuerst die Wache bezog, gegen Mitternacht, breitete ich meine

Decke aus und legte mich neben mein Pferd, um zu schlafen. Ich hatte kaum eine Stunde geschlafen, als Jim mich weckte und mir heiser zuflüsterte: Hier schleicht ein Mann umher, der uns ermorden will. Ich habe ihn ein halb Dutzend mal gesehen: er wartet nur auf eine Gelegenheit.

In einem Augenblick hatte ich meine Büchse in Bereitschaft und spähte nach der angegebenen Richtung. Jim starrte hin wie ein erschrockenes Tier, aber ich konnte den Mann nicht sehen. Jim legte seine klebrige Hand auf die meinige, zeigte nach einer anderen Richtung und flüsterte durch seine zusammengebissenen Zähne: „Jetzt seht Ihr ihn doch?“

Bei aller Anstrengung konnte ich nichts sehen. „Seht die Pferde an,“ flüsterte er. Die Pferde hatten allerdings die Ohren gespitzt und sahen beide nach derselben Richtung. Ich sagte: „Sie sehen nichts, als einen Coyote.“ Jim schüttelte den Kopf traurig und sagte: „Es ist etwas Schlimmeres, als ein Coyote.“

Der Schlaf war außer Frage. Niemals habe ich solch einen tödlichen Schrecken gesehen. Er behauptete, den Mann ein Dutzend mal in dieser Nacht gesehen zu haben. „Sie haben übel gethan, mich auf Feldwache zu schicken: wenn die Yankees mich kriegen, so hängen sie mich.“

Nun begriff ich, wie es mit dem elenden Kerl stand: eines seiner Schlachtopfer verfolgte ihn. Vielleicht war es der alte, weißhaarige Deutsche, dem Jim die Kehle abgeschnitten hatte, welcher umging. Es war nahe am Tagesanbruch, als er sich niederlegte und zu schlafen schien; er war ganz abgemattet und wurde ruhiger, da der gespenstische Besucher seit fast einer Stunde nicht erschienen war. Der Mond ging auf und warf seine kalten Strahlen auf das Gesicht des Schläfers. War es nun die Wirkung des Mondes oder die seines Gewissens: genug, er fing an zu stöhnen und seine Züge nahmen ihren verstörten Ausdruck wieder an. „Es war nicht nötig, ihm die Kehle abzuschneiden, er würde auch so gestorben sein.“ Plötzlich, mit einem furchtbaren Schrei sprang er auf die Füße und zeigte mit zitternden Fingern vor sich hin: „Da kommt er wieder! Seht seinen roten Bart: er ist rot von Blut!“

„Ums Himmels willen, Jim, wenn Ihr etwas seht, so schießt darnach!“ sagte ich.

„Er ist jetzt fort, wird aber wiederkommen. Ich habe ihn früher oft gesehen, aber niemals so nahe. Er hat niemals gelacht, wie heute. Er lacht, weil er weiß, daß ich erschossen oder gehängt werde. Ich sagte dem Kapitän, er sollte mich nicht auf Feldwache schicken."

Es war jetzt fast Tag; man konnte schon die Häuser von Indianola unterscheiden. Jims Furcht war mit der Dunkelheit verschwunden. Aber jetzt nahmen wirkliche Feinde seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er legte einen Augenblick das Ohr auf den Boden, dann sprang er auf, schnallte den Sattel fest und rief: „Schnell zu Pferd! Sie schlagen die Trommel. Die Kavallerie wird uns zuvorkommen und uns von der Brücke abschneiden: Da sind sie schon."

Einen Augenblick später sprengten wir über die Prärie nach der Feldwachenstation; die dunkeln Punkte am Horizont waren föderale Kavallerie. Sie sahen uns und versuchten, zwischen uns und die Brücke zu kommen. Obgleich der Feind wahrscheinlich besser beritten war, hatten wir den Vorteil, der Brücke in gerader Linie näher zu sein. Trotzdem kamen uns die Yankees näher, und als die Brücke in Sicht kam, waren sie dicht hinter uns.

„Zieht Eure blauen Ueberröcke aus," sagte mein Kamerad, „sonst könnten die Unseren auf uns schießen." (Einige von uns trugen damals föderale Ueberröcke.) Wir ließen die Röcke fallen, galoppierten über die Brücke und befanden uns unter unseren Leuten.

„Ehe Ihr weiter geht, möchte ich wissen, was aus Jim Neal geworden ist," sagte der Doktor.

„Teufel," sagte der Reporter. „Er besaß eine Schafherde nach dem Kriege und hütete sie selbst draußen am Nueces. Einst wurde sein verstümmelter Körper in seinem Lager gefunden; er hatte einen Schuß durch den Kopf, aber ob durch eigene oder fremde Hand weiß man nicht."

„Gut," sagte der Doktor: „nun laßt das Gemetzel bei Norris Bridge seinen Fortgang nehmen."

Wir waren ungefähr unserer vierzig, und da wir wenigstens dreitausend Mann Infanterie und eine Batterie Artillerie auf die Brücke zukommen sahen, so war es klar, daß etwas Unangenehmes

vorfallen würde. Die Kavallerie, die uns gejagt hatte, zog sich eilig zurück, denn sobald sie der Brücke auf etwa zweihundert Ellen nahe kam, wurde eine Salve auf sie abgegeben, welche ihr mit einemmal alle Zweifel benahm, ob wir etwa Milizen mit gewöhnlichen Flinten wären. Unsere Leute liefen hin und her und jeder fragte nach dem Kapitän. Dieser war in der Nacht



Kapitän Dick Taylor.

nach Lavaca gegangen, um etwas Kautabak zu kaufen, einen damals bei uns ungewohnten und sehr begehrten Luxusartikel.

Wir dachten schon daran, uns zurück zu ziehen, als in diesem kritischen Augenblick unser Kapitän Dick Taylor auf der Scene erschien. Er ritt ein großes Pferd und war in einen schönen Buckskin-Anzug gekleidet; aus seiner Brusttasche ragte ein großes

Stück Kautabak hervor. Denkt Euch unser Entsetzen, als er in der Aufregung ein großes Stück Tabak abbiß, sich in den Bügeln hob, und rief: „Drauf Jungens. Der Krieg dauert schon an die drei Jahr, und wir haben noch keine Gelegenheit gehabt, Pulver zu riechen. Oben in San Antonio sagen sie, wir hätten wenig Lust, den Feind zu treffen. Wir wollen ihnen zeigen, daß das eine verdammte Lüge ist. Ich will kein Leben opfern oder in Menschenblut waten: aber auf jeden Fall wollen wir hier bleiben und eine Anzahl Granaten abwarten. Es ist nicht viel Gefahr dabei, so lange sie nicht die Entfernung herausgefunden haben."

Mit bleichen Wangen sahen wir einander an. Dazu wurde die lange, schwarze Linie der föderalen Infanterie mit jedem Augenblick deutlicher. Der Mann auf dem Ausguck beruhigte uns etwas, indem er rief, es kämen vier Geschütze im Galopp herbei gefahren.

Sergeant Jones, welcher in Virginien gedient hatte, betrachtete die anrückenden Föderalen und sagte: „Das sieht aus, als sollte es etwas geben. In ungefähr zehn Minuten wird die Hälfte von uns ohne Köpfe und Beine herum liegen, ja einige werden gar nicht wieder zu finden sein. Oben in Virginien sah ich eine Granate von einer Batterie, gerade wie jene, die auf uns zu kommt, in einem Burschen platzen und wir fanden niemals seine Ueberreste, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten hoch oben im Wipfel eines Baumes."

Nun wußten wir das Schlimmste und fingen an, uns mit dem Unvermeidlichen zu versöhnen. Unser thörichter Kapitän fürchtete sich so sehr, als irgend einer, suchte es aber zu verbergen. Er galoppierte hin und her, vorn und hinten, und jeden Augenblick biß er ein Stück Tabak ab und kaute ihn, wie ein Maultier sein Futter. „Geht nicht fort, Jungens," sagte er, da einige zu ihren Pferden traten. „Geht nicht fort, ehe wir nicht wenigstens einen Schuß bekommen haben. Wir können nicht hoffen, den Feind zu schlagen, aber wir können uns eine Weile beschießen lassen. Ich schieße auf den ersten Mann, der früher läuft als ich." Er wischte sich die Begeisterung mit seinem Aermel von der Stirn und fuhr fort: „Der Krieg dauert schon drei Jahr und wir haben noch nicht einmal ein hölzernes Bein

unter uns, um es zu beweisen. Jetzt können wir ein wenig bombardieren aushalten, so daß sie nicht mehr in San Antonio über uns spotten werden.“

„Herunter von diesem Pferd,“ schrie er, als ein junger Israelit von Austin aufsteigen wollte.

„In der That, jetzt fängt die Schlacht an zu wüten,“ sagte der Doktor.

Wir alle standen hinter einem Zaun, welcher für einen solchen Fall weder hoch noch dick genug war. Auf der einen Seite stand neben mir Sergeant Jones, der Veteran aus Virginien, auf der anderen Sam MacWorther. Letzterer war ein echter Kuhbube, rotköpfig, unwissend, sommersprossig und gutmütig. Er kannte keine Furcht, denn er hielt fest an dem Volksglauben, ein einziger Konföderierter könne ein ganzes Regiment Yankees vor sich hertreiben; er hatte es so oft sagen hören, daß er es fest glaubte. Sam konnte weder lesen noch schreiben, aber sein Maul war breit genug, um alle seine physischen und Erziehungsmängel auszugleichen. Er stand grinzend hinter dem Cedernholzzaun, und sehnte sich nach dem Befehl, die Föderalen zurück zu jagen. Er begriff nicht, daß sie es wagten, so nahe heran zu kommen.

Plötzlich fuhr eine Batterie in vollem Galopp auf einer leichten Erhöhung, etwa vierhundert Schritt vor uns auf, und wendete sich, um die Kanonen in unsere Richtung zu bringen. Gerade da zog Sam McWorther meine Aufmerksamkeit von dem Feinde und von Kapitän Dick Taylor ab, welcher fortfuhr, umher zu galoppieren und seine Leute zur Geduld zu ermahnen. Sam sah die Pferde umwenden, um die Geschütze auf uns zu richten. Als er diese Bewegung bemerkte, glaubte er, die Yankees wären erschrocken und wollten nach Indianola zurückkehren: da war er seiner Triumphgefühle nicht mehr Herr. Er nahm seinen Hut ab und schrie laut: „Hurrah für die südliche Konföderation! Hurrah für Jeff Davis!“ und da er unseren tapferen Kapitän sah, welcher jetzt mit geschlossenen Augen kühn zu Pferde saß, entweder weil er ein Gebet sprach, oder darauf wartete, daß etwas platzte, schwenkte er den Hut noch einmal, und rief: „Hurrah für Kapitän Dick Taylor, Hurrah für —“

Ich hatte meine Augen auf die feindlichen Geschütze gerichtet.

Sie waren jetzt tief gerichtet, aber nicht tiefer als ich selbst. Gerade schwang Sam seinen Hut und öffnete sein Maul, so weit es möglich war, als eine Rauchwolke vor der Batterie aufstieg und eine Granate, schnaubend wie ein Teufel, der den Schnupfen hat, ungefähr vier Fuß über Sams Rothkopf wegsauste. Er dachte nicht an die Batterie, die glaubte er auf dem



Hurrah für die südliche Konföderation.

Rückweg nach Indianola. Er hatte sein Maul so weit aufgesperrt, um irgend einen südlichen Feldherrn leben zu lassen, daß seine Augen geschlossen waren, als das Geschoß über ihn weg heulte. Er öffnete plötzlich die Augen und warf einen Seitenblick auf mich, so entsetzt-lächerlich, daß ich trotz der ernsten Lage lachen mußte. Die roten Borsten seines Haares standen

senkrecht; sein Mund war jetzt geschlossen, aber seine Augen, welche furchtbar rollten, traten hervor wie Thürknöpfe. Er hat später seinen natürlichen Ausdruck niemals wieder bekommen, der Schreckensblick war in seine Züge eingefroren, auch konnte er nie sein Haar wieder scheiteln.

Aber es fehlte an Zeit, um die Scene zu genießen. Noch zwei Schüsse, und eine Staubwolke erhob sich hinter uns, während zugleich etwa zwanzig Fuß Zaun umher gestreut wurden. Der Sergeant, welcher in Virginien gedient hatte, legte seine Büchse auf den Zaun und gab Feuer. Das Pferd des einzigen Reiters, der neben der Batterie hielt, bäumte sich und fiel nach hinten über. Es war ein Musketenschuß auf vierhundert Schritt, die Waffe trug die englische Regierungsmarke. Wir erfuhren später, daß der Offizier, welcher das Pferd ritt, durch den Schenkel geschossen war und wenige Stunden später starb.

Kapitän Dick rief: „Nun ist's genug, steigt auf und macht Euch fort.“ Eigentlich war ein offizieller Befehl über die Sache unnötig, denn die Hälfte der Leute galoppierte schon über die Prärie. Niemals wurde ein Befehl auf dem Schlachtfeld eifriger befolgt. Man stieg in höchster Eile auf, denn die beiden Kanonen fuhren fort, zu feuern. Auch die Infanterie war auf einige hundert Schritt heran gekommen und ihre Kugeln ließen uns wünschen, daß der Krieg zu Ende sein möchte. Wir befolgten die Methode der Kosaken, das heißt, wir flogen nach allen Seiten auseinander. Es ist nicht leicht, einen einzelnen Mann in zwei oder drei Meilen Entfernung auf der Prärie zu treffen, und hätten wir uns nicht zerstreut, so hätten sie sicher einige von uns gekriegt. Zum Glück für uns graste auf einem entfernten Hügel eine Kuhherde, welche sie für einen Teil unseres Kommandos hielten. Sie stellten zwei von den Kanonen gegen das Vieh auf, während wir uns zerstreuten. Die Kühe hatten nicht mehr Verstand als wir, und warteten, bis sie beschossen wurden. Wir erfuhren später, daß das Gemetzel schrecklich gewesen war: Beefsteaks und Suppenfleisch bedeckten meilenweit das Land.

Die Granaten flogen über uns hin; ich ritt neben einem Lieutenant, welcher sein Pferd mit flachen Säbelhieben antrieb. Wir waren schon drei Meilen vom Feinde, und ich fragte ihn, ob ihm der Tag heiß genug scheine. Er schwang seinen Säbel



„Zerstreut Euch, verdammter Narr“.

S. 398.

gegen mich und schrie: „Zerstreut Euch, Ihr verdammter Narr, macht Euch fort von mir. Wißt Ihr nicht, daß, wenn wir unsere Truppen eng zusammenziehen, der Feind sein Artilleriefeuer auf uns konzentrieren wird? Wendet Euch rechts, je weiter je besser."

Später sammelten wir uns an einem sechs Meilen weiter zurück liegenden Bach, den wir zu unserer künftigen Operationsbasis wählten.

„Habt Ihr überhaupt Verluste gehabt?" fragte der Doktor.

„Ja. Ein Mann von Kompagnie C hatte im Bayon einen großen Catfisch in einer Reuse, den er durch das schnelle Vordringen des Feindes verlor. Aber niemand wurde getötet oder verwundet, weil wir die Kosakentaktik so schnell ausführten. Als General Warren an der Spitze seiner siegreichen Armee über die Brücke gedrungen war, und wir uns zurückgezogen hatten, forschte er nach, was für Truppen wir wären. Entweder, sagte er, wären wir sehr tapfere Leute, oder die größten Narren auf der ganzen westlichen Halbkugel, und wir waren mit dem Kompliment sehr zufrieden. Die Idee, daß vierzig Mann versuchten, eine Brücke gegen dreitausend Mann Infanterie und eine Batterie zu verteidigen, schien ihm ungewöhnlich."

„Ich hoffe, daß nun die Zeitungen in San Antonio nicht länger behaupteten, es läge Euch nichts daran, den Krieg zu verlängern," bemerkte der Doktor.

„Ja. Kapitän Dick Taylor und seine Leute wurden vollkommen gerechtfertigt. Im San Antonio Herald erschien ein langer Bericht über die Schlacht unter dem Titel „Verzweifeltes Gefecht". Er erzählte, eine Armee von fünftausend Söldnern mit einem Artilleriepark sei vier Stunden lang von Kapitän Dick Taylor und zwanzig Mann bei Norris Bridge aufgehalten worden und habe dabei schwere Verluste erlitten. Er schilderte, wie starke Truppenmassen gegen die kleine Heldenschar geschleudert worden seien, wie Kapitän Dick Taylor und seine Leute sich langsam zurückzogen, wie gestellte Löwen, jeden Zoll Boden gegen den übermächtigen Feind verteidigend, und stellte Vergleiche mit allen Helden des Altertums an. Dann fügte er hinzu, aller Augen seien auf Kapitän Dick Taylor gerichtet gewesen wegen seiner Tapferkeit und wegen einer neuen Buckskinjacke, die er trug, was beides das Artilleriefeuer auf seine Person konzentriert

habe, so daß siebenundzwanzig Granaten in schneller Aufeinanderfolge gegen ihn geschleudert worden seien. Der Schluß lautete: Die von unseren Truppen gezeigte Tapferkeit muß die Autoritäten in Washington von der gänzlichen Aussichtslosigkeit überzeugen, ein stolzes und selbstbewußtes Volk zu unterjochen."

„Was kann wohl das Volk von San Antonio dahin gebracht haben, zu glauben, daß Ihr nicht alle bereit wäret, für die Konföderation das Leben zu lassen?" fragte der Doktor.

„Das will ich Euch sagen. Das Land ist vollkommen flach um Indianola, man sieht einen Mann drei Meilen weit. Nun findet man da unten häufig das sogenannte Mirage, wobei ein Sumpf aussieht wie ein brennendes Haus und zwei oder drei Reiter wie eine ganze Kunstreiterbande. Eine Kuh, die unter einem Baume steht, gleicht einer Gruppe vorsündflutlicher Ungeheuer, mit phantastisch aufgerollten Schwänzen. Eines Tages sahen wir die ganze Stadt Lavaca, sechs Meilen weit, mit den Dächern nach unten in der Luft schweben. Bisweilen machten uns diese optischen Erscheinungen mißtrauisch, einmal flohen wir vor einem Mirage mehrere Meilen weit. Es war nichts als eine Herde Pferde, welche grasten und durch atmosphärische Einflüsse ganz entstellt waren. Diese Geschichte gelangte nach San Antonio.

Dann mußten wir zu je fünf oder sechs Mann Feldwachtdienst thun, und wir pflegten uns mit einander durch Zeichen zu verständigen, indem ein Mann auf die Seite ritt und mit den Händen gestikulirte. Zugleich mit uns war eine Kompagnie alter Schlappohren auf Wachtdienst. Darunter versteht man sündhafte alte Leute, zu alt zur Aushebung, die aber doch in den Krieg ziehen wollten. Es waren alte Texaner Veteranen, welche nicht zu Hause zu halten waren, wenn es wo ein Gefecht oder ein Barbecue gab, man hätte ihnen denn die Beine abgesägt. Sie griffen die Vereinigten Staaten für ihre eigene Rechnung an. Diese schlechten alten Männer, statt zu Hause zu bleiben und in der Bibel zu lesen, trieben sich fortwährend mit Flinten um die Festungswerke umher und spähten nach Yankees, in der Absicht, ihnen körperlichen Schaden zuzufügen. So oft eine Abteilung von diesen herauskam, frisches Rindfleisch zu holen, machten ihnen diese alten Krieger das Leben sauer. Da diese unregelmäßigen Truppen nun unsere Signale nicht kannten, so waren

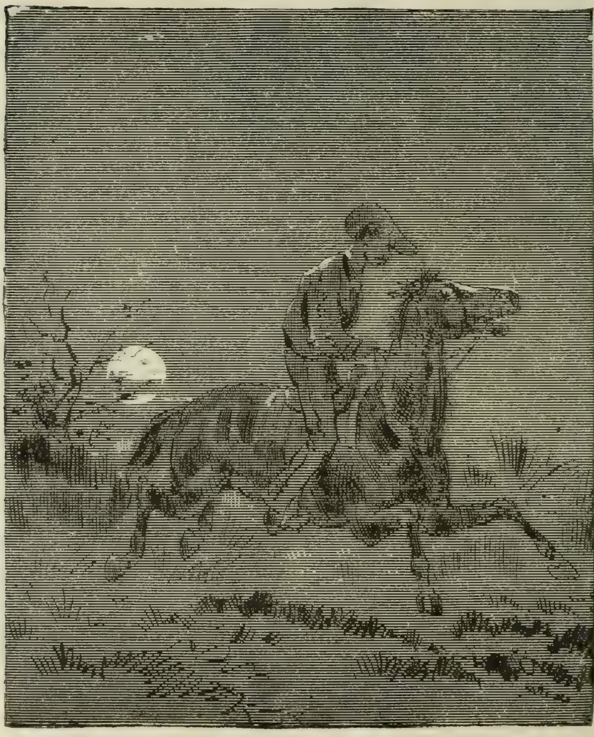
wir aus der Entfernung niemals gewiß, ob sie Föderale seien oder nicht. Außerdem waren sie gewöhnlich in der Mehrzahl und verfolgten uns über die Ebene ins Lager. Wenn sie entdeckten, daß sie konföderierte Soldaten gejagt hatten, entschuldigten sie sich wegen des Irrtums und sagten, wir liefen so schnell wie Yankees; aber man konnte wohl sehen, daß die alten Sünder sehr wohl wußten, wer wir waren. Eines Tages nun jagte ein Haufe dieser elenden Mumien ein Detachement Leute von der Kompagnie A, der besten von allen, an einem Tag siebenunddreißig Meilen weit, weil sie uns für Yankees hielten und wir dasselbe von ihnen glaubten. Wir brauchten vier Tage auf unseren erschöpften Schlachtrossen, um wieder auf unseren Posten zu kommen. Ich werde es nicht vergessen, denn ich war einer von den Duldern und konnte eine ganze Woche lang nicht gehen. Fast täglich jagten diese elenden Kerle unsere Leute. Die Nachricht von ihren dummen Streichen gelangte in die Zeitungen von San Antonio, und da die Zeitungsschreiber jeden beneiden, der sich auf dem Feld der Ehre befindet, während sie zuhause beim Tintenfasse sitzen, so fielen giftige Bemerkungen. Man übersandte dem Kapitän angestrichene Exemplare von den Blättern, welche diese Verleum=



Schlechte alte Männer.

dungen enthielten, und der stolze Mann empfand es tief. Als uns nun die feindliche Armee zu Gesicht bekam, zweitausend Mann stark, mit einer Batterie, beschloß unser Kapitän, die elenden Verleumdungen zu widerlegen, indem er handelte, als wären wir alle bereit, unser Leben zu opfern, während er sich auf die wohlbekannte Thatsache verließ, daß die Kanoniere immer einigemal fehlschießen, ehe sie die Entfernung genau kennen. Die Sache war aber keineswegs nach seinem Geschmack, wie er später im Vertrauen äußerte. Er wurde später sehr populär, und wir würden für ihn durch Feuer und Wasser gegangen sein, hätte er es verlangt; glücklicherweise verlangte er es nicht."

Der Doktor war eingeschlafen.



35. Kapitel.

Wir waren jetzt in dem sogenannten Indianerland, und trafen öfter einen Haufen Rangers, nach Indianern spähend, begegneten aber selbst keinen. Von den zahlreichen Indianerstämmen, welche einst Texas bewohnten, sind viele verschwunden, andere sind in andern Stämmen aufgegangen und haben ihren Namen verloren. Von den Wacoes, zum Beispiel, sonst einem wichtigen Stamme, hört man nichts mehr. Alle freundlichen Indianer, mit Ausnahme einiger längs des Trinityflusses zerstreuten, elenden Exemplare, sind von der Oberfläche der Erde verschwunden. Die Muscogees, Alabamas und Coasthattas, welche Zweige des großen Creekvolkes gewesen sein sollen, waren die Stämme, welche vor funfzig Jahren in Texas als „freundliche Indianer" bekannt waren.

Ein freundlicher Indianer ist ein solcher, der sich's nicht zum Geschäft macht, die höhere Rasse zu skalpieren; er tötet seine weißen Wohlthäter nur in solchen Fällen, wo die Schuld einem andern zufällt. Ein freundlicher Indianer lebt fünf, ja zehn Jahr im besten Verhältnis zu seinen Nachbarn, das heißt, er borgt von ihnen das Maismehl, das er braucht, stiehlt ihnen so viel Schweine, als er wünscht, und bettelt ihnen genug Feuerwasser ab, um sich vergnügt zu erhalten. Wenn er so seine freundliche Gesinnung kund gethan hat, wählt er eine passende Gelegenheit und ermordet und verwüstet alles in der Niederlassung mit Hülfe seiner Verwandten, auch freundlicher Indianer. Dann verschwindet er, nimmt des Ansiedlers Pferde mit, wird für einige Zeit ein böser Indianer, und hält sich von den Woh=

nungen der Menschen entfernt, bis sein nagendes Gewissen (welches in seinem Magen liegt) ihn zwingt, nach der Reservation zu gehen und Rationen zu holen. Dort verzeiht ihm eine väterliche Regierung durch ihre Agenten alle seine Schandthaten, segnet ihn und belohnt ihn für seine freundlichen Gefühle mit einer Wolldecke und einem Repetiergewehr.

Wir lagerten eine Nacht zusammen mit Big-Foot Wallace, dem bekannten Späher und Indianerkämpfer. Nachdem wir stundenlang seinen Erzählungen über Grenzleben, Indianer-



Big-Foot Wallace.

abenteuer angehört hatten, fragte ich ihn, ob er jemals wirklich gute Indianer gekannt habe — ehrliche, wahrheitliebende Indianer, welche das Vertrauen auf ihren edlen Charakter rechtfertigten?

„Junger Mann, antwortete er, ich traue einem Indianer nur, wenn er sich vor diesem Eisen befindet,“ wobei er bedeutungsvoll auf seine lange Kentuckybüchse klopfte, an deren Kolben siebenundvierzig Einschnitte zu zählen waren, „denn eine Schlange ist eine Schlange und ein Indianer ein Indianer.“

Die wilden Indianer, obgleich heutzuge weniger zahlreich, sind dieselben geblieben, wie ihre Vorfahren. Mehreremal ist

es ihnen fast gelungen, einen Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zustande zu bringen, und sie halten eine weite Grenze in fortwährender Ungewißheit, wem das Vieh und die Skalpe der Grenzbewohner eigentlich gehören, denn oft ist der Texaner Grenzer nur de jure Eigentümer seiner Kopfhaut, seiner Pferde u. s. w., de facto aber gehören sie dem Indianer jenseits des Rio Grande.

Die Geschichte der Westgrenze ist nichts weiter, als die eines nie endenden Indianerkrieges; in früheren Zeiten war San Antonio buchstäblich von feindlichen Indianern belagert. Jetzt ist es schon eine geraume Zeit her, daß dieselben sich in Texas nicht mehr halten können; sie haben ihre Handelsniederlagen drüben in Mexiko, in den Santa Rosagebirgen, aufgeschlagen, und senden nur ihre Handelsreisenden aus, um mit den Texanern Geschäfte zu machen. Diese reisen des Nachts und besuchen ihre Kunden bei jedem Vollmond.

Als General Ord im Jahre 1874 zum Kommandanten des Departements Texas ernannt wurde, mischte er sich ernstlich in die Handelsbeziehungen zwischen Mexiko und Texas.

Die mexikanischen Räuber, die in Texas einfallen, deren Thaten man in jeder Zeitung lesen kann, bestehen größtenteils aus Kickapoo-, Mescalero- und Lipan-Indianern, vermischt mit einigen abenteuernden Mexikanern, welche ihre natürliche Neigung zum Pferdediebstahl mit dem nötigen Thätigkeitstriebe verbinden. Gewöhnlich brechen sie in Texas nahe bei der Mündung des Devilflusses ein, hundertundsechzig Meilen westlich von San Antonio.

Zu dem Zweck des Pferdestehlens bilden Indianer und Mexikaner ein Kompagniegeschäft; die Mexikaner liefern Branntwein, Munition, getrocknetes Fleisch und andere Bedürfnisse; die Indianer stehlen die Pferde und bringen sie nach Mexiko. Wenn nun einmal eine Räuberbande von den Texanern ganz vernichtet wird, machen die meisten Kaufleute in der nächsten mexikanischen Stadt Bankerott.

Um die Lage der Grenze richtig zu verstehen, muß man bedenken, daß Pferde und Rindvieh in Mexiko sehr selten sind. Der große nationale Zeitvertreib des Volkes sind von jeher die Revolutionen gewesen, und diese kosten viele Pferde. Wenn

„der düstere Feuerschein der Revolution“ das Land beleuchtet, werden tausende von Pferden zu Tode geritten, weil die verschiedenen Banden immer vor einander auf der Flucht sind. Diese heftigen Reitübungen stärken den Magen, und wenn der Rebell zehn oder zwanzig Meilen galoppiert ist, um sich rückwärts zu concentrieren, hat er wütenden Hunger und die Verdauungskraft einer Riesenschlange. Man sollte glauben, die Leute machten überhaupt nur Revolutionen, um fremde Pferde zu reiten und fremdes Rindfleisch zu essen.

Jeder Mexikaner braucht ein Pferd, um darauf herumzustolzieren; kann man sich einen Caballero zu Fuß denken? Gerade über dem flachen Rio Grande drüben laufen tausende von Pferden umher, welche den ketzerischen Gringo-Stämmen gehören, die zu stehlen eine patriotische und dem Himmel wohlgefällige Handlung ist. Ebenda giebt es Herden von fettem Vieh, welche zu saftigen Beefsteaks Appetit machen; alle grasen auf dem reichen Boden von Texas, der doch eigentlich zu Mexiko gehört.

An der Grenze liegen eine Anzahl kleiner mexikanischer Städte — San Fernando, Santa Rosa, Saragossa — deren einziger Handel mit aus Texas gestohlenem Vieh betrieben wird. Früher wohnten die Indianer in den Vorstädten, aber seit General Mackenzie die Grenze überschritt und sie bei Pamolina überraschte, wobei mehrere getötet und viele gefangen wurden, haben sie sich ins Gebirge zurückgezogen. Dort wohnen sie jetzt fünf bis sechshundert Familien stark, und kommen nur zur Stadt, um Vorräte zu holen und sich zu betrinken.

Wenn man die Karte ansieht, so bemerkt man eine Hügelreihe, welche sich von der Mündung des Devilflusses bis gegen San Antonio erstreckt. Ohne die Deckung dieser Hügel würden die Raubzüge in Texas fast unmöglich sein, denn sie sind, nebst der Umgegend, ganz unbewohnt, und die Indianer können dieselben unbeobachtet durchziehen. An ihrer Südseite entspringen eine ganze Anzahl von Flüssen, wie der Seco, Sabinal, Turkey Creek und Blanco.

Wenn die Indianer mit ihren mexikanischen Freunden über den beiderseitigen Gewinn übereingekommen sind, überschreiten

sie den Rio Grande zu je dreien und vieren, um sich zu dem Renvezvous in den Hügeln zu begeben, und steigen von da in jene Flußthäler herab, um die Ware abzuholen.

Aber nicht nur die Westgrenze von Texas ist den Raubzügen der Indianer ausgesetzt, sondern auch die Nordgrenze, und



Ein Ausflug aus Mexiko bei Mondschein.

zwar durch Schuld der Vereinigten Staaten=Regierung, denn dort liegen die beiden Reservationen Fort Sill und Fort Stanton. Damit die Indianer einander nicht bei der Plünderung von Texas Concurrenz machen können, hat man beide Reservationen weit von einander angelegt. Nichts wäre trauriger, als wenn die Indianer einander selbst in die Haare gerieten. Die

Comanches von Fort Stanton können im Kerr-Bezirk eine Familie umbringen und das Vieh wegtreiben, ohne mit den Kiowas von Fort Sill irgendwie in Berührung zu kommen. Nach den gestohlenen Pferden, welche sie zurückbringen, ist viel Nachfrage, und der Indianeragent selbst kauft sie aus Mitleid für die armen Indianer um einen Preis, der ihm kaum zwei bis dreihundert Prozent Gewinn läßt.

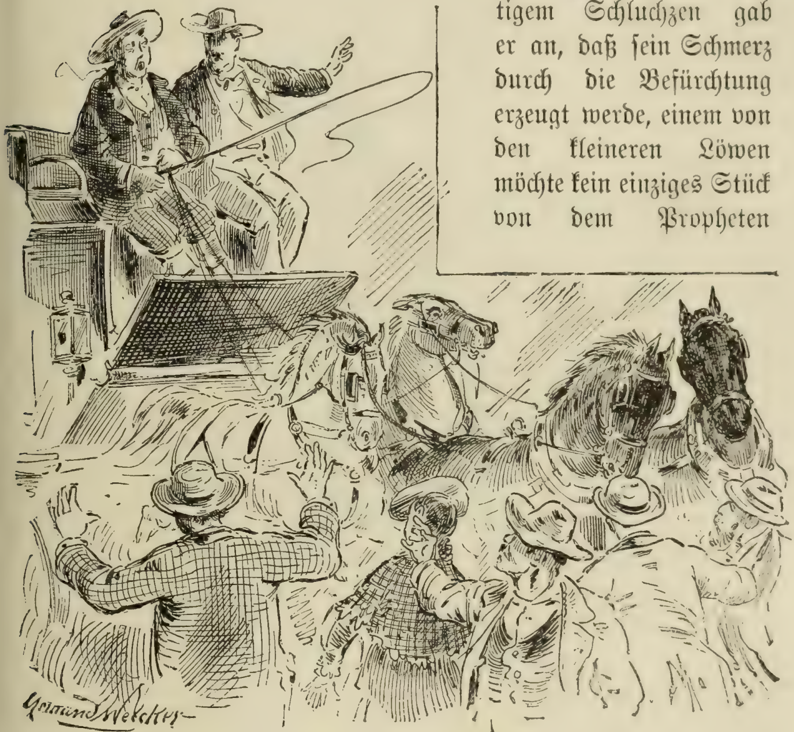
Diejenigen, welche mit der Indianerpolitik unserer Regierung zufrieden sind, sollten von den Thatsachen Kenntnis nehmen. Die Kiowas von Fort Sill verstehen es, den ganzen Pan-Handle-Teil von Texas für weiße Ansiedler unbewohnbar zu machen, welche ihn außerdem bald mit blühenden Farmen und Ranchos bedecken würden. In Fort Sill ist eine große Truppenzahl, welche aber durchaus nichts thut.

Die Comanches von Fort Stanton haben mit der größten Regelmäßigkeit die Vereinigte Staaten-Post auf der El Pasostraße angefallen, so daß einmal, als dieselbe unversehrt angekommen war, die Zeitung des Ortes die betreffende Spalte mit der Ueberschrift versah: „Unerhörte Neuigkeit! Die Post von San Antonio ist nicht beraubt worden!"

Man sieht also, daß die Grenze von Texas von drei Seiten her fortwährenden Einfällen unterworfen ist; aber es giebt noch eine vierte, welche gegenwärtig nicht benutzt wird. Wer unsere Indianer-Politik genau studiert hat, wird niemals begreifen können, warum die Regierung nicht eine Indianer-Reservation an der Golfküste errichtet, damit auch dieses reiche Land, welches bis jetzt den Indianern unzugänglich ist, von ihnen benutzt werden könne.

Die Unthaten der Indianer von Fort Stanton werden schon seit vielen Jahren verübt; hunderte von Weißen sind ermordet, tausende von Tieren weggetrieben worden; aber wahrscheinlich haben weder die Behörden in Washington, noch der Agent in Stanton je etwas davon gehört. Oft haben Späher von Texas die Räuber auf ihrer Spur fünfhundert Meilen weit verfolgt, bis dahin, wo sie das gestohlene Vieh in Sicht von dem Hause des Agenten nach der Reservation vorbeigetrieben hatten.

Und bei alledem hört man in den westlichen Staaten nicht auf, mit dem armen Indianer aufs wärmste zu sympathisieren. Sympathie ist etwas sehr Gutes, aber sie muß wohl angebracht sein. Der kleine Knabe, welcher beim Anblick eines Gemäldes von Daniel in der Löwengrube in Thränen ausbrach, hatte ein warmes sympathisches Herz. Unter heftigem Schluchzen gab er an, daß sein Schmerz durch die Befürchtung erzeugt werde, einem von den kleineren Löwen möchte kein einziges Stück von dem Propheten



Unerhörte Neuigkeit! Der Postwagen ist nicht beraubt worden!

zu Teil werden. Dies war ein Fall von übel angebrachter Sympathie; will der Freund des edlen Sohnes des Waldes die Anwendung machen?

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, glaube ich es dem Kickapoo schuldig zu sein, zu erklären, daß er der schmutzigste Indianer auf der Erde ist. Um ihn gründlich zu reinigen,

müßte man ihm ein reines Hemd anziehen und ihn aus einer mit Karbolsäure geladenen Kanone schießen, ehe man im entferntesten daran denken könnte, ihn in eine Quarantäneanstalt aufzunehmen.



36. Kapitel.

Auf der Postlinie nach El Paso sind in den letzten Jahren gegen vierzig Personen ermordet worden. Es würde ungerecht sein, diese Mordthaten irgend sonst jemandem zuzuschreiben, als den Indianern von Fort Stanton. Die Indianeragenten leugnen es aber ab; sie behaupten, es seien keine Texaner ermordet worden und die dortigen Indianer thäten es nicht. Zum Unglück für die Agenten, wenn sie nicht als unverbesserliche Lügner gelten wollen, ist die Schuld der Indianer unwiderleglich bewiesen. Außerdem bietet die Thatsache, daß, während die Indianer in Texas auf Raubzügen waren, sie während dieser Zeit volle Rationen im Fort bezogen, eine hinreichende Erklärung für diejenigen, welche nicht begreifen können, daß ein Indianeragent dreißigtausend Dollars jährlich zurücklegen kann, während sein Gehalt noch nicht sechstausend beträgt.

General Ord hat jedoch die Frage über die Schuld der Fort Stanton-Indianer an Raubzügen nach Texas hinreichend aufgeklärt, wie wir aus der folgenden Nachricht über Lieutenant Bullis' berühmten Späherzug ersehen, wobei er die Indianer bis auf eine Entfernung von drei Meilen vom Hause des Agenten verfolgte und im ganzen zwölfhundert Meilen zurücklegte.

Eine Bande Indianer hatte im Kerr-Bezirk Vieh gestohlen, und der Zweck des Späherzugs war, sie bis in die Heimat zu verfolgen. Die verfolgende Gesellschaft bestand aus neununddreißig Seminolen- und drei Lipan-Spähern, einem Mexikaner, José Tafoya, Lieutenant F. T. Sharpe vom 20. Infant. und

P. C. Gilbert U. S. A., im ganzen fünfundvierzig Personen unter dem Kommando von Lieutenant Bullis.

Sie gingen vom Las Moras-Bach am 31. Januar 1879 aus, und hatten infolge der Jahreszeit und der rauhen Bodenbeschaffenheit schwere Leiden zu erdulden. Am 28. Februar, dem neunundzwanzigsten Tage der Reise, hatten sie mehrere Tage ohne Wasser zugebracht, und ihre Tiere waren kaum fähig, noch vorwärts zu gehen; Bullis und seine Leute waren darauf gefaßt, umzukommen. Als ihre Not am höchsten war, entdeckte David Bowlegs, erster Sergeant der Seminolen-Späher, eine kleine Quelle, eine sogenannte schlafende Quelle. Nachdem sie eine Stunde lang daran gearbeitet hatten, sprudelte das Wasser so stark auf, daß man keine Abnahme sah, wenn drei Tiere zu gleicher Zeit tranken. Bullis nannte die Quelle „Rettungsquelle." Nicht weit davon fanden sie elf Pferde in den Bergen, welche die Indianer zurückgelassen hatten, als sie mit dem übrigen Vieh nach Fort Stanton vorbeizogen. Von dem vierunddreißigsten Tage ihres Zuges berichtet Bullis: „Wir lagerten am Pinako-Creek, ungefähr sechzig Meilen von Fort Stanton und dreißig Meilen von der Mescalero-Indianer-Agentur. Hier waren verschiedene Ranchos, und die Einwohner berichteten, die Indianer seien vor fünf Tagen vorbeigezogen und hätten im Vorüberziehen einen ihrer Arbeitsochsen geschlachtet; fünf Leute seien ihnen bis zur Agentur gefolgt, und der Agent habe die Indianer gezwungen, dem Eigentümer zwei der mitgebrachten Pferde zur Bezahlung zu geben, und auf die Frage des Agenten, Mr. Godfreys, warum sie den Ochsen getötet hätten, sagten sie, sie kämen von einer weiten Reise — was wir wohl wußten — und seien hungrig gewesen.

Bullis und seine Späher fuhren fort, der Spur zu folgen, welche drei Meilen weit vom Hause des Agenten hinführte. Bullis berichtete ihm die Thatsache und forderte ihn auf, ihm (Bullis) die Indianer auszuliefern, da er sie nach Texas zurückbringen und vor Gericht stellen wolle. Der Agent versprach, zu versuchen, ob er die Indianer bekommen und ihm übergeben könnte; im Laufe der Woche werde er in Stanton sein.

Nach tagelanger Verzögerung erhielt Lieutenant Bullis von einem neuen Indianeragenten folgende Mittheilung:

Mescalero-Agentur, den 16. März 1879.

Major Godfrey versichert mich, es sei keine Aussicht vorhanden, daß die Indianer, von denen Ihr mir gesprochen habt, eingebracht werden; es wäre, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, eben so leicht, eine Nadel in einem Heuhaufen zu finden. S. A. Russell, Agent.

Obgleich sich die Indianer, mit der aus dem Kerr-Bezirk gestohlenen Viehherde auf der Reservation befanden und leicht eingefangen werden konnten, wäre der Agent geneigt gewesen, Lieutenant Bullis dabei zu unterstützen, so war letzterer doch gezwungen, zurückzukehren, ohne weder die Diebe noch das Vieh zu erhalten. Am achtzigsten Tage ihres Späherzuges ritten Bullis und seine wunden, ruinirten Tiere in Fort Clark ein, nach einer Reise von zwölfhundertsechsundsechzig Meilen.

Das Vorhergehende beweist einige Thatsachen, welche die Aufmerksamkeit des Kriegs-Departements auf sich ziehen sollten. Es beweist entschieden, daß die Indianer, welche in Westtexas rauben, von der Fort Stanton-Reservation kommen, und die einzigen, die jemals daran gezweifelt haben, sind solche Burschen, wie Godfrey und Russell. Ebenso klar ist es, daß von den Autoritäten auf der Reservation keine Genugthuung zu erlangen ist. So lange sich die Indianer auf dieser Reservation befinden, wird es nicht besser werden; die Regierung sollte dieselben nach einem anderen Ort bringen, wo sie durch geographische Schwierigkeiten am Rauben gehindert wären.

Mancher wird glauben, daß ich übertreibe, und ich tadle deshalb niemand. Das Land, wo die Indianerunthaten verübt werden, ist von den östlichen Staaten, der Reisezeit nach, weiter entfernt, als die Küste von Afrika, und die Nachricht von einer Empörung in Liberia würde einen Mann in Massachussetts weniger interessiren, als eine Hundebeißerei in der nächsten Straße. Ebenso kümmert er sich wenig darum, wenn die Zeitung schreibt: „Die Indianer sind in Ponahues Rancho eingebrochen, haben die Bewohner umgebracht und das Vieh weggetrieben."

Aber mögen sie hinausgehen in die Grenzranchos, welche Indianereinfällen preisgegeben sind, mögen sie mit den Weibern sprechen, deren Männer getötet und skalpiert worden sind, mit den Männern, deren Weiber und Kinder abgeschlachtet wurden,

und sie werden mir zugeben, daß keine Feder die Verbrechen dieser roten Teufel beschreiben kann, und daß nur ein persönlicher Besuch auf dem Schauplatz jener wilden Greuelthaten die grausige Wirkung der ungerechten und absurden Indianerpolitik der Vereinigten Staaten begreifen kann.

Vor mir liegen die offiziellen Berichte der Kommandanten der Forts Clark, Davis, McKavett, Stockton und San Diego an das Hauptquartier in San Antonio, wonach in dem Jahre, welches mit dem 1. Okt. 1878 abgelaufen ist, nur in diesen Bezirken sechsundvierzig Menschen ermordet und sechs verwundet worden sind, und dies ist, wie gesagt, nur der offizielle Bericht.

General Byrne schrieb am 6. Aug. 1880 den folgenden Brief an das Kongreßmitglied Throckmorton, worin er ihn bittet, seinen Einfluß in Washington zu gebrauchen, um Schutz für die texanische Grenze zu erhalten. General Byrne war schon mit fünfundzwanzig Jahren Brigadiergeneral in der föderalen Armee gewesen. Kaum zehn Tage nachdem er folgenden Brief geschrieben, wurde auch er von den Indianern ermordet.

Yslita, El Paso-Bezirk, Texas, am 6. Aug. 1880.

Lieber Gouverneur. Da ich niemand aus diesem Staate kenne, welcher ein größeres Interesse an seinem Wohlergehen hat, schreibe ich Euch im Interesse dieses Volkes und besonders dieses unglücklichen Bezirkes, nicht um Euer Wohlwollen zu gewinnen, denn das besitzen sie längst, sondern damit Ihr Euern Einfluß bei der Regierung zu ihrer Erlösung gebraucht. Kaum vergeht ein Tag ohne eine Schlächterei, ausgeführt mit all der teuflischen Grausamkeit, deren der Indianer fähig ist. Täglich werden die Postwagen angefallen und die Kutscher und Passagiere ermordet, Auswandererzüge am hellen Tage angegriffen, die Emigranten getötet und ihre Körper furchtbar verstümmelt. Die größte Unsicherheit für Leben und Eigentum herrscht nicht allein auf der Straße, sondern selbst in den bevölkerten Städten längs des Flusses. Victorio und seine Bande von drei- oder vierhundert Indianern spotten nicht nur der Wachsamkeit der mexikanischen Truppen, sondern kommen über den Fluß herüber und fordern die Vereinigten Staaten-Truppen offen zum Kampf heraus und verspotten ihren tapfern(?) Kommandanten (Grierson), welcher, wenn sie in der Gegend erscheinen, sich in eine fast uneinnehm-

bare Bergfestung zurückzieht. Dies ist der Schutz, welchen die Vereinigte Staaten-Regierung ihren Bürgern an dieser gefährdeten Grenze gewährt. Infolge davon kann niemand reisen, und das Volk des Distriktes zwischen Franklin (El Paso) und Presidio del Norte ist mit Furcht und Schrecken erfüllt. Keine Stadt liegt am Flusse, die nicht von Victorios Gnade abhinge, wenn er sie angreifen wollte.

Das Volk dieser Sektion bittet Euch um Gottes willen, Euern Einfluß zu gebrauchen, damit wir andere Soldaten bekommen als bloße Neger und einen anderen Kommandanten — Mackenzie, Merrit, Davidson, Bust — irgend einen anderen als Grierson oder Hatch. Wir brauchen einen Soldaten, der die Bürger schützt und den gemeinschaftlichen Feind angreift, wenn und wo er sich zeigt. Die gegenwärtige Politik, wenn sie länger fortgeführt wird, muß diesen Teil des Staates ganz unzugänglich machen und seine Besiedelung und Entwickelung, welche schnelle Fortschritte machte, auf unbestimmte Zeit hinausschieben. Die Einwanderung hat aufgehört und niemand wagt mehr, von einer Niederlassung zur anderen zu reisen.

Ich denke, Ihr werdet mir beistimmen, daß diese traurigen Zustände ohne weiteres gebessert werden müssen und die Dankgebete Eurer betrübten Mitbürger werden Euch für jede Anstrengung belohnen, die Ihr zu ihrem Besten macht.

Achtungsvoll Euer

J. J. Byrne.

An den Ehrenw. J. W. Throckmorton,
McKinney, Tex.

Wird man es glauben, daß Indianerbanden von Fort Sill in Begleitung einiger weniger Soldaten auf Jagdexpeditionen mehrere hundert Meilen weit in Texas eindringen? Erst vor kurzem erschien ein Soldat in Fort Concho und fragte nach verirrten Indianern von Fort Sill, welches über zweihundertundfunfzig Meilen entfernt liegt. Er war einer der Begleiter einer Indianergesellschaft, welche um zu jagen nach Texas gekommen war, und hatte seine Indianer verloren. Niemand hatte die Indianer des Soldaten gesehen, so nahm er einige Provisionen und ging wieder. Es wäre interessant für die Texaner, zu wissen, womit sich diese verlorenen Indianer beschäftigten, wie viel Pferde

sie wegtrieben in ihre Reservation und wer ihre Rationen bezog, so lange sie in Texas waren.

Dagegen giebt es ungefähr hundertfünfundzwanzig Indianer in Griffin, wo kein Indianeragent ist. Diese Leute haben sich immer freundlich gegen die Weißen verhalten und ihnen in den Fehden mit den wilden Stämmen oft sehr nützliche Dienste geleistet. Die Regierung zahlt dem Kommandanten des Postens jährlich einige hundert Dollars zur Unterstützung dieser Indianer, aber die Summe ist so gering, daß sie dieselben nicht vor wirklicher Hungersnot schützt. Infolge davon sterben sie schnell aus, wegen Mangels an Nahrung und Kleidung. Einer dieser Indianer, namens Apache John, hat einem Herrn in San Antonio einen Brief geschrieben oder vielmehr unter seinem Diktat schreiben lassen, welcher einmal in Griffin war und mit Apache John wohlbekannt ist. Der Brief, von welchem ich ein Stück hier wiedergebe, ist wahrhaft pathetisch:



Der Soldat hat seine Indianer verloren.

. . . . . Wir sind viel krank gewesen. Tonkawa Compania starb vor sechzehn Tagen; Smith (ein anderer Indianer) starb neun Tage vor Compania; Stephen starb vor zwei und einem halben Monat, Comas vor zwei Monaten, Alex vor einem Monat und einem Tage. Die Tonkawas und Lipans sind sehr arm. Wir bekommen ein wenig Mehl und ein wenig Fleisch, etwas Zucker und Kaffee, aber keine Decken und Kattun. Die Sonne ist seit zwei Wochen heiß. Viele Wassermelonen, viele Tote.

Sein
Apache X John.
Zeichen.

General Sheridan spricht in seinem Bericht über die Ursachen, welche zu Streitigkeiten mit den Indianern geführt haben. Er sagt unter anderem:

Vielerlei Klagen sind seit meinem letzten Bericht durch dies Hauptquartier dem Kriegs-Departement zugegangen, woraus zu ersehen ist, daß es in vielen Indianeragenturen dieser Division



Viel Wassermelonen.

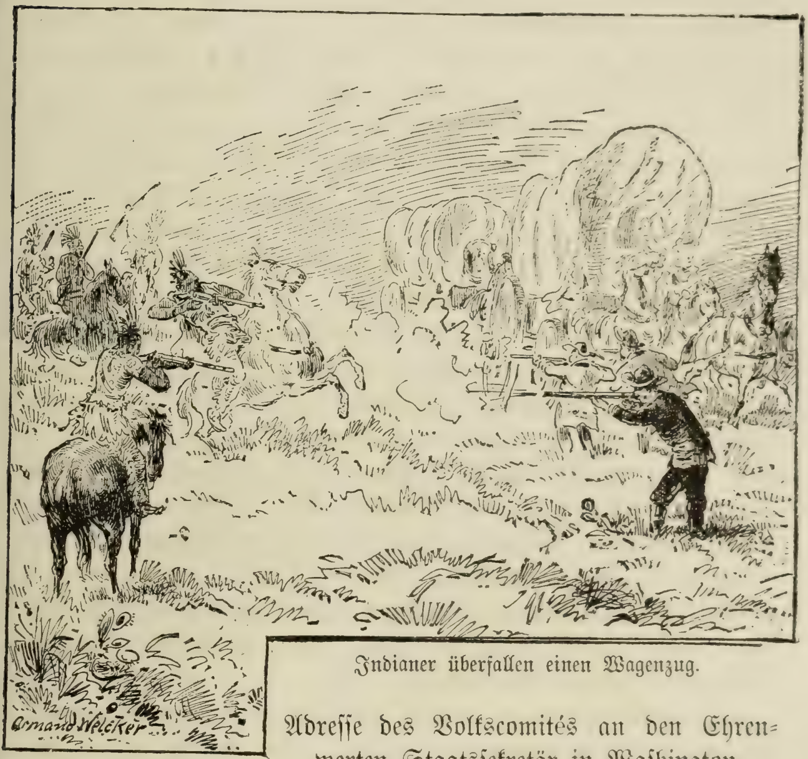
an Lebensmitteln fehlt; und Hunger erzeugt immer Unruhen. Ich wiederhole deshalb meine frühere Angabe, daß wenigstens die den Indianern jetzt gewährte Fleischration ungenügend ist, und ich glaube, daß der Grund davon die vom Kongreß bestimmte unpassende Verteilung ist. Man sollte nicht vergessen, daß der weite Landstrich zwischen dem Missouri und den Felsen-

gebirgen, mit Einschluß von Colorado und einem Teil von Neu-Mexiko den Indianern mit Gewalt genommen worden ist, und die großen Herden von Wild, von denen sie früher lebten, fast ganz verschwunden sind, und daß dieses ganze Land jetzt dem Bergbau, der Viehzucht und dem Ackerbau dient, und sein jährlicher Ertrag hunderte von Millionen ausmacht. Ich sollte glauben, daß solch reicher Ertrag den Kongreß vermögen sollte, die armen Ureinwohner und rechtlichen Besitzer des Landes nicht Hunger leiden zu lassen.

General Sheridan beweist weiter, daß der Indianer nicht billig behandelt wird. In einer Unterhaltung, welche ich über diesen Gegenstand mit General Ord hatte, erhielt ich viele interessante Nachrichten über die Behandlung der Indianer, als er in Colorado, Oregon, Neu-Mexiko, Kalifornien und anderen Staaten und Territorien stand, und wo er reichliche Gelegenheit hatte, das Verfahren der Indianerverwaltung zu beobachten. General Ord sprach sich heftig über die Schlechtigkeiten und Leiden aus, welche die Indianer von unwissenden oder schlimmer als unwissenden Agenten zu erdulden haben. So giebt es zum Beispiel an der Küste des Stillen Oceans Indianer, welche nur von Fischen und von Walfischspeck leben; der einzige Pflanzenstoff, den sie genießen, ist eine Art Seetang, den sie auch zur Aufbewahrung für den Winter zuzubereiten wissen. Sie sind ans Meer gewöhnt und fürchten die Kälte nicht. Sollte das Land von jemand für Berg- oder Ackerbau begehrt werden, so würde es nicht lange dauern, und man würde diese fischessenden Indianer nach irgend einer Reservation im Innern transportieren und bei kargen Rationen und saurem Mehl verhungern lassen. Eine andere Unthat bestand darin, daß man einen schwachen Stamm auf dieselbe Reservation mit einem starken ihm feindlichen versetzte, obgleich man wohl wußte, daß die Schwächeren bald ausgerottet werden würden. Andere wurden in Fiebergegenden untergebracht. General Ord erwähnte einen Fall aus Kalifornien, wo die Indianer vom Fischen leben sollten, aber nicht eine einzige Fischangel erhielten. Zum Ersatz baute man ihnen eine Kirche für funfzehntausend Dollars, als sie schon am Aussterben waren.

Bei dieser Art, die Indianer zu behandeln, kann man sich

nicht wundern, wenn sie die Reservationen verlassen und Räubereien begehen, um Nahrung zu suchen; ja sie sind dazu gezwungen, um nicht Hungers zu sterben. Dann folgen Zustände, wie sie in nachstehendem Dokument geschildert werden, aus dem wir einen Auszug geben.



Indianer überfallen einen Wagenzug.

Adresse des Volkscomités an den Ehrenwerten Staatssekretär in Washington.

Wir, Bürger des Landstriches zwischen dem Nuecesfluß und dem Rio Grande, in Texas, wenden uns durch ein rechtmäßig gewähltes Comité an Euch, einen Staatsmann, zu dem wir Vertrauen haben, um durch Euch zu dem Präsidenten und dem Kongreß zu sprechen und an die warmen und sympathischen Gefühle unserer Landsleute zu appellieren.

Wir sind ruhige Bürger, die mit ihren Herden eine Wildnis bewohnen; unsere Wohnungen sind weit von einander entfernt, zehn, zwanzig und funfzig Meilen weit, und nur an den Gewässern stehen sie dichter, doch selten in Sicht von einander. Wir

haben große Schwierigkeiten überwunden und es ist uns gut gegangen; wir hofften, unseren Kindern Vorteile zu verschaffen, die uns selber versagt gewesen waren.

Nun ist uns plötzlich die Arbeit von Jahren wie von der Wut eines Orkans geraubt, und viele kostbare Leben sind geopfert worden, um den Haß des gewissenlosen mexikanischen Banditen und seine höllische Habsucht zu sättigen, sowie die seiner Verbündeten, der roten Indianer, die er in den Gebirgen von Santa Rosa, im Staat Coahuila in Mexiko beherbergt, von wo aus beide zusammen unerwartete Einfälle gegen unsere weit von einander entfernten Wohnplätze machen. Sie zerstreuen unsere Schafherden in große Entfernungen, um wilden Tieren zur Beute zu werden, denn die Schäfer sind ermordet oder verjagt. Sie zerstören unsere Schafhürden, plündern unsere Häuser, treiben unsere Pferde weg. Aber alles dies ließe sich noch ertragen und überstehen, wären nicht die entsetzlichen Schandthaten, welche sie verüben. Sie ermorden und verstümmeln dann auf schreckliche Weise alle die, welche in ihre Hände fallen, Alte und Junge, Männer, Weiber und lallende Kinder. Ohne genügenden Beweis würde es unglaublich scheinen, daß solche Einfälle ohne Herausforderung stattfinden könnten, daß solche eingefleischte Teufel von einer Nachbarrepublik, mit der wir Frieden haben, gehegt und gepflegt würden, daß solche Raubzüge ausgeführt werden dürften, ohne daß einer der menschlichen Bluthunde vor den Richter gebracht oder von dem Land, wohin sie geflohen sind, ausgeliefert worden wäre.

Deshalb haben wir die hier beiliegenden Belege gesammelt, um unsere Behauptungen zu beweisen, alle in der gesetzlichen Form von den Behörden ausgestellt; wir legen ferner ein Verzeichnis der Getöteten und Verwundeten, sowie eine Karte der betreffenden Gegend bei.

Folgt der Schluß und die Unterschriften.

37. Kapitel.

Von Zeit zu Zeit machen die mexikanischen Behörden eine heftige Demonstration gegen die Indianer und mexikanischen Räuber in der Absicht, das Volk der Vereinigten Staaten glauben zu machen, daß sie die Einfälle ihrer Diebe in Texas nicht billigen. Die Mexikaner sind aufgefordert worden, ihre Indianer zu Hause zu behalten und unsere Regierung hat verlangt, daß sie dieselben für ihre Einfälle in Texas bestrafen sollen. So haben sie denn auch bei einer Gelegenheit einige derselben bestraft, und viel Lärm davon gemacht, um zu zeigen, daß sie solche Bürger nicht unterstützen.

Wir haben alle die alte Geschichte gelesen, auf welche Weise der Kommandant eines Forts mit schwacher Besatzung den Offizier betrog, welcher unter Waffenstillstandsflagge an ihn abgeschickt worden war, um ihn zur Uebergabe aufzufordern. Er ließ seine Leute vor dem Offizier vorbeiziehen, worauf dieselben hinter ihm umkehrten, um zum zweiten Male vorbei zu defilieren, und so mehrmals, sodaß der feindliche Gesandte, über die Stärke der Besatzung erstaunt, ins Hauptquartier zurückkehrte und den Belagerern zum Abzug riet.

Dies ist genau das Verfahren, welches die Mexikaner einschlugen. Sie fingen dieselbe Bande von Indianern vier verschiedene Male und machten jedesmal einen neuen Fang daraus. Die ursprüngliche, von Oberst Ortiz gefangene Bande bestand aus fünfundachtzig Indianern und fünf wurden bei dem Versuch zu entkommen getötet. Dies geschah zum ersten Male, als der mexikanische General Trevino den General Ord in San Antonio besuchte.

Die frohe Nachricht dieses Erfolges überzeugte die Texaner von dem Ernst der mexikanischen Regierung; besonders angenehm war es, daß der böse alte Häuptling Colorado sich unter den Gefangenen befand. Sie sollten alle nach der Hauptstadt Mexiko gebracht werden. Ungefähr eine Woche später fing ein anderer Offizier einundachtzig Mescaleros ein, worunter auch der mächtige Häuptling Colorado. Fünf von ihnen waren getötet worden, weil sie sich der Gefangennahme widersetzten. Die gefangenen Wilden sollten nach Mexiko transportiert werden. Das waren erfreuliche Nachrichten; die Texaner sehnten sich nach noch mehreren und bekamen sie. Nicht lange nachher erhielt eine Zeitung an der Grenze die Nachricht, die mexikanische Regierung sei in vollem Ernst und beabsichtige, mit den Vereinigten Staaten freundliche Beziehungen zu unterhalten; um es zu beweisen, habe Oberst José Maria Cosmosellama soeben zweiundachtzig Indianer vom Mescalerostamm eingefangen. Fünf leisteten Widerstand und wurden getötet; der einflußreiche Häuptling Colorado befinde sich unter den Gefangenen, welche bestimmt seien, u. s. w.



Entenjagd.

Dieses wiederholte Erschießen der fünf Mescaleros erinnert an einen Temperenzler, welchem es gelang, sein Mäßigkeitsgelübde aufrecht zu erhalten. Er hatte ein feierliches Versprechen gegeben, nichts zu trinken, außer wenn er auf die Entenjagd ginge. So band er denn einen alten Entrich an einen Baumast in seinem Hof, und jedesmal, wenn ihm ein Gelüst kam, ging er in den

Hof und feuerte auf den Entrich. Dann ging er wieder ins Haus und stärkte sich durch eine Dosis von drei Finger hoch (d. h. der Länge nach) alten Rum.

So oft General Trevino sich an den Schmeicheleien der amerikanischen Presse zu berauschen wünscht, zieht er aus und fängt seine Mescaleros; aber es ist hart für den alten Entrich Colorado und die fünf toten Mescaleros, immer wieder wegen Widersetzlichkeit erschossen zu werden.



Mexikanische Pferdediebe überschreiten den Rio Grande.

Die vom Kongreß ernannte Kommission, welche den Rio Grande bereist und eine genaue Untersuchung angestellt hat, berichtet, daß die Viehliste in den Bezirken, welche den mexikanischen Einfällen ausgesetzt sind, im Jahre 1880 299 193 Stück Rindvieh und 73 593 Pferde aufwies. Ferner teilt sie mit, daß nach der Aussage aller Sachverständigen der Viehstand in jener Gegend heutzutage ein Drittel bis ein Viertel von dem beträgt, was er im Jahre 1866 war. Sie schließt ihren Bericht mit folgender Schilderung:

Die Expeditionen zum Viehdiebstahl in Texas werden auf dem rechten Ufer des Rio Grande organisiert, entweder im Staate Tamaulipas, oder auch, wenn die Operationsbasis gewechselt werden soll, in Coahuila. Die dabei beschäftigten Männer sind Mexikaner, wohl beritten, mit Feuerwaffen neuester Konstruktion versehen, und gehören nicht selten zu der regelmäßigen Armee von Mexiko. Vollständig akklimatisiert und an alle Mühseligkeiten des Grenzerlebens gewöhnt, haben diese Banden nur das flache Wasser des Rio Grande zu durchschreiten und einen ein- bis dreitägigen Ritt durch wasserloses Land zurückzulegen, um sich in den Weidegegenden des Nueces und bei den zahlreichen Viehherden zu befinden, welche sich in dessen Thale vorfinden. Den Rio Grande überschreiten sie nicht in Masse, sondern in kleinen Banden von vier oder fünf Mann, worauf sie sich einzeln nach dem vorher bestimmten Platz begeben, den ausgesandte Spione bezeichnet haben. Nun wählen sie eine Anzahl Vieh aus, nicht selten bis zu sechzehnhundert Stück, je nach den Umständen und ihren Bedürfnissen, und treiben sie, ohne zu ruhen, bei Nacht (oder auch bei Tag, wenn sie sich stark genug fühlen) nach dem Flusse, wo sie schon von Verbündeten, die ihnen mit allen Erleichterungsmitteln aus Mexiko entgegen kommen, unterstützt werden, um die Beute schnell auf mexikanischem Boden in Sicherheit zu bringen, wo sie von der Armee verbraucht, an die Fleischer in Matamoros, Mier und Camargo verkauft, öffentlich versteigert oder mit neuer Brandmarke versehen auf mexikanischen Ranchos untergebracht wird. Das Eindringen der kleinen Banden in Texas kann kein Aufsehen erregen, denn nach der Schätzung bestehen achtzig Prozent der ganzen Bevölkerung der Grenze von Westtexas aus Mexikanern.

Als wir uns dem Rio Grande näherten, fanden wir sehr wenig Rindvieh, aber Schafherden in Menge, und bei den meisten Herden befanden sich funfzig bis hundert Ziegen. Auf Befragen erfuhren wir, daß Ziegenfleisch das billigste und beste ist, das es giebt, und daß es die Hirten allgemein dem Schöpsenfleisch vorziehen. Der Reporter ist für die folgenden Thatsachen verantwortlich:

Im Jahre 1872 wurde eine Kommission nach Texas geschickt, um die Grenzräubereien zu untersuchen. Vor dieser erschien

auch ein Italiener, namens Champini, Eigentümer von Lohnfuhrwerk, durch seinen Beauftragten, den Obersten Rip Ford, und brachte einen Entschädigungsanspruch ein. Die Petition verlangte Ersatz für eine Herde von hundertundfunfzig Ziegen, die ihm im Jahre 1867 gestohlen worden seien, und zwar für die natürliche Zunahme der ursprünglichen Herde. Ziegenzüchter wurden vernommen über die durchschnittliche Vermehrung der Ziege. Jesus Villareal und andere gaben an, daß dies Tier im Cameron-Bezirk zweimal jährlich Junge zur Welt bringt, niemals weniger als zwei, aber oft drei auf einmal. Auf dieser Basis sollte nun Oberst Ford seine Berechnung aufstellen, bis zu welcher Zahl sich die ursprüngliche Herde bis dahin vermehrt haben würde.

Nachdem er die Regel de tri, die geometrischen Progressionen und alle Regeln über aufsteigende Reihen durchprobiert hatte, kam er zu dem Schluß, daß sie alle für den vorliegenden Fall untauglich seien, denn er fand so viele Ziegen, daß er nichts damit anzufangen wußte. Er kratzte sich hinter dem Ohr und fluchte leise.

Major Savage hatte unterdessen die Rechnung ausgeführt, und da er Fords Verlegenheit bemerkte, fragte er: „Nun, Oberst, habt Ihr die Ziegen noch nicht herausgebracht?"

„Hol' der T . . . die Ziegen! Sie vermehren sich bei mir auf die unvernünftigste Weise. Laßt mich sehen: Eine Ziege bringt drei Junge im März und zwei im September. Dann bekommen die Jungen vom März wieder Junge, sobald sie achtzehn Monate alt sind, und mit der Zeit — kurz ich finde zwei Millionen fünfhunderteinundzwanzigtausendundachtzehn Ziegen. Der Himmel sei uns gnädig! Wenn die Zahlen nicht lügen und der Ziegenzucht nicht Einhalt gethan wird, Herr, so kann in zehn Jahren Texas seine Ziegen nicht mehr fassen."

„Eure Rechnung ist ganz richtig," sagte Major Savage.

Der Rio Grande, welcher die Grenze zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten bildet, ist zu manchen Jahreszeiten ein sehr langer Fluß, und viel kürzer in anderen. Während des Sommers 1869 war das Flußbett oberhalb el Paso, hundertundfunfzig Meilen weit, vollkommen trocken, und so lange dauerte diese Trockenheit, daß das Volk mitten im Flußbett Mais pflanzte.

Während des Frühlings dagegen ist er nicht nur ein langer, sondern auch ein breiter Fluß und verursacht große Ueberschwemmungen, welche die Ufer verwüsten. Wenn er eine Meile breit und tief genug ist, um ein Kriegsschiff zu tragen, erkennen ihn die mexikanischen Räuber als Grenze an, ist er aber flach und scheint der Vollmond, so können sie diese nicht wahrnehmen, und wenn er ganz ausgetrocknet ist, so ist die Mittellinie, welche als Grenze gilt, in der That ununterscheidbar.

Das Auffallendste am Rio Grande sind seine vielen Krümmungen. welche ebenso groß sein sollen, als die der Zollbeamten



Flußübergang.

an seinen Ufern; wunderbare Dinge erzählt man von denselben. Er ist auf einige Entfernung von der Mündung schiffbar, aber die Fahrzeuge müssen sich so viel wenden und drehen, daß sie in weniger als einer Woche ihrer ganzen Länge nach biegsam und elastisch werden. Der Kapitän eines Dampfers erzählt, daß er einmal auf ein anderes Boot aufgelaufen sei, das vor ihm her dampfte. Er sah die Lichter des anderen Fahrzeuges, hielt sie aber für die Lichter an seinem eigenen Hinterteil. Sollte des Kapitäns Erzählung nicht wahr sein, so beweist sie doch, daß die Krümmungen auf den Geist der Bewohner nicht ohne

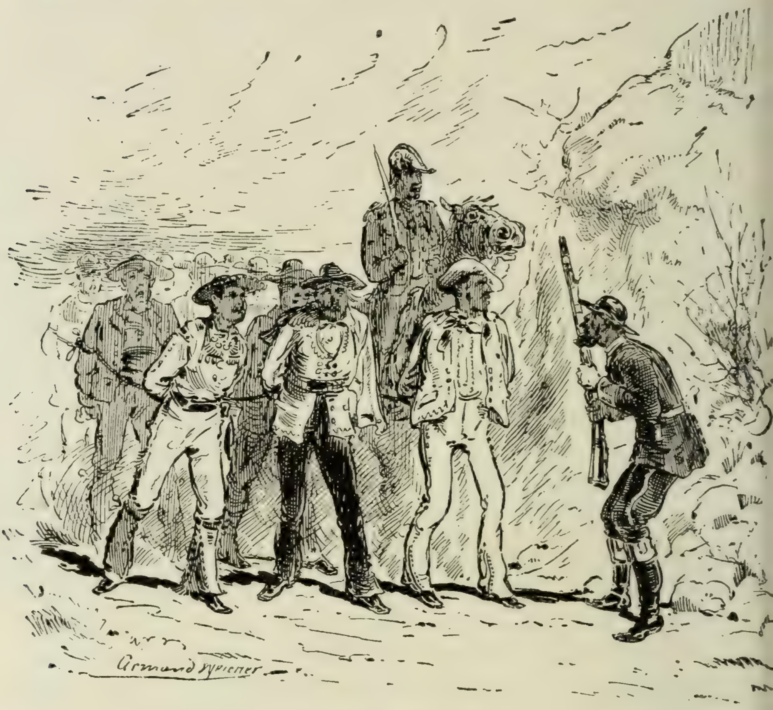
Einfluß sind, denn einem Kapitän, der einen geraden Fluß beschifft, wäre dergleichen niemals eingefallen.

Zwischen dem Rio Grande und den Bewohnern seiner Ufer finden sich mancherlei Aehnlichkeiten. Beide sind von schmutziger Kaffeefarbe, aber es fragt sich, ob der Mexikaner seine Farbe von dem Flusse bekommt oder vice versa? Unzweifelhaft vom vice versa, und nicht von dem Flusse. Allerdings weiß man, daß gewisse Insekten die Farbe der Pflanzen annehmen, auf denen sie leben, wie z. B. der Laubfrosch; aber die Mexikaner leben nicht im Rio Grande; wenn sie sich darin badeten, könnte man den Fluß für ihre Farbe verantwortlich machen. Aber seit im Jahr 1848 ein Fährboot bei Matamoros unterging, hat man wenig Beispiele, daß sie sich gebadet hätten.

Eine andere Aehnlichkeit zwischen beiden besteht in ihrer häufigen Trockenheit, nur daß der Fluß Wasser verlangt und der Mexikaner Agoa ardiente oder Mescal. Ferner sind beide plötzlichem Aufsteigen unterworfen, und verursachen dann viel Verlust an Leben und Eigentum; andererseits fällt der Fluß ebenso plötzlich, wie die mexikanischen Revolutionen.

Der Mexikaner, welcher sich für einen Bürger von Mexiko ausgiebt und dort lebt, gleicht so sehr dem in Texas lebenden Mexikaner, der für einen amerikanischen Bürger gehalten sein will, als ein Geier dem andern, und ist auch wirklich oft ein und dieselbe Person. Wenn es in Texas eine Wahl giebt, könnt Ihr ihn im Wahllokal sehen und hören, ebenso voll von Branntwein und Parteistolz, wie ein reiner Amerikaner. Er flucht so fließend auf Englisch, als kennte er keine andere Sprache, und ist so gründlich amerikanisiert, daß er an mehreren Stellen seinen Wahlzettel abgiebt und leistet einen Meineid mit solcher Leichtigkeit, daß er einen Amerikaner erröten macht. Auch kann er zwei oder drei Aemter zugleich bekleiden und deren Besoldung beziehen, und zwar mit derselben Unverfrorenheit, als hätte er blaue Augen und rotes Haar und hieße Mike. Als amerikanischer Geschworner findet er seines Gleichen nicht, und als Zeuge übertrifft ihn niemand. Er vermag eine unbeschränkte Zahl von Lügen vor der Jury zu beschwören mit einer Standhaftigkeit im Behaupten und einer Unbefangenheit der Haltung, welche den Neid aller weißen Rassen am Rio Grande erregen. Er kann

sogar am 4. Juli Reden halten, und wenn etwas dabei zu verdienen ist, Spott und Schimpf gegen den treulosen Mulatten schleudern, welcher das jenseitige Flußufer unsicher machen. Und vielleicht nur eine Woche später, nachdem er alle diese echt amerikanischen Talente entwickelt hat, findet Ihr ihn drüben in Mexiko an der Spitze einer Bande von Schuften, welche Falstaffs Rekruten beschämt hätten, wie er im Namen Gottes und der Freiheit eine Revolution anstiftet.

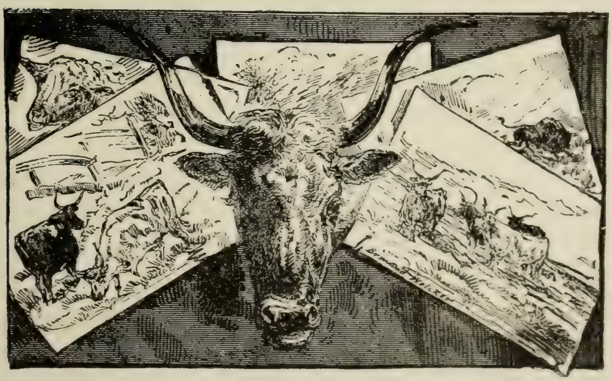


Mexikanische Freiwillige.

Dieses Verhältnis, wonach der Rio Grande-Mexikaner Bürger zweier Länder sein kann, je nachdem die Umstände es verlangen, ist von großem Vorteil. Er ist in irgend eine Schwierigkeit geraten, hat z. B. ein Pferd geritten, welches einem in Texas gestohlenen täuschend ähnlich war. Zum Gerichtstag erscheint dann eine Wolke von Zeugen von jenseits des Flusses und beweisen die volle Unschuld des Angeklagten, indem sie darthun,

daß zur Zeit des Pferdediebstahls der Angeklagte in Mexiko wegen Straßenraubes im Gefängnis saß, oder man weist nach, daß er mexikanischer Bürger ist, also nicht vor den amerikanischen Gerichtshof gehört. Wird er in Mexiko festgenommen, so beweist er sein amerikanisches Bürgerrecht, oder ein Alibi.

Wenn die mexikanischen Behörden Freiwillige ausheben, kommen ihre Untergebenen zu uns herüber und werden Amerikaner; wer die dortigen Verhältnisse kennt, wird den Grund leicht einsehen. Der mexikanische Ausdruck ist voluntario. Diese Voluntarios werden eingefangen, wie sonst die Engländer ihre Matrosen preßten. Ein großer Ball, fiesta, wird gegeben, zu welchem jedermann bis zu einer gewissen Entfernung eingeladen wird. Die Nacht durch wird geschwärmt und alles geht aufs lustigste zu. Plötzlich wird das Haus von Soldaten umringt, alle kräftigen Männer werden festgenommen und zu Voluntarios gemacht, indem man sie alle mit den Händen an einen langen Strick bindet. General Don Miguel de Casabianca bringt in einem Bericht an die mexikanische Regierung einen Entschädigungsanspruch vor: „Drei Dollars für hundert Fuß Strick, um die Freiwilligen damit zu binden.“



38. Kapitel.

Da gerade jetzt das Publikum sich viel mit Mexiko und dortigen Angelegenheiten beschäftigt, so dürften einige Zeilen über die Ursache der Revolutionen in diesem Lande nicht ohne Interesse sein, zumal über diesen Punkt selbst die Bewohner von Texas, mit Ausnahme derer, die am Rio Grande wohnen, schlecht unterrichtet sind. Die gewöhnliche Meinung ist, daß der Mexikaner jeder gesetzlichen Beschränkung widersteht, und immer bereit ist, die Fahne der Empörung zu erheben, weil er an einer Anlage zu chronischer Unruhe leidet. Dies ist ein großer Irrtum: sie sind nichts weniger als streitsüchtig, kümmern sich gar nicht darum, wer ihr Land regiert und erdulden ohne Murren eine fast unbeschränkte offizielle Quälerei und Tyrannei. Sie sind von Natur faul und jeder überflüssigen Anstrengung abgeneigt. Wie geht es also zu, daß in dem weiten Land unserer Schwesterrepublik so viele elende Revolutionen und Gegenrevolutionen entstehen?

Die Erklärung läßt sich in ein Wort fassen: die Ursache sind die Zollhäuser. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Eine mexikanische Grenzstadt, welche das Glück hat, kein Zollhaus zu besitzen, genießt ununterbrochenen Frieden und Ordnung. Solche Ruhe findet sich sogar nirgends in den Vereinigten Staaten, es müßte denn auf einem Kirchhof sein. Eine solche Stadt im Gegenteil, welche sich hinreichender Handelsthätigkeit erfreut, um ein Zollhaus zu bedürfen, erduldet alle paar Monate die Schrecken der Revolution; die Privathäuser sind von Flintenkugeln durchlöchert und die öffentlichen Gebäude durch Bomben zerstört.

Das Volk erhält seine Pronunciamientos so regelmäßig, als hätten sie darauf subskribiert und vorausbezahlt, und was das Erheben von prestimas (Anleihen) betrifft, so wird es in den Schulen gelehrt.

In neun Fällen unter zehn sind die Leute, welche die Revolution machen, gar keine Mexikaner, sondern Fremde — Amerikaner, Juden, Deutsche, oder wer immer die Kaufleute in der Zollhausstadt sein mögen. Ich bitte um Erlaubnis, die Dramatis personae vorzustellen, welche an der sehr unter-



General Sinverguenza und seine Truppen.

haltenden Farce mit der Ueberschrift: „Neueste Nachrichten aus Mexiko" teilnehmen.

Don Jakob Irgendwer, fremder Kaufmann in der Grenzstadt Irgendwo in Mexiko.

General José Maria Sinverguenza, ein Revolutionär von Profession und erfahrener Landstreicher, gerade ohne Anstellung. Er gehört zur Partei Lerdo.

General Jesus de Bendejo, das vollkommene Gegenstück zu dem Vorhergehenden, nur mit dem Unterschiede, daß er für Diaz ist und sich im Besitz des Zollhauses befindet.

Bürger, Pelados (Abschaum), Bummler, Soldaten, Gott und Freiheit, einige Scheffel Bohnen, Don Dinero, und anderes Zubehör, nicht zu vergessen einige Gallonen Mescal.

Die ganze Sache ist leicht zustande gebracht. Don Irgendwer, der fremde Kaufmann, welcher im Zollhaus Abgaben zahlen muß, ist überzeugt, daß eine örtliche Revolution zum Glück des Volkes nötig ist, und zu seinem eigenen auch. Er hält eine Zusammenkunft mit General Sinverguenza, welcher sich in den Trinklokalen herumtreibt oder Monte spielt. Der Kaufmann macht ihm Vorstellung über die Unkonstitutionalität der Ansprüche des jetzigen Inhabers des Zollhauses, wie die geheiligten Rechte der Bürger mit Füßen getreten werden, wie die gegenwärtige Regierung mit den Gringos unter einer Decke steckt, wie das ganze mexikanische Volk auf ihn, Sinverguenza, als seinen künftigen Moses blickt. Warum zaudert er, sein Schwert zu ziehen und gegen Lerdo aufzutreten, oder wie immer der Präsident gerade heißen mag?

General Sinverguenza antwortet, er wollte gern in Blut umher waten, hätte er nur Geld, um seine Reisekosten zu decken. Don Irgendwer antwortet, er liebe sein Adoptivvaterland Mexiko viel zu heiß, um nicht dem heroischen Sinverguenza alles nötige Geld zu leihen: es wird genug sein, um die Mietlinge von Pendejos Armee zu bestechen, welche das Zollhaus bewachen, und um einige vierzig weitere Viehdiebe zu mieten, vorausgesetzt, daß Sinverguenza, sobald er Herr des Zollhauses ist, seinem Freunde, dem Kaufmann, erlauben wird, Waren ohne Zoll einzuführen.

Aber es wäre zu langweilig, diese traurige Farce ins einzelne auszumalen. General Sinverguenza, begeistert durch das heilige Feuer vom Altar der Freiheit und durch das von dem fremden Kaufmann erhaltene Geld, fällt an der Spitze von etwa vierzig Vagabunden mit Zähnen und Nägeln über die Besatzung des Zollhauses her. General Pendejo ruft seine Getreuen zu den Waffen, von denen die meisten vom Feinde für einen Dollar der Kopf erkauft sind, und der Erfolg ist, daß er und einige seiner Anhänger, welche nicht bestochen worden waren, aus der Stadt verjagt werden. Bisweilen wird jemand durch unvorsichtiges Umgehen mit Feuergewehr erschossen, aber im allgemeinen

sind beide Parteien so vorsichtig, daß die Revolution ohne Blutvergießen verläuft.

Nun hat General Sinverguenza das Zollhaus und sitzt im Klee. Er erkennt den Präsidenten an, welcher den anderen Burschen angestellt hatte. Und jenem braven Manne, dem fremden Kaufmanne, entgeht die Belohnung für seinen großmütigen Patriotismus nicht; er bezahlt keinen Zoll für seine Waren, und man begreift, daß er Heu macht, so lange die Sonne scheint, denn er weiß wohl, daß es nicht lange dauern wird, bis sein Geschäftsnebenbuhler den geflohenen Pendejo aufsucht, dem er mit glühend patriotischen Worten und einigem Geld zu Hülfe kommt, um den Eindringling zu verjagen, damit er, der Kaufmann, auch einigen Nutzen habe. Was das liebe Volk betrifft, so kümmert es sich um diese Vorgänge so viel, wie um die orientalische Frage. Dank dem fremden Kaufmann wird der New-York Herald und andere große Zeitungen benachrichtigt, daß General Soundso dies oder das gethan habe, und es liest sich, als ob die Mexikaner ein sehr kriegerisches Volk wären, während doch neunmal in zehn Fällen diese kleinen Revolutionen nur im Interesse der Kaufleute ausgeführt werden, welche die Sehnen des Krieges vorstrecken.

Die Gegend des Rio Grande ist die Stelle, wo gewöhnlich Revolutionen ausbrechen, und sie ist dazu vorzüglich geeignet. Erstlich ist das Texaner Ufer wie dazu geschaffen, Patriotenbanden auszurüsten. Das Material ist reichlich zur Hand — Mörder, Pferdediebe und andere dergleichen Charaktere, die alle ein tiefes Interesse daran haben, die Regierung zu reformieren. Die Bevölkerung ist fast ganz mexikanisch, und da die Gegend meist mit Gebüsch bedeckt ist, so sind die Verschwörer vor den regulären Truppen beider Länder sicher. Wenn alles bereit ist, geht der künftige Präsident an der Spitze von vierzig oder funfzig Schurken, welche jedem gewöhnlichen Zuchthaus zur Schande gereichen würden, hinüber nach Mexiko, nimmt irgend eine kleine Stadt weg, erläßt eine Proklamation, welche wie das Programm einer Kunstreiterbande klingt, dann überredet er mit dem Revolver einige reiche Mexikaner, tausend Dollars vorzustrecken, und die Revolution ist unterwegs. Von einem kleinen Anfang, wie dieser, ausgehend, haben mexikanische Staatsmänner schon Präsidenten

in die Verbannung getrieben und sich an ihre Stelle gesetzt. Wird dagegen die Revolution gleich zu Anfang niedergeschlagen, so kann man sich leicht wieder hinter den Rio Grande zurückziehen und eine bessere Gelegenheit erwarten; jedenfalls ist man vor dem Erschießen sicher.

Aber dies ist nicht der einzige Vorteil, welchen der Rio Grande dem mexikanischen Revolutionär darbietet: von der Texaner Seite bezieht er die Pferde, auf welchen er sich in Sicherheit bringen kann, und die Beefsteaks, welche seine Magenwände verhindern, sich an einander zu reiben. Ein anderer Vorteil ist die große Entfernung, in der man sich hier von der Hauptstadt befindet, und da die Grenze vierzehnhundert Meilen lang ist, kann man einen Punkt wählen, wo keine Regierungstruppen stehen, die dem Fasse den Boden ausschlagen könnten. Ehe aus Mexiko Truppen kommen können, ist die Revolution schon zu groß geworden, um leicht unterdrückt zu werden. Da nun jeder mexikanische Präsident darauf gefaßt sein muß, fortgejagt zu werden und wieder am Rio Grande anfangen zu müssen, wünscht er natürlich sehr, mit den dortigen Einwohnern, besonders den einflußreichsten derselben, auf gutem Fuße zu stehen, und man kann nicht von ihm verlangen, daß er die Raubzüge unterdrückt und sich Leute zu Feinden macht, die er vielleicht sehr nötig haben kann. Darum wird auch die Auslieferung eines mexikanischen Verbrechers an die Amerikaner für einen Verrat betrachtet, und als im Jahre 1876 einer der mexikanischen Banditen, welche das Gefängnis in Rio Grande City erbrachen, mehrere amerikanische Beamte ermordeten oder verwundeten, und ein ausgesuchtes Sortiment mexikanischer Kehlabschneider in Freiheit setzten — als einer der unbedeutendsten von diesen Subjekten an Amerika ausgeliefert wurde, wurde der Präsident Diaz, der es befohlen hatte, mit den größten Beschimpfungen überhäuft. Man nannte ihn „einen Freund der Gringos“, und das größte Journal am Rio Grande, fast so groß, wie ein Bogen Schreibpapier, brachte einen Leitartikel mit der Ueberschrift „Ist Diaz ein Mexikaner?“

Wenn mexikanische Truppen nach Texas herüberkommen, gerät niemand darüber in Aufregung, im Gegenteil, man liefert ihnen Nahrung und Munition und die amerikanischen Soldaten

unterstützen sie beim Einfangen der Banditen. Aber der bloße Gedanke, daß amerikanische Truppen die Grenze überschreiten könnten, versetzte ganz Mexiko in Wut; da jedoch ein solcher Fall niemals vorgekommen war, fühlte man sich sicher, und die Räuber, wenn sie den Fluß mit ihrer Beute überschritten hatten, waren so unverschämt, daß sie anhielten und die Verfolger am anderen Ufer verspotteten. General Mackenzie machte endlich diesen Prahlereien ein Ende: zum Entsetzen aller Mexikaner verfolgte er einen Haufen Indianer über den Rio Grande, tötete eine Anzahl davon und brachte ihrer vierzig oder funfzig nach Texas herüber. Ganz Mexiko war in Aufruhr: das bedeutete Krieg bis aufs Messer. Das Wegführen der Indianer, welche den mexikanischen Markt mit Pferden versorgten, war ein Verbrechen. „Jetzt laßt den stolzen Koloß des Nordens anfangen zu zittern," schrieb der mexikanische Redakteur, indem er einen Haufen Bohnen verschlang, um élan zu bekommen.

Heutzutage sind die meisten mexikanischen Offiziere gebildete Leute, aber im Anfang unseres Jahrhunderts war dies mit den Offizieren der spanischen Armee keineswegs der Fall, denn die meisten von ihnen konnten nicht einmal ihren Namen schreiben. Solche Verbrechen, wie falsche Zeugnisse ausstellen oder windige Artikel in die Journale schreiben, welche in unserem Heer so häufig sind, müssen damals ganz unbekannt gewesen sein. Die alten Archive beweisen, daß, wenn die Offiziere in San Antonio ihre Namen zu unterzeichnen hatten, die meisten von ihnen ein Kreuz machten.

Im Jahre 1738 richteten die Offiziere des Presidio von San Antonio eine Petition an den Vicekönig von Neu-Spanien, worin sie um Unterstützung beim Bau einer neuen Kirche baten. Wer den spanischen Charakter nicht kennt, sollte glauben, die Offiziere hätten zunächst um den Bau eines Schulhauses oder wenigstens um Schieferstifte nachsuchen sollen. Sie erinnern an den Knaben, welcher zu seinem Vater sagte, es sei nicht nötig, ihm für den Winter Schuhe anzuschaffen, er könne schon ohne sie auskommen, brauche aber notwendig einen Fingerring. Ein Lieutenant, der nicht lesen und schreiben konnte, führte einen so unendlich langen Namen, daß, wäre derselbe vollständig auf

eine Visitenkarte gedruckt worden, diese schwerlich durch einen Thorweg zu transportieren gewesen wäre, ohne sie zusammen zu falten. Da giebt es zum Beispiel einen Don Ignacio Rodriguez Francisco Garcia Antonio Villareal Castaneda, so steht der Name geschrieben; da er aber der letzte des Dokumentes ist, so ist vielleicht noch ein gutes Teil davon weggelassen aus Mangel an Raum. Vielleicht war diese Ungelahrtheit der spanischen Offiziere nicht so nachteilig, als es scheinen möchte; wenigstens der Fehler der übermäßigen Schreibereien und des Aktenwesens in unserer Armee blieb ihnen erspart. Wenn ein spanischer Soldat einen Knopf von seiner Uniform verlor, so ernannten nicht die Offiziere eine Kommission, welche eine Woche lange zwei tägliche Sitzungen hielt, deren Bericht von allen Offizieren vom Generalissismus an unterschrieben, gedruckt und dem Kongreß vorgelegt wird, worauf man ihn zuletzt dem Comité für Knöpfe und Riemen zuweist, mit Ermächtigung, die Sache an den Präsidenten zu berichten, ehe man mit Sicherheit erfahren könne, auf wessen Rechnung der fehlende Knopf zu setzen sei. Statt all' dieser Formalitäten gab der spanische Offizier dem Soldaten einige Schmeichelnamen, schlug ihm die Mütze über die Augen und gab ihm einige Tritte. Dann befestigte der Soldat den Rock mit einem Nagel und das offizielle Verfahren war beendigt. Infolge dieser summarischen Methode und der Abneigung der Behörden, lange offizielle Dokumente zu schreiben, findet man in den mexikanischen Archiven nur sehr unvollständige Berichte über die militärischen Bewegungen in Texas. In einem besonderen Punkt jedoch hatten jene Offiziere eine einfache und sinnreiche Methode, über die ihnen anvertrauten Gefangenen Auskunft zu geben. Wenn ihnen wichtige Gefangene zur Ueberführung in entfernte Gefängnisse übergeben wurden, waren sie für dieselben verantwortlich und erlitten schwere Strafen, wenn sie dieselben entkommen ließen. Entweder mußten sie den Gefangenen einliefern, oder hinreichende Beweise von seinem Tode beibringen. Die Behörden scheinen die Ohren des Gefangenen als „hinreichenden Beweis“ betrachtet zu haben, denn wir lesen im Tagebuch des Lieutenants M. Muzquiz, welcher von dem kommandierenden General Pedro Nava ausgesandt war, um Philipp Nolan und seine Gefährten einzufangen:

Am 1. März 1801.

Nolans Neger baten um Erlaubnis, ihren Herrn zu begraben, was ich erlaubte, nachdem ich ihm hatte die Ohren abschneiden lassen, um sie mit anderen Dokumenten an den Gouverneur zu schicken.

Denkt Euch den Privatsekretär des Gouverneurs, wie er die Ohren im Staatsarchiv niederlegt. Als die Ueberlebenden von der Santa Fé-Expedition im Jahre 1841 von den Mexikanern gefangen und nach der Hauptstadt transportiert wurden, war der von dem Kommandierenden gelieferte Totenbericht bei der Ankunft nicht reich an Einzelnheiten, er enthielt weder die Ursache des Todes, noch Alter, noch Geburtsort: er bestand bloß aus einem Riemen von ungegerbtem Leder mit den Ohren der Verstorbenen.



Mexikanische Belege.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als müßte das Vorzeigen von jemandes Ohren ein ziemlich sicherer Beweis von dessen Tode sein, aber in der Praxis hat dies nicht immer zugetroffen. Es giebt einen völlig zuverlässigen Bericht über einen spanischen Offizier, Lieut. José Maria Vidal, welcher beauftragt war, einige Staatsgefangene von San Antonio nach Monterey zu transportieren. Unter diesen befand sich ein hoher spanischer Offizier, welcher wohl wußte, daß auf seine Ankunft in Monterey bald ein Leichenbegängnis in seiner Familie folgen würde, deren einziger Repräsentant er war. Da er Geld hatte, so gelang es ihm, den befehlenden Offizier zu bestechen, um ihn entkommen zu lassen; nur war dieser in Verlegenheit, wie er den wichtigen Gefangenen entschlüpfen lassen könnte, ohne die Belege zu produzieren. Glücklicherweise trafen sie einen einzelnen Reisenden unterwegs. Der Offizier und der wichtige Gefangene

berieten sich unter einander, und der Erfolg davon war, daß am nächsten Morgen sowohl der Reisende, als der wichtige Gefangene fehlten und der Offizier seine Belege ganz korrekt an seinem Lederriemen hängen hatte. Als er nach Monterey kam, lieferte er die überlebenden Gefangenen und die Ohren der unterwegs gestorbenen ab. Niemand argwöhnte einen Betrug, aber später wurde der tot geglaubte Gefangene gesehen und erkannt. Man arretierte Lieutenant Vidal in San Antonio und ließ ihn zur Untersuchung nach Monterey kommen. Er versuchte, den befehligenden Offizier zu bestechen, um denselben Streich zu spielen, wie er selbst; aber jener weigerte sich, nicht weil er zu ehrlich gewesen wäre, sich bestechen zu lassen, sondern weil er nicht hoffen konnte, einem Reisenden zu begegnen, dessen Ohren denen Vidals an Größe und Farbe gleich wären, und weil die Behörden jetzt die Belege genau untersuchten. Da Vidal wußte, daß sein Fall ein verzweifelter war, so schnitt er sich selbst die Ohren ab. Dies befriedigte den Offizier, welcher bei seiner Ankunft in Monterey Vidals Tod berichtete und dessen Ohren überreichte, welche ihrer Größe wegen als echt erkannt wurden.



39. Kapitel.

Des Abends beim Lagerfeuer fuhr der Reporter fort, uns von seinen kriegerischen Abenteuern zu erzählen. „Nach der Beendigung des Bürgerkrieges, da mein Blutdurst noch nicht gestillt war, trat ich zu den Alamoschützen in San Antonio, deren Hauptaufgabe war, bei Feuersbrünsten als Wache für das Eigentum zu dienen. Wir exerzierten im Hintergebäude von Vance House und hielten die Leute mit Trommel und Pfeife wach, verlegten aber nach einiger Zeit unseren Waffensaal in einen anderen Stadtteil. Irgend ein Nichtsoldat rückte darauf einen elenden, lächerlichen Artikel in den San Antonio Herald ein, worin er angab, die Alamoschützen hätten ihr Lokal verlegt, weil es an der Stelle, wo sie früher exerzierten, einen bissigen Hund gebe. Aber unser Grund war ein ganz anderer, geben wir der geschichtlichen Wahrheit die Ehre. Wir änderten das Lokal, weil auf eine Viertelmeile weit kein Trinksalon war, der uns Kredit gab, und so weit wollten wir eines Glases Bier wegen nicht gehen. Unter unserem neuen Lokal aber war ein Biersalon, und der Eigentümer konnte die Miete aus unseren Bierschulden herausschlagen. Wir hatten also eine strategische Bewegung ausgeführt, die uns zu hoher Ehre gereichte.

Die Kampagne von 1872 war besonders hart und wird den Veteranen der Alamoschützen noch lange im Gedächtnis bleiben. Wir mußten im Sturmschritt nach einer Vorstadt marschieren, um aufzupassen, daß niemand anderes als der Eigentümer einen brennenden Heuhaufen forttrug, oder eine brennende Esse, und das kam alle paar Wochen vor, gewöhnlich um zwei Uhr morgens.

Wie ich höre, ist ein Vorschlag gemacht worden, den Helden des Alamo ein Denkmal zu setzen, und sobald die patriotischen Bürger eine hinreichende Summe unterzeichnet haben werden, will ich einen Künstler auffordern, eine Zeichnung dazu zu machen. Einige alte Narren wollen die Statuen von Davis und Crockett haben, wie sie ihre Leute anfeuern. Ich aber verlange, daß auf dem Denkmal ein Alamoschütze in voller Uniform abgebildet



Ein Vorschlag.

werde, ja eine ganze Gruppe, welche ein tragisches Ereignis aus dem Feldzuge von 1872 darstellt. Im Monat Juli ereignete sich eine furchtbare Feuersbrunst in einem mexikanischen Jacal auf der Westseite des San Antonioflusses. Unter den aus dem aztekischen Sommerpalast geretteten Gegenständen befand sich ein Stuhl mit gebrochenem Bein, ein billiges Gemälde des heiligen Antonius u. dergl. mehr. Diese Kostbarkeiten wurden auf die Straße getragen und ein Alamoschütze mit funkelndem Bajonett

dazu als Wache gestellt, damit niemand sie wegtrüge. In wenigen Minuten hatte die Dampffeuerspritze die brennende Lehmhütte weggewaschen und einen großen See an ihre Stelle gesetzt. Die Eigentümerin des Gemäldes und des Stuhles, eine neunundneunzigjährige Mexikanerin, wollte ihr Eigentum in Besitz nehmen, aber der Soldat, der nur von seinem Oberen Befehle erhalten konnte, bedrohte sie mit dem Bajonett. Der Bürgermeister der Stadt und verschiedene Notabeln flehten ihn auf den Knieen um Milde an, aber der pflichtgetreue Krieger ließ sich durch nichts von den Gesetzen der Disziplin abwendig machen. Nun schlage ich vor, diesen Schützen auf dem Alamodenkmal abzubilden, mit einem Fuß auf dem Stuhl stehend, wie er mit blankem Bajonett die alte Frau bedroht.

Eines Morgens bei Tagesanbruch, als wir am Ufer eines Baches lagerten, sahen wir eine Herde von ungefähr zwanzig Pferden, welche, geführt von einem prächtigen schwarzen Hengst, das gegenüberliegende Ufer herabstiegen, um zu trinken. Es wäre für uns nichts Auffallendes dabei gewesen, hätten wir nicht bemerkt, wie die Pferde im Wasser umher spielten, daß keines davon gezeichnet war: es waren also wilde Pferde, die ersten, die uns zu Gesicht kamen. Ein Geräusch, das der Doktor machte, erschreckte sie. Der Führer schnaubte, und in einem Augenblick standen sie alle in einer Reihe, den Kopf nach uns gekehrt. Einen Moment standen sie still, dann aber stürzten sie den steilen Abhang hinauf, wobei der schwarze Hengst den Nachtrab bildete. Heutzutage giebt es in Texas sehr wenig wilde Pferde, aber einige Leute leben noch davon, sie zu jagen und einzufangen.

Man hat mir erzählt, daß zur Zeit, wo die Amerikaner anfingen, sich in Texas anzusiedeln, in dem ganzen westlichen Teil des Staates sich ungeheuere Herden von wilden Pferden vorfanden. Kompagnieen bildeten sich, sie zu jagen; diese Leute nannte man Mustangers. Die einen trieben die Pferde in starke Verzäunungen, andere gebrauchten eine Fangmethode, welche man „Niederreiten“ nannte. Die Jäger folgten ihnen mehrere Tage lang, indem sie dieselben im Kreise herum trieben, ohne ihnen Zeit zum Fressen, Trinken oder Ausruhen zu lassen. Dies hatte den Erfolg, daß die so verfolgten Pferde so müde wurden, daß sie zuletzt verhältnismäßig leicht mit dem Lasso gefangen werden

konnten. Um dies zustande zu bringen, wechselten die Jäger ihre Pferde an einer Stelle, wo auf Verabredung ihre Gefährten frische bereit hielten. Juan Gonzales, ein Mexikaner bei Fort Concho, soll der größte Meister im Lassowerfen in der Welt sein; er schleudert einen zweihundertfünfundzwanzig Fuß langen Lasso mit derselben Genauigkeit, als ein Büchsenschütze mit seiner Kugel trifft.

Der Büffel wird selten in Texas; vor vierzig Jahren waren die Ebenen mit ihnen bedeckt. Im Frühling zogen sie nach Norden, um beim Anfang des Winters nach Texas zurück zu kehren. Die Viehzüchter mit ihren Herden haben sie immer weiter nach Westen getrieben; Millionen sind um der Häute willen getötet worden, während man die Körper den Geiern überließ. Ein Mann, namens Long, aus Fort Griffin soll ihrer dreitausend in einem Winter getötet haben, und Big Jim White, ein Büffeljäger von Profession, tötete achthundert in einem Monat. Die Büffeljäger gehen in Gesellschaften aus; einige lenken die Wagen, andere kochen, andere ziehen die Felle ab und die besten Schützen haben nichts weiter zu thun, als zu schießen.

Der Töter, so nennt man ihn, reitet so nahe an die Herde heran, als er kann, ohne die Büffel zu erschrecken, dann steigt er ab und kriecht in Büchsenschußweite vorwärts. Zuerst schießt er womöglich den Führer der Herde, und wenn ihm dies gelingt, so hat er wahrscheinlich Zeit, ihrer noch vierzig oder funfzig zu töten, ehe die Herde davon geht.

Wir verließen den Rio Grande bei Eagle Paß und wandten uns nach Nordosten, worauf wir zehn Tage lang ein sehr spärlich besiedeltes Land durchzogen. Nur von Zeit zu Zeit zeigte eine Schafzüchterei oder ein Rindviehrancho an, daß die Gegend überhaupt bewohnt war. Durch die mexikanische Stadt Dolores, über Fort Clark und die Las Moras-Hügel, durch Canyons und Mesquitegebüsche und über Hochebenen zogen wir gen Norden, dreißig Meilen täglich zurücklegend. Es gab Tage, wo wir außer unseren Gefährten kein menschliches Antlitz sahen. Wenn wir irgend jemandem begegneten, waren wir sehr erfreut; wir hielten an und vergeudeten einen halben Tag mit der gewöhnlichsten Unterhaltung. Wie unwissend und alltäglich die

Leute auch sein mochten, wir erfreuten uns ihrer Gesellschaft. Aber alle waren durchaus nicht unwissend oder alltäglich.

Es ist wunderbar, wie viele wohlerzogene Männer und Leute von großen Kenntnissen man in den Schaf- und Rindviehzüchtereien auf den Ebenen von Westtexas antrifft. Liebe zu Abenteuern, Gesundheitsursachen und Armut gepaart mit Stolz sind die Veranlassungen, welche diese Männer an das Ende der Welt geführt haben. Ich habe einen ehemaligen Studenten von



Der Vagabund.

Oxford in dem Nuecesthale ein Schaf schlachten sehen; der Sohn eines englischen Parlamentsmitgliedes war Fuhrmann im Uvalde-Bezirk. Ich kenne einen Mann, der jetzt unter einem Zelt lebt und fünfhundert Schafe auf der Prärie weidet: vor zehn Jahren war er Herausgeber einer berühmten Pariser Zeitung und gehörte zur besten Gesellschaft in der fröhlichsten Hauptstadt Europas. Ein deutscher Baron sitzt im Kendall-Bezirk und findet in der

Pflege seiner Weinstöcke mehr Vergnügen und Nutzen, als im Land seiner Väter.

Als wir in Fort Clark waren, trafen wir einen Vagabunden, gegen dreißig Jahre alt, mit zerrissenen und niedergetretenen Schuhen und langem Haar, welches die Zeichen eines Nachtlagers im Heuhaufen darbot. Seine Kleider waren schmutzig und er roch wie ein Mietstall. Er unterschied sich wenig von einem gewöhnlichen Landstreicher und ich würde ihn nicht bemerkt haben, hätte er mich nicht um ein Almosen angesprochen. Als ich ihm eine Silbermünze reichen wollte, sah ich ihm ins Gesicht und erkannte das Wrack eines alten Freundes und Schulkameraden. Vor funfzehn Jahren trug er modische Kleider und einen Aequatorscheitel. Wir, seine Mitschüler, pflegten ihn zu beneiden, und wenn er mit einem Zwinkern seiner Augenbraue das Glas herunter fallen ließ, und inbezug auf einen Bekannten sagte: „Niemand kann verlangen, daß man ein solches Subjekt kennt, wißt Ihr; geht nicht, bei Jupiter!", dann waren wir mit unaussprechlicher Bewunderung erfüllt und betrachteten ihn als einen großen Mann. Ehe wir, seine Altersgenossen, aufgehört hatten, uns an Marmorkugeln zu vergnügen, hatte er schon große Erfahrung am Billard erworben; wenn wir unseren Morgenkaffee unter dem väterlichen Dach tranken, frühstückte er in der feinsten Restauration. Eine gewisse Bonhommie und wohlwollende Manieren machten ihn überall beliebt, junge Damen bewunderten ihn, Schulmädchen beteten ihn an, Schneider kleideten ihn. Alles in allem genommen war er ein vielversprechender junger Mann; so sagten wenigstens seine Gläubiger. Das Wrack dieses jungen Mannes stand in der Person des Vagabunden vor mir. Offenbar erkannte er mich nicht, und ich forderte ihn auf, mit mir in das Hotel zu kommen, wo ich abgestiegen war. Unterwegs sagte er mir, er heiße Brown und trug eine erdichtete Geschichte von seiner Familie und sich selbst vor; es war traurig anzuhören, wie er lange und häßliche Lügen abwickelte, um seine jetzige elende Lage zu entschuldigen.

Als wir ins Hotel gekommen waren, hieß ich ihn niedersitzen und sagte ihm, er erinnere mich sehr an einen ehemaligen Freund, und sein Name sei wohl nicht immer Brown gewesen. Er begriff, daß ich ihn kannte, und geriet in Verwirrung;

dann sah er mich einen Augenblick aufmerksam an und erkannte mich.

Die Mischung von Landstreicher und Gentleman, von Vergnügen einen alten Freund wieder zu sehen und von Verdruß, erkannt zu sein, war des Studierens wert. Aber ich studierte ihn nicht, sondern schüttelte ihm die Hand und erfuhr bald seine wahre Geschichte. Seine Stimme und Betonung hatte nichts mehr von der früheren Affektation, sondern war nüchtern und ernst und etwas traurig.

Vor vier Jahren, so erzählte er, hatte ich einen Auftritt mit meinem Alten. Ich verbrauchte viel Geld, wie Ihr Euch erinnern werdet, und lebte in flotter Gesellschaft. Man bewunderte mich und schmeichelte mir wegen meines Witzes, meiner Klugheit, meines guten Aeußeren, wie ich damals glaubte, aber jetzt weiß ich freilich, daß meine Beliebtheit den Gastmählern, den Ausfahrten, den Logen in der Oper und anderen guten Dingen zuzuschreiben war, die meines Vaters Geld meinen Freunden lieferte. Ich glaubte, die Welt viel besser zu kennen als er. Ich betrachtete ihn als einen alten Narren mit einer lächerlich übertriebenen Idee über den Wert des Geldes — ganz gut in seiner Art, besonders am Ersten jeden Monats, aber weit hinter seiner Zeit zurück geblieben.

Bei einer Gelegenheit wurde ich zornig, weil mein Vater mir Vorwürfe wegen meiner Ausschweifungen machte. In meinem Aerger vermaß ich mich, von seiner Unterstützung unabhängig sein zu können und zu wollen, und segelte nach New-York, wo ich mit einigen Goldstücken in der Tasche ankam. Mein Geld war ausgegeben, ehe ich versucht hatte, Arbeit zu finden, und ich war überhaupt ungewiß, wozu ich mich am besten eignen würde. Ich hatte nur eine allgemeine Vorstellung, daß ich zu allem befähigt sei, vom Kommando eines Panzerschiffes bis zur Regierung eines Ochsenwagens, und wenn ich mich zum Handel entschlösse, glaubte ich, würden sich alle um mich reißen. In den letzten vier Jahren habe ich viele Erfahrungen gesammelt und den Wert des Geldes kennen gelernt. Jetzt weiß ich, daß ich drei Stunden harte Arbeit beim Holzspalten brauche, um einen Vierteldollar zu verdienen, wobei ich noch Blasen an den Händen und verschiedene Schimpfwörter in den Kauf nehmen muß, weil die

Stücken für den Ofen im Speisezimmer zu lang ausgefallen sind; und weiß auch, was der Lebensunterhalt kostet. Ja, ich habe mancherlei Erfahrungen gemacht — war Schulmeister, Kutscher, Matrose auf einem Küstenfahrer, habe Anzeigen von Patentarzeneien auf die Zäune gemalt, bin drei Monate lang bei den Rangers gewesen, mit Straßenmusikanten herum gezogen, Lehrer im Boxen gewesen, und habe viele andere Stellungen ausgefüllt, die mehr sonderbar als gewinnbringend waren. Ich bin zu stolz, um meinen Fehler einzugestehen. Vielleicht, daß ich eines Tages das Herz meines guten, alten Vaters erfreue — aber bis dahin — aber ich muß fort. Gott segne Euch, alter Bursche. Gute Nacht.



40. Kapitel.

In den Grenzgegenden am Rio Grande fanden wir große Lager von Magneteisen, wie sie auch in anderen Teilen des Staates vorhanden sind. Bis jetzt hat man nur wenig Versuche mit Eisenschmelzen gemacht, hat aber doch 60 bis 70 Prozent metallisches Eisen daraus erhalten. Die in Texas vorkommende Kohle ist zum Eisenschmelzen unbrauchbar, weil sie Schwefel enthält. Auch Lignitlager kommen vor, aber dieser würde nur zu gebrauchen sein, wenn man ein Verfahren entdeckte, ihn in Koks zu verwandeln. Auch Kupfer, Silber und Blei giebt es, aber ich kann nicht näher darauf eingehen, weil es meines Amtes nicht ist.

Der Doktor war ein großer Bewunderer der Presse und fand den größten Beweis für die hohe Bildung des amerikanischen Volkes in der Thatsache, daß in allen Teilen des Landes so viele Zeitungen gedruckt werden, gerade so, wie man die große Zahl der in den Vereinigten Staaten vorhandenen religiösen Sekten als einen Beweis für große Religiosität des Volkes anführt. Er nahm ein starkes Interesse an unserem journalistischen Bekannten und fragte ihn während der Reise weitläufig über den Zustand des Zeitungswesens in Texas aus.

„Ihr müßt sehr mannigfaltige Erfahrungen in der Texaner Presse gemacht haben," sagte er.

„Ja, mannigfaltige und peinliche; die Welt erfährt niemals, wie viel manche von uns zu leiden haben. Ihr kennt die Geschichte von dem berühmten Doktor, welcher alle seine neu entdeckten Arzeneimittel an seinem Lehrling probierte. Das thun

viele Redakteurs auch; als ich bei der San Antonio-Zeitung angestellt war, pflegte der Redakteur seine Leitartikel an mir zu probieren, bis ich fast zum Skelett reduziert war."

„Er probierte an Euch seine Leitartikel?"

„In der That. Wenn ich mit meiner örtlichen Berichterstattung beschäftigt war, hielt er mich an und fragte mich, ob ich ihn nicht seinen Leitartikel laut vorlesen hören wolle. Um die Wahrheit zu sagen, hätte ich antworten müssen, ich zöge eine



Er probiert seine Leitartikel an dem Reporter.

Dosis Ricinusöl vor, aber dann hätte er gedacht, mir wäre der Erfolg seines Blattes gleichgültig. So mußte ich denn lächeln, als wäre ich zu einem Austernschmaus geladen worden, und sagen: Gewiß, Oberst; versagt mir dies Vergnügen nicht. Und er versagte mir's niemals.

„Waren seine Leitartikel so uninteressant?" fragte der Doktor.

„Sie waren ganz entsetzlich. Hätte der Oberst je versucht, einen davon öffentlich vorzulesen, so wäre er gelyncht worden.

Aber was mich am meisten herunter brachte, war die Art, wie er sie mir eingab. Hätte er sie mir einfach vorgelesen, so hätte ich es vielleicht ertragen, aber mit raffinierter Grausamkeit, die einem spanischen Inquisitor Ehre gemacht hätte, las er sie mir stückweis vor. Er las zehn Zeilen und hielt dann inne, um im Wörterbuch nachzusehen, ob ein Wort mit einem l oder mit zweien geschrieben wird."

„Warum weigertet Ihr Euch nicht, zuzuhören?"

„Ein schöner Rat das von einem friedliebenden Yankee, der immer über Gesetzwidrigkeiten im Süden schreit! Einmal gab ich dem Oberst zu verstehen, daß ich eilig einen offiziellen Bericht über einen Hahnenkampf zu schreiben hätte, da wurde der alte Bursche so böse, daß er mit den Briefbeschwerern um sich warf. Dann deutete er an, mein fürstliches Gehalt sei viel zu hoch für das Einkommen des Blattes, ich sauge ihm das Lebensblut aus. Seitdem, so oft er sich erbot, mir einen Leitartikel vorzulesen, ermutigte ich ihn immer, sein Schlimmstes zu thun."

„Aber auf welche Weise las er Euch denn seine Kompositionen vor?"

„Er las zuerst zehn Zeilen; wenn ich sie mit Entzücken angehört hatte, wobei ich mit den Zähnen knirschte und mir den Tod wünschte, brachte er weitere zehn Zeilen vor und sagte mit einer Heiterkeit, die ich leider nicht teilen konnte: Würdet Ihr gern ein wenig mehr hören? Nachdem ich meine entzückte Beistimmung erklärt hatte, fuhr er fort, und zwar fing er dabei wieder ganz von vorn an, ja von der Ueberschrift. Dann las er wieder zehn Zeilen mehr als das erste Mal, und verfuhr so von Anfang bis zu Ende eines so interessanten Artikels wie z. B. „Ueber die Meinung Salmon P. Chases von Charles Sumner." Ich litt dabei unbeschreiblich, und wenn ich am Ende nicht davon entzückt war und sagte, dergleichen würde in New-York nicht geleistet, und ihn bat, es noch einmal vorzulesen, damit ich mich an den Schönheiten des Aufsatzes ganz sättigen könnte, so konnte ich sicher sein, ominöse Lobsprüche auf einen talentvollen jungen Journalisten aus dem Norden zu hören, welcher in der Stadt sei und sich erbiete, für das Blatt fast umsonst zu arbeiten."

„Habt Ihr Euch besser befunden, als Ihr selbst Redakteur waret?"

„Ein Redakteur kann es auch nicht jedem recht machen und braucht viel Erfahrung, um zu wissen, was den Leuten gefällt. So kam zum Beispiel eines Tages ein alter Gönner unseres Blattes, welcher auf dem Lande lebte, in die Stadt, um sich zu erholen. Er erholte sich, galoppierte durch die Hauptstraßen, schreiend und mit der Pistole schießend. Es waren fünf Polizeidiener nötig, um ihn in die Bastille zu bringen. Da er ein Freund des Blattes war, änderte ich in dem Bericht seinen Namen und schwächte einige von den schlimmsten Einzelnheiten etwas ab. Er mußte eine Geldstrafe entrichten und in meiner Herzensgüte verschwieg ich dies ganz. Nun, was denkt Ihr, that der alte Schlingel.“

„Schenkte Euch einen neuen Anzug?“

„Bah!“

„Gab er Euch einen Stock mit goldenem Knopf?“

„Das kommt der Wahrheit schon näher. Er kam in die Expedition gestürzt mit blutroten Augen und schrie: Ich mag Euer Blatt nicht mehr. Ich habe es funfzehn Jahre lang gehalten, aber wenn ich es jemals wieder lese, will ich gehangen sein. Da komme ich in die Stadt und mache das größte Aufsehen, seit zehn Jahren hat man hier nicht so viel Enthusiasmus gesehen. Wer weiß, wie viele Extrablätter Ihr infolge davon verkauft habt, und wie belohnt Ihr mich dafür? Ihr geht hin und laßt das Lob für die ganze Geschichte einem anderen zukommen, und ich glaube sogar, es giebt gar keinen solchen Mann, wie Ihr ihn nennt. Ihr habt mich betrogen, mich in der Achtung meiner Freunde herabgesetzt. Ihr wollt mich ins Unglück stürzen. Ihr sagt kein Wort davon, daß ich im vollen Galopp einem Hunde ein Stück seines Schwanzes abgeschossen habe. Ihr habt ganz weggelassen, daß fünf Polizeidiener zwei Stunden gebraucht haben, um mich ins Loch zu stecken. Warum habt Ihr nicht erwähnt, daß ich den Stadtanwalt angegriffen und herausgefordert habe, die Sache mit mir auf der Straße auszufechten?

Ich sagte dem aufgeregten Patron, wir hätten den Namen geändert und die schlimmsten Dinge weggelassen, um seine Gefühle zu schonen. Als ich ihm das sagte, wurde er wie toll, und erklärte es für eine Beleidigung; aber dann fiel ihm ein,

welcher Unsinn es wäre, daß Zeitungstadel seine Gefühle verletzen könnte, und lachte herzlich. Er hatte ja den ganzen Unfug nur angestiftet, um bei seinen Leuten draußen an der Grenze Ansehen zu gewinnen; er bewarb sich um den Sheriffposten und wollte politisches Kapital machen, und durch Unterdrückung seines Namens hatten wir seinen ganzen Plan verdorben. Er ließ sich endlich durch das Versprechen beruhigen, daß in der Wochenausgabe sein Name berichtigt und nichts auch von den ekelhaftesten Details weggelassen werden solle. Darauf hin bezahlte er zweihundert Exemplare voraus, um sie zu Gunsten seiner Wahlkampagne zu gebrauchen.

Bei einer anderen Gelegenheit ließ ich aus den Gerichtsnachrichten den Namen eines alten Patrons aus, welcher wegen Trunkenheit und Unordnung bestraft worden war; das nächste Mal, da er in die Stadt kam, beklagte er sich bitter. Seine Nachbarn, da sie nicht wie gewöhnlich seinen Namen unter den wegen Trunkenheit Bestraften fanden, behaupteten, er sei gar nicht in der Stadt gewesen."

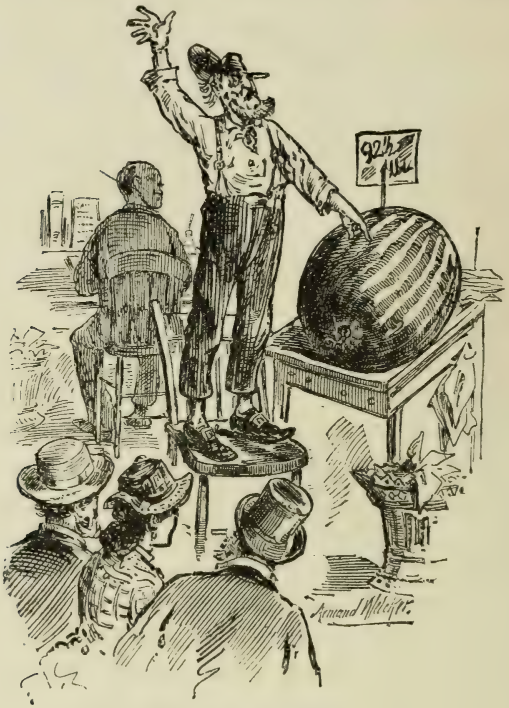
„Seitdem, denke ich, werdet Ihr immer den richtigen Namen mit allen Einzelnheiten angegeben haben," sagte der Doktor.

„Ich versuchte es, hatte aber auch damit kein Glück, im Gegenteil wurde es noch schlimmer. Ein Postbeamter, welcher bei uns alle seine Drucksachen besorgen ließ, kam in die Stadt und stieg in einem Hotel ab, und in der Hoffnung, weitere Arbeit von ihm zu erhalten, that ich seiner ehrenvolle Erwähnung, sagte, seine Ankunft in der Stadt sei eines der wichtigsten Ereignisse seit dem Fall des Alamo, und hoffte, sein Aufenthalt werde ebenso angenehm für ihn, als nützlich für die Kaufleute von San Antonio sein, denn hier kaufte er alle seine Vorräte.

Er erschien bei uns wütend, wie ein Tollhäusler. Er wollte die Zeitung nicht mehr halten. Er schien viele Gläubiger in der Stadt zu haben, die er nicht zu besuchen beabsichtigte; als sie aber lasen, daß er in der Stadt sei, erschienen bei ihm durchschnittlich drei in der Minute. Er sagte uns, wenn er künftig seinen Namen in unserer Zeitung sehen wollte, würde er es uns zu wissen thun. Ein anderes Blatt gewann dabei zweihundert Dollars für Druckereiarbeiten.

Das einzig sichere Verfahren war, zu dem Manne hin zu gehen und ihn zu fragen, ob wir seine Ankunft in einem Extrablatt anzeigen sollten; sehr oft antwortete er: Nein, aber Ihr könnt sagen, ich wäre noch in Fort Concho und würde nicht vor sechs Monaten hierher kommen."

„Aber es muß doch auch Ausgleichungen für diese Nachteile geben, bewundernde Freunde machen Geschenke, und fortwährend liest man von Einladungen zu Festlichkeiten und dergleichen."



Rede über Ackerbau.

„Ja, so denkt die Welt. Man glaubt, den ganzen Tag lang hielten Wagen vom Lande vor dem Heiligtum und lüden Kürbisse und andere tropische Früchte ab; aber es ist glücklicherweise nicht wahr. Gelegentlich bringt ein stämmiger alter Farmer eine Wassermelone für den Redakteur; er stellt sie auf dem Tisch aus, wo die ganze Stadt sie bewundern soll. Wenn nicht die Bankiers, Geistlichen, Advokaten und andere Honoratioren haufen=

weis herbei strömen, um zu sehen, was der alte Mann mit einiger Hülfe des Bodens und Klimas zustande bringen kann, so glaubt er, die Zeitung habe keinen Einfluß. Er verwandelt das Redaktionszimmer in eine öffentliche Halle und hält darin Reden über Ackerbau. Sollte er ein Gläschen zu viel getrunken haben (was er selten unterläßt), so wird der Lärm noch viel größer. Dabei schreien die Drucker fortwährend nach Manuskript, und wenn Ihr ihn unterbrecht, so giebt er die Zeitung auf. Dann erwartet er einen ausführlichen Artikel über seine Wassermelone, er wartet ausdrücklich den folgenden Tag ab, und wenn er ihn liest, ist er unzufrieden: er enthält eine Menge persönlicher Beleidigungen, wie z. B., daß Ihr nicht erwähnt habt, in welchem Jahr er nach Texas gekommen ist. Je mehr er liest, desto böser wird er. Es ist nicht gesagt, daß er bei San Jacinto Sam Houston bei Seite nahm, und ihm riet, auf jeden Fall die Schlacht anzunehmen. Nachdem er zu Ende gelesen hat, geht er zum Redakteur und spricht: Ihr sagt kein Wort davon, daß ich als Kandidat zum Constabel auftreten will. Voriges Jahr brachte ich der anderen Zeitung eine Melone, fünf Pfund leichter als diese, und sie sagten, ich sei ein Gentleman aus der alten Schule. Ich sehe wohl, Ihr seid nicht geneigt, die bedrängten landwirtschaftlichen Interessen zu unterstützen. Darauf bittet er Euch, ihm beim Aufheben der Wassermelone behülflich zu sein und trägt sie in die Redaktion des anderen Blattes.



Er geht zur Opposition über.

Aber das alles läßt sich ertragen, so lange es nicht an Geld fehlt; aber bisweilen macht es die finanzielle Lage der Institution dem Redakteur zur Pflicht, Sonnabend nachmittags fischen zu gehen, weil er die Arbeiter nicht bezahlen kann, oder den Schlüssel zum Geldschrank zu verlieren."

Eines Abends lagerten wir wieder in der Prärie ums Lagerfeuer. Ich lag auf dem Rücken und blickte in den Himmel, und es schien mir, als ob eine seltsam gestaltete Wolke von oben herab käme und sich dann wieder zurück zöge. Zuerst dachte ich

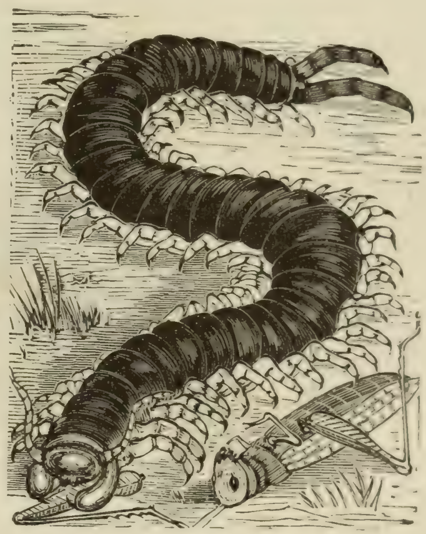


Er hat den Schlüssel zum Geldschrank verloren.

an eine atmosphärische Erscheinung, aber bald schien es mir, daß die Wolke mir näher war, als der Horizont, nahm meinen Hut ab und fand, mit seinen Hinterklauen an dessen Rand befestigt, einen niedlichen Tausendfuß von acht Zoll Länge. Von da hatte

er sich herab gelassen, um eine Nase oder einen anderen passenden Gegenstand zum Herunterklettern zu finden.

Der Kopf des Tausendfußes ist mit einem Paar Zangen bewaffnet, welche äußerst scharf und außerdem so giftig sind, wie der Redakteur eines Parteiblattes. Jede Seite trägt etwa vierzig kurze Beine, so spitz wie ein Wespenstachel. Sein Hinterteil ist wieder mit einer scharfen Zange bewaffnet. Wenn er seinen Kopf in das Fleisch eines Menschen verankert, die beiden Enterhaken am Ende festmacht, und seine achtzig Klauen einhaut, so hält das Tierchen so fest, daß selbst ein irischer Landbesitzer Thränen darüber vergießen könnte.

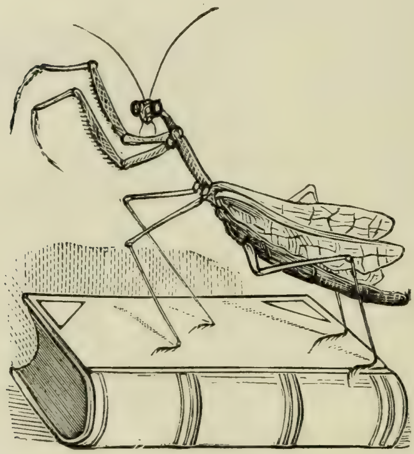


Der Tausendfuß.

Der Biß des Tausendfußes verursacht selten den Tod, aber heftige Schmerzen und hinterläßt ein häßliches Geschwür. Er ist in bewohnten Gegenden verhältnismäßig selten und findet sich am häufigsten in einer Flasche mit Alkohol im Schaufenster eines Droguisten, der Geschmack hat. Es geht mit ihnen wie mit den Indianern, die besten von ihnen sind die, welche tot sind.

Ein anderes seltsames Insekt in Texas heißt „das Teufelspferd" (die Gottesanbeterin). Es hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Menschen und an seinem Kopfe ist der Höcker der Ehrfurcht besonders entwickelt, was auch die eigentümliche Art erklärt, wie es seine Vorderbeine trägt. Es hält sie nämlich vor sich in die Höhe in betender Stellung, weswegen es auch von jedermann hoch geachtet wird. Aber wie viele Leute, die ihre Religiosität äußerlich zur Schau tragen, betet es bloß mit den Händen und gebraucht dieselben übrigens, um seine Beute zu ergreifen und zum Maul zu führen. Sein Kopf steckt auf einem langen Hals und scheint sich ganz

um denselben drehen zu können. Seine Flügel, welche es mehr engelartig erscheinen lassen, als sein Name besagt, gleichen sehr den langen Rockschößen der Geistlichkeit; hätte es schwarze Hosen an seinen Hinterbeinen und ein weißes Halstuch um den langen Hals, so würde dieses merkwürdige Insekt einem Hülfsgeistlichen aus Neu-England mit Neigung zum Calvinismus erstaunlich ähnlich sein. Seine beste Eigenschaft ist die, daß es Fliegen und Mücken vertilgt.



41. Kapitel.

Als wir uns Austin näherten, sah das Land nicht aus, als befänden wir uns in der Nachbarschaft der Staats-Hauptstadt. Man sah hie und da eine Farm und Schaf- und Rindviehranchos an den Ufern der Bäche, aber das meiste war offene Prärie oder steile Hügel mit Cedern besetzt.

Auf den meisten Farms um Austin wird die Arbeit durch Neger verrichtet; der Feldarbeiter aus den Zeiten der Sklaverei ist der heutige Farmer. Die früheren Hausdiener und die nach dem Krieg erwachsene Generation haben sich zu Barbieren, Hotelkellnern in der Stadt und Predigern entwickelt; aber der Neger, welcher seine Jugend zwischen den Baumwollenreihen zubrachte, bewohnt noch das Land und treibt Ackerbau „zu gleichen Teilen". In der Theorie ist ihm diese Methode günstig. Ein Weißer liefert das Land, die Zugtiere und die Werkzeuge, der Neger die Arbeit, und die Ernte wird zwischen beiden gleich geteilt. In der Praxis und in der Verteilung des Produktes ist der Pächter weniger günstig gestellt; der Landbesitzer bekommt den ersten Anteil; der Kaufmann, welcher dem Neger Kaffee, Schinken und Kleiderstoffe geliefert hat, den zweiten, und der Pächter als seinen Anteil bekommt Vorwürfe, weil er nicht mehr Mais und Baumwolle produziert hat. Doch ist der Neger der Meinung, daß sein Anteil besser ausfallen würde, könnte er einen Buchhalter bezahlen.

Der farbige Farmer ist immer wohlbeleibt und kaut Tabak. Er trägt schmutzfarbene Kleider mit schwarzen Flecken an den Knieen. Zumeist ist er für langsame Bewegung begeistert; mit

stiller Resignation erträgt er täglich einen zehnstündigen Schlaf, und besitzt keinen Ehrgeiz, reich zu werden oder Land zu besitzen. Wenn er genug Brot, Schinken und Kaffee für seine Familie bekommen kann, ist er zufrieden. Wenn er von zweier Tage Arbeit in der Woche leben kann, so arbeitet er ihrer nicht drei; kein Sterblicher ist zufriedener und glücklicher. Keine Mißernte stört seine Heiterkeit, denn er verliert nichts dabei. Er ist ruhig und sanft, wenn sich Kletten in der Baumwolle finden, geduldig und resigniert, wenn es regnet (so daß er nicht arbeiten kann), sanftmütig und heiter, wenn die Kuh in den Mais läuft, und



Der Neger auf dem Lande.

wenn das Wetter derart ist, daß die Fische gut anbeißen dürften, unterdrückt er seinen heftigen Wunsch, den Baumwollenacker zu jäten und läßt seinen Trieb, Kartoffeln herauszuthun, unbefriedigt.

Der farbige Farmer ist niemals zu arm, um ein Pferd zu besitzen; er kann ohne Schuhe, selbst ohne ein Hemd sein, aber

er muß ein Zehnthalerpferd haben. Mag es uralt sein, mag es ein unabgekürztes Verzeichnis von allen Fehlern darstellen, die dem Pferdefleisch anhaften, und nur für die Knochenmühle taugen; wenn es nur in des Worts verwegenster Bedeutung ein Pferd genannt werden kann, so fühlt der Eigentümer, daß er in dem Darwinschen Wettlauf nach einem höhern Leben um einen Schritt vorwärts gekommen ist, und wenn er mit einem geborgten Pistol und einem Paar geborgter Sporen Sonnabends zur Stadt reitet, fühlt er, daß er wirklich zu einem Volk von Königen gehört. Sein Hauptvergnügen aber sind die Campmeetings; sie dauern zehn bis zwanzig Tage und finden einmal im Jahre statt. Seine Begierde, diese Gnadenmittel zu benutzen, ist so groß, daß er sich nicht darum kümmert, ob unterdessen sein Feld vergrast oder die Kühe der Nachbarn in sein Land einbrechen. Er fühlt, daß seine unsterbliche Seele mehr wert ist, als sein



Die Coke-Schützen.

Anteil an der Ernte sein wird, nachdem der Landbesitzer und der Kaufmann den ihrigen bekommen haben.

Der „niedergetretene Afrikaner“ der Städte ist heller, nicht bloß im Kopf, sondern auch an Farbe, als sein Bruder auf der

Farm. Nicht nur farbige Polizeidiener hat Texas, sondern auch farbige Milizkompagnieen, denen die Waffen vom Staate geliefert werden. Eine derselben in San Antonio heißt: die Coke-Schützen, nicht weil sich die Farbe der Mitglieder der Kohle nähert, sondern zu Ehren des Senators Coke von Texas. Diese Negermiliz paradiert mit allem Pomp und allen Hülfsmitteln des Kriegs, ohne daß jemand Widerspruch einlegte, so völlig ist das Volk von Texas „reconstruiert“ worden; sie haben, wie die Kongreßmitglieder, ihre Scheingefechte, welche sehr gefährlich aussehen, im Grunde aber nur Kinderspiel sind. Bei jeder Gelegenheit drängt sich der niedergetretene Farbige vor das Auge und Ohr des Publikums; er wird nirgends tyrannisiert und seiner natürlichen oder bürgerlichen Rechte beraubt, wie im Osten, wo der höllische Kastengeist noch nicht ausgerottet ist.

Ich würde kein Ende finden, wollte ich überall nachweisen, wie der Farbige nicht nur seine eigenen Rechte, sondern auch die anderer Leute genießt, und aus seinem Zustande in Texas für die republikanische Partei kein Kapital zu schlagen ist. Vor nicht langer Zeit fuhr ein Mann aus Philadelphia, der niemals weit nach Süden gekommen war, in einem Straßenwagen in Austin. Von Zeit zu Zeit hielt er sich die Nase zu und fragte endlich unschuldiger Weise einen farbigen Gentleman im Wagen: Wie kommt es, daß hier so viele Gasröhren gesprungen sind? Mehrere anwesende farbige Gentlemen nahmen dies für eine persönliche Anspielung, und entfernten den Bewohner des Nordens mit Gewalt aus dem Wagen, dessen Lieblingsthema bis dahin die Ungerechtigkeit gewesen war, mit welcher der Neger im Süden behandelt wird.

Eines Morgens sehr frühe, als ich in Austin war, hörte ich eine Anzahl heftiger Explosionen. Jedermann in der Stadt wurde aus dem Schlaf geschreckt, zu dem er gesetzlich berechtigt war. Es war halb fünf Uhr Morgens. Einige glaubten, es käme ein Gewitter und tausende von achtungswerten Personen standen auf und gingen hinaus, um die Leitungsröhren für die Cisternen in Ordnung zu bringen. Andere begnügten sich damit, nicht zu begreifen, wie der 4. Juli dies Jahr so spät fallen könnte. Nun, was glaubt wohl der nördliche Leser, war die Ursache dieser Aufregung? Es war der niedergetretene Neger, welcher aus einer vom demokratischen Gouverneur von Texas erborgten Kanone

Salutschüsse abfeuerte. Die „Dunkeln aufsteigenden Söhne der Freiheit“, ein Verein von Farbigen, feierte seinen Jahrestag. Sieht das aus wie Tyrannisieren von Negern?

In Texas hat der Neger in der That mehr bürgerliche Rechte, als ihm gut sind. Er kann jedes rechtmäßige Geschäft treiben; so giebt es in den größeren Städten von Texas farbige Spielhäuser, die ebenso vor der Störung durch die Polizei geschützt sind, wie die weißen. Wenn ein Neger Geld oder politischen Einfluß hat, kann er einen Mord begehen, und sein Hals ist ebenso sicher, als der eines Weißen unter denselben Umständen.

Auf einem Weideplatze bei Austin sahen wir einige zwanzig Kamele. Auf unserer Reise durch Texas hatten wir viele seltsame Dinge gesehen, aber nichts so seltsam und fremdartig wie einen Kamelrancho. Ein Kamel in einer Menagerie zu finden überrascht nicht, wohl aber eine ganze Anzahl davon auf einer amerikanischen Prärie grasen zu sehen.



Der niedergetretene Afrikaner.

Im Jahre 1857 kaufte die Vereinigte Staaten-Regierung vierzig Kamele in Kleinasien, infolge eines Kongreßbeschlusses; sie sollten als Lasttiere und zu militärischen Zwecken gebraucht werden. Im Mai 1875 kamen die Tiere mit griechischen und arabischen Wärtern auf dem Transportschiff „Supply“ in dem Hafen von Indianola an. Zuerst benutzte man sie, um Vorräte über die Llanos estacados und die Jornada de Muerte (Todesreise) für die Forschungsexpeditionen unter dem Kommando des Generals Johnston zu transportieren, welcher damals das Departement von Texas befehligte. In vier Jahren vermehrten sie sich auf hundertundfunfzig.

Im Jahre 1861 legten die Konföderierten Beschlag auf die Kamele in Camp Verde und gebrauchten sie während des Krieges,

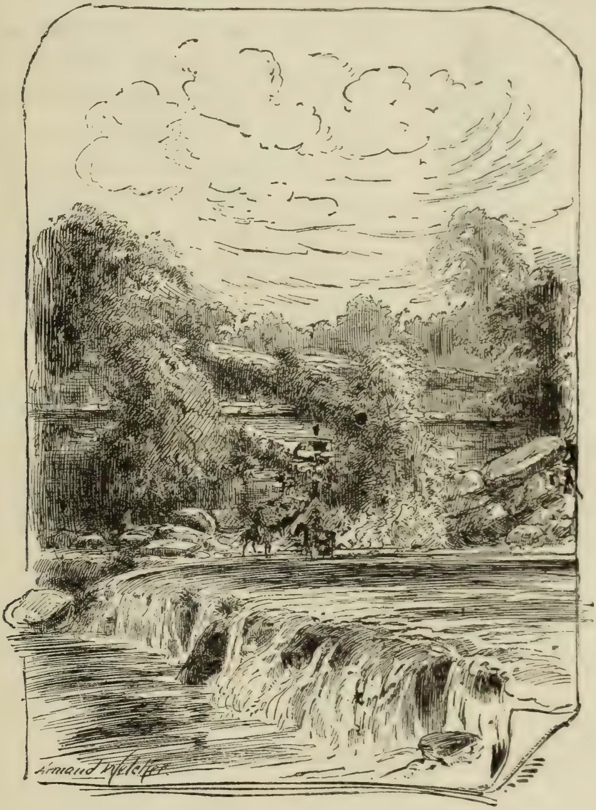
um Baumwolle nach Mexiko zu schaffen; jedes Kamel trug zwei Ballen. Nach dem Krieg nahmen die Vereinigten Staaten sie wieder in Besitz und verkauften sie in drei Abteilungen. Die, welche wir sahen, wurden zum Verkauf an Cirkus- und Menageriebesitzer gezüchtet; der Preis für ein gutes Exemplar beträgt gegen zweihundertundfunfzig Dollars.

Das Texaner Kamel ist äußerst gefräßig; am liebsten genießt es die stachlichen Cactusblätter oder die Bohnen des Mesquitebaumes, aber es beschränkt sich nicht ganz auf vegetabilische Diät. Bei Gelegenheit langt es sich einen der gläsernen Isolatoren an den Telegraphenstangen herunter und verschlingt ihn, oder kaut stundenlang an einer Wagendecke oder einem Brunnenseil. Ein Kamel kann einen Mann in einem Tage neunzig Meilen weit tragen, aber entweder das Tier oder der Reiter muß gut gepolstert sein, sonst würde letzterer den stoßenden Gang nicht aushalten. Der Haupteinwurf gegen den Gebrauch der Kamele als Lasttiere in Texas ist der, daß die Pferde gewöhnlich vor ihnen die Flucht ergreifen; schlimm für die Pferde und noch schlimmer für den Kamelführer, wenn der Eigentümer der Pferde sein Pistol bei sich haben sollte.

Der Cactus, von welchem das Kamel lebt, ist in Texas keine Seltenheit; am Rio Grande giebt es Landstrecken, sechzig Meilen lang und zwanzig breit, wo nichts anderes wächst, und so dicht stehen sie, daß der Reisende nicht die von ihm eingehegte Straße verlassen kann. Je heißer das Klima und je unfruchtbarer der Boden, desto üppiger wächst er.

Zu einigen Dingen taugt er und zu anderen nicht. Die Frucht, ungefähr von der Größe und Gestalt eines Hühnereies, ist schön purpurfarben. Sie sieht aus, als müßte sie köstlich schmecken, aber ein etwas wählerisches Schwein würde darüber die Nase rümpfen. Die Pflanze ist mit langen, scharfen Nadeln von verschiedener Größe bedeckt, welche an Schärfe und Bösartigkeit mit Wespenstacheln wetteifern; setzt Euch niemals auf einen Cactus, um auszuruhen, glaubt mir aufs Wort. Ich versuchte es einmal zufällig vor vielen Jahren, aber ich habe es noch nicht vergessen. Dagegen giebt er ein gutes Viehfutter, nachdem man die Stacheln abgesengt hat, und zerstoßen als Aufschlag für Wunden und Entzündungen ist er unvergleichlich.

In Austin kamen wir um Mittag an, an einem kühlen, luftigen Tage. Der Doktor und ich überlieferten unsere Mustangs einem Auktionator und uns den Händen eines Kleiderhändlers. Kaum daß wir uns wiedererkannten, als wir wieder in civilisierten Kleidern erschienen; die Bemerkungen des Doktors schienen

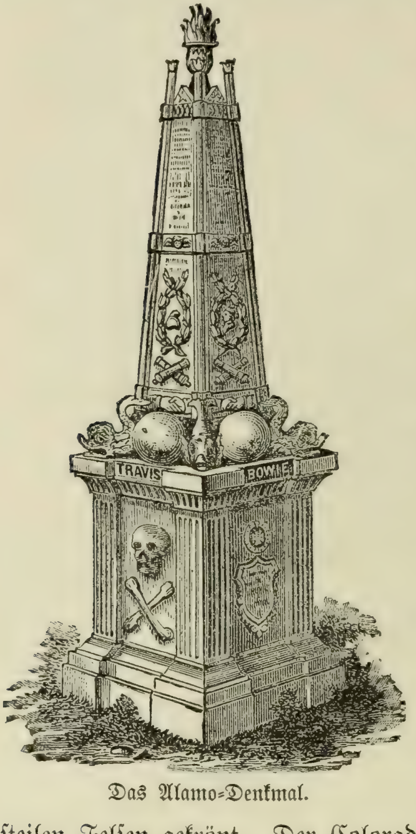


Landschaft am Colorado bei Austin.

mir geradezu achtungsvoll zu klingen, als ich wieder einen Rock mit umgeschlagenem Kragen an hatte, ja mehrere Stunden lang behandelten wir uns äußerst höflich.

Unsere wackeren kleinen Ponies, welche uns so weit getragen hatten, standen an der Thür des Auktionators angebunden, ein jeder mit einem Papierblatt auf seinem Rücken und der Anzeige, daß er zu verkaufen sei. Während der Stunde, die wir dabei

standen, hätten wir sie zwanzigmal los werden können, freilich nicht für baares Geld, aber im Tauschverkehr. Einer bot einen Haufen verschiedener Küchengeräte zum Tausch für die Ponies an; ein anderer wollte dem Doktor eine Dreschmaschine von acht Pferdekräften für sein Tier verhandeln, wobei er die Maschine für vierhundert Dollars berechnete und den Mustang für fünfundzwanzig annehmen wollte; der Doktor sollte den Unterschied in Baarem ausgleichen. Der Gehülfe des Auktionators läutete eine Glocke; der Mann selbst bestieg eines der Pferde und führte das andere, und schrie so lange in der Straße umher, bis funfzig Dollars für beide angeboten und angenommen worden waren. Wir trennten uns von ihnen nicht ohne Bedauern, obgleich wir unterwegs manchmal schlecht genug von ihnen gedacht hatten.



Das Alamo-Denkmal.

Die Gegend um Austin ist die schönste und malerischste in Texas. Die Stadt ist auf einer Anzahl von Hügeln erbaut und von einem Kreis höherer Hügel umgeben, mit immer grünen Cedern bewachsen und mit steilen Felsen gekrönt. Der Coloradofluß windet sich um diese Hügel herum und umfließt den südlichen Teil der Stadt.

Austin besitzt eine Bevölkerung von zehn- bis zwölftausend Einwohnern; die Kaufläden und die öffentlichen Gebäude sind fast alle aus Kalkstein erbaut. Kongreß Avenue, die Hauptstraße der Stadt, läuft vom Flusse bis zum Kapitol und ist sehr breit und eben. Einem Mann, der in San Antonio gelebt hat, kommt Kongreß Avenue wie eine Prärie vor.

Ein San Antonianer, welcher jahrelang das rauhe Pflaster der Alamostadt beklimmt hatte, besuchte einst Austin und fand die lächerlich glatten breiten Trottoirs höchst abgeschmackt. Auf einmal kam er jedoch zu einer Stelle, wo ein Haus aus Bruchsteinen gebaut wurde. Unregelmäßig gestaltete Felsstücke lagen umher von der Größe eines Schrankes bis zu der einer Taschenausgabe des neuen Testamentes. Der San Antonianer war entzückt, und stolperte umher, setzte sich nieder, wenn er es am wenigsten erwartete, und hatte eine halbe Stunde lang einen Hochgenuß. Als er endlich mit vertretenem Fuß in der Richtung nach einer Apotheke forthinkte, rief er aus: „Das ist herrlich! gerade wie zuhause — als hätte ich in Commerce Street promeniert.“

Der Ausblick von dem Kapitolhügel ist prachtvoll, wenn man nicht das Gebäude selbst betrachtet, ein Wunder von abgeschmackter Architektur. Am Eingang des Staatshauses ist ein Denkmal für die Helden des Alamo. Seine Basis besteht aus Steinen, welche von dem Alamogebäude herrühren, der Oberteil aus Gips, und das ganze Bauwerk ist ungefähr zehn Fuß hoch; es trägt folgende Inschriften:

Dem Gott der Furchtlosen und Freien
Ist dieser Altar geweiht,
Erbaut aus den Ruinen des Alamo,
Im März a. D. 1836.

Blut von Helden hat mich befleckt:
Laßt die Steine des Alamo sprechen, damit ihr
Opfer nicht vergessen werde.

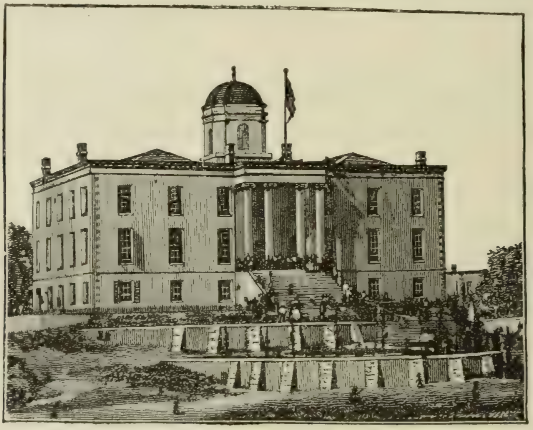
Mögen sie mit Leonidas eingeschrieben werden
In die Liste der großen Toten.

Thermopylae hatte einen Verkündiger seiner Niederlage:
Der Alamo hatte keinen.

Crockett. Bonham. Travis. Bowie.

Texas sollte sich ebensowohl dieses elenden Denkmals, als der Thatsache schämen, daß der Alamo an einen Kaufmann vermietet ist, um allerlei Waren darin aufzuspeichern.

Drei Millionen Acker Land sind bestimmt worden, um aus ihrem Ertrag ein neues Staatshaus zu bauen. Es soll ein ungeheures Gebäude werden, mit einer Front von fünfhundertundsechzig Fuß und dreihundertundelf Fuß hoch vom Grunde bis zur Spitze des Domes. Man kann also mit Recht erwarten, daß in nicht ferner Zeit Texas das schönste Staats-Kapitol in den Vereinigten Staaten haben wird.



Altes Staatshaus in Austin.

Das Innere des jetzigen Kapitols ist sehr verfallen — die Fußböden sind feucht, die Mauern voll Risse, der Gips an vielen Stellen abgefallen, und hunderte von Fledermäusen bewohnen die Hallen und fliegen um die Köpfe der Gesetzgeber. In dem Sitzungssaal, zur Rechten des Sprechers, befindet sich ein großes Oelgemälde des Generals Sam Houston. Er sitzt da, mit Hut und Stock in der Hand, in die weiten Falten eines großen Ueberrockes gehüllt. Die Aehnlichkeit soll sehr groß sein, und es entspricht ganz dem Bilde, das man sich von Sam Houston macht. Ihr seht ein Gesicht voll großer Energie, fast Wildheit, einen kühnen, furchtlosen Blick, und vorzüglich erscheinen in den Linien der Lippen Andeutungen von Entschlossenheit und festem

Willen. Man kann sich nicht irren, er war ein geborener Herrscher über Menschen.

Im Senatssaal ist dem Sitze des Sprechers gegenüber ein Bild von Washington, das stereotype Bild, das man überall sieht: in einer Hand hält er einen Degen in der Scheide, mit der anderen macht er eine Bewegung, welche entweder bedeuten kann, daß er sich weigert, eine Bittschrift zu unterschreiben, welche auf dem Tische liegt, oder daß er beabsichtigt, die unverschämten Schuhputzer zu verscheuchen, welche Austin unsicher machen, oder er will sagen: „Nein, Gentlemen, bei Tage besuche ich keinen Trinksalon.“ Die Züge des Vaters seines Landes sind offenbar einer Postmarke entlehnt.

Auch ein Bild von General Tom Green ist vorhanden — ein schönes, männliches Gesicht, worin Freimut und Sanftheit rührend gemischt sind. Aus dem Senat ging ich hinüber nach dem Hause. Denkt Euch mein Erstaunen, wie ich Washington genau in derselben Stellung und mit denselben Zügen wiederfinde, wie ich ihn drüben verlassen hatte, nur hatte er seine Kleider gewechselt.

„Wie viele George Washingtons habt Ihr hier im Hause?“ fragte ich einen der Gesetzgeber, auf das Gemälde zeigend.

„Das ist nicht Washington, sondern Sam Houston,“ antwortete er.

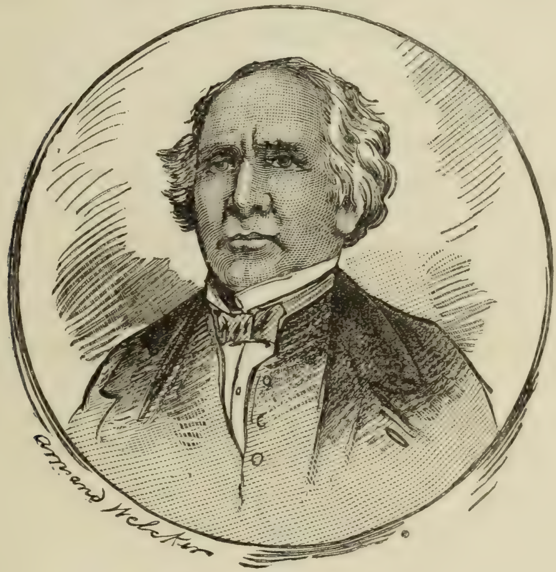
So war es, aber der Vater von Texas war offenbar eine Nachahmung des Vaters der Vereinigten Staaten.

Auch David Crockett erscheint auf einem lebensgroßen Bildnis, in Buckskinkleidung, mit einer Büchse und zwei Hunden. Die Hunde sehen sehr natürlich aus, und in der Büchse ist viel Lebenswahrheit, aber mit Crockett selbst muß es nicht richtig sein. Wie soll man glauben, daß David Crockett, der doch ein halber Wilder war, wirklich sein Haar in der Mitte scheitelte, wie ein verweichlichter Jüngling der Gegenwart, der am Knopfe seines Stöckchens saugt? Welche Mühe würde es dem Staatsanwalt machen, um die nötigen Ueberreste zu einer Untersuchung zu sammeln, wenn D. Crockett in Fleisch und Blut erschiene und zufällig den phantasiereichen Maler jenes Bildes anträfe! Der Mund ist so groß ausgefallen, als wäre er ein großer Freund von Wassermelonen gewesen.

Die größte Gestalt in der Revolution von Texas war General Sam Houston; eine Geschichte von Texas ohne ihn wäre wie ein Exodus ohne Moses. Er war geboren im Rockbridge-Bezirk in Virginien, am 2. März 1793; seine Vorfahren waren Schotten und Irländer, welche aus dem Norden Irlands um 1688 nach Pennsylvanien ausgewandert waren. Sam erbte die körperliche Schönheit, den Mut, Unternehmungsgeist und die Festigkeit — einige nennen es Hartnäckigkeit —, welche der Rasse, von der er abstammte, zugeschrieben werden. Sein Vater focht in dem Krieg Anno 1776. Er war ein Mann von nur mäßigen Mitteln, und der junge Sam mußte auf der Farm arbeiten, bis er dreizehn Jahr alt war, ohne andere Kenntnisse, als die er aus der kleinen Dorfschule erhalten konnte, die er in den Wintermonaten besuchte. Er mochte lieber den Kaninchen nachspüren, als geometrische Aufgaben lösen, die Spuren der Hirsche im Wald aufsuchen, als lateinische Wurzeln in den Schulbüchern, und zog die Naturgeschichte der Grammatik bei weitem vor. Wahrscheinlich hat er im ganzen die Schule nicht länger als zwölf Monate besucht. Als er dreizehn Jahr alt war, starb sein Vater und bald darauf zog seine Mutter mit ihren neun Kindern nach Tennessee, damals einem Grenzlande. Die Familie Houston siedelte sich nahe an der Grenze zwischen den Weißen und den Cherokesen an. Sam arbeitete auf der Farm seiner Mutter und besuchte von Zeit zu Zeit die Schule. In dieser Zeit fiel ihm ein Exemplar von Popes Uebersetzung der Ilias in die Hände und er bat um Erlaubnis, die Sprache zu lernen, in welcher das Buch ursprünglich geschrieben ist. Seine Mutter, an der Nützlichkeit dieses Studiums zweifelnd, verweigerte es, worauf er schwor, niemals wieder eine andere Lektion zu lernen, und da er sich weigerte, in die Schule zurück zu kehren, brachte ihn sein Bruder in einem Kaufladen unter. Die Beschränktheit dieses Lebens jedoch gefiel ihm nicht, er verschwand plötzlich und man hörte bald, er befände sich bei den Cherokesen. Er lebte so drei bis vier Jahr unter den Indianern, nahm alle ihre Sitten und Gewohnheiten an und wurde von dem Häuptling als Sohn angenommen.

Er blieb bei den Indianern bis zu seinem achtzehnten Jahr, und besuchte nur ein- oder zweimal jährlich die weißen Ansiedelungen, um Kleider, Munition rc. einzukaufen. Bei diesen

Besuchen geriet er in Schulden, die er gern bezahlen wollte, zu welchem Zweck er in die Ansiedelungen zurückkehrte, um eine Schule zu errichten. Dies scheint absurd für einen Burschen, der so wenig Schulunterricht genossen hatte, als Houston, aber es giebt eben Genies, welche durch Willenskraft und Beharrlichkeit große Dinge thun und scheinbar unübersteigbare Hindernisse überwinden. Houston bekam mehr Schüler, als er brauchen konnte, und jeder davon zahlte ihm acht Dollars das Jahr: ein Drittel in Mais, ein Drittel in Kattun und ein Drittel in Geld. Sobald



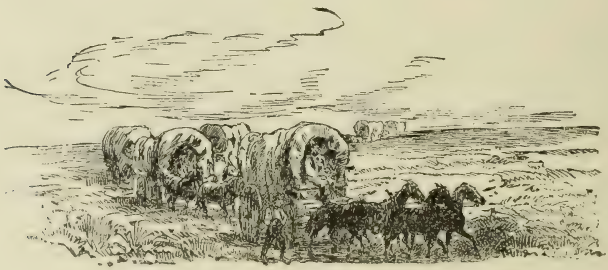
Samuel Houston.

er die nötige Summe zusammen gebracht hatte, schloß er die Schule. Im Jahre 1813 trat er in die Armee der Vereinigten Staaten als Freiwilliger und wurde bald Sergeant. Er zeichnete sich in dem Krieg gegen die Creeks aus und wurde zum Fähndrich ernannt. In der Schlacht von Horse Shoe war er der zweite, welcher die Schanzen erstieg, welche von mehr als tausend Indianern verteidigt wurden; ein Pfeil mit Widerhaken verwundete ihm ein Bein, welcher nur mit Mühe ausgezogen wurde und eine Jahre dauernde Wunde hinterließ. Als General Jackson erfuhr, daß Houston verwundet sei, befahl er ihm, sich zurück zu

ziehen, aber dieser kehrte wieder zum Angriff zurück und focht, bis er zwei Schüsse in die Schulter erhielt.

Er blieb im Heere bis 1817, wo er zum Indianeragenten bei den Cherokesen ernannt wurde, gab aber das Amt bald wegen eines Mißverständnisses mit der Regierung wieder auf. Er ließ sich nun als Advokat in Lebanon in Tennessee nieder und wurde wenige Monate darauf, fünfundzwanzig Jahr alt, zum Distriktsanwalt erwählt. Im Jahre 1823 wurde er Kongreßmitglied ohne Opposition, und 1825 wieder ernannt. Im Jahre 1827 wurde er zum Gouverneur von Tennessee gewählt mit mehr als 12 000 Stimmen Majorität. Während seiner Amtszeit heiratete er Miß Allen, eine Dame von guter Familie und ehrenwertem Charakter; aber wenige Monate nach seiner Heirat legte er sein Amt nieder, verließ sein Weib und kehrte zu seinem wilden Leben unter den Cherokesen zurück. Dort blieb er gegen drei Jahre. Im Jahre 1836 kam er nach Texas und ließ sich als Advokat in San Augustin nieder. Als der Krieg zwischen Texas und Mexiko ausbrach, wurde Houston zum Oberkommandanten der Armee erwählt, welche er persönlich in der Schlacht von San Jacinto befehligte, wo Santa Anna, Präsident von Mexiko, gefangen wurde.

Nun wurde Houston zum Präsidenten der Republik erwählt; nach der Annexion repräsentierte er das Land im Senate der Vereinigten Staaten. Später wurde er Gouverneur von Texas und starb zu Huntsville im August 1863.



42. Kapitel.

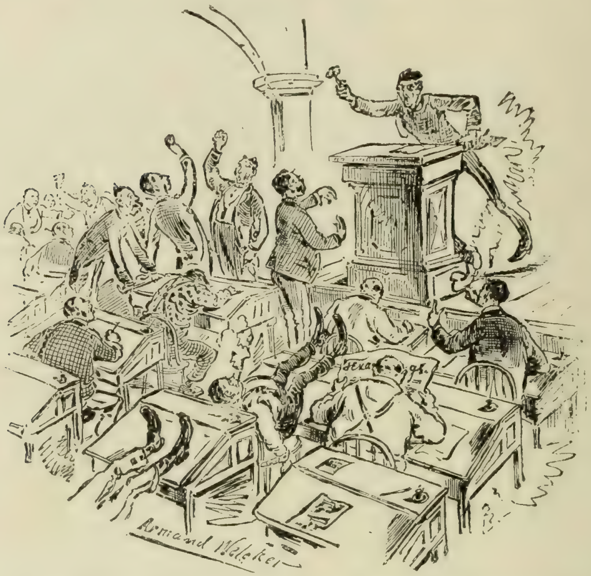
In Austin liegt die Polizeistation auf der Spitze eines Berges, während die Salons sich alle in den Thälern befinden. Ich beabsichtigte, dem Bürgermeister eine Vorstellung einzureichen, wie viel zweckmäßiger es umgekehrt sein würde, da es ja unendlich leichter ist, einen Betrunkenen bergab, als ihn bergauf zu transportieren. Aber die Austiner mögen es halten, wie sie wollen.

Ich wohnte einer Sitzung des gesetzgebenden Körpers bei und erhielt da einige interessante statistische Einzelnheiten. Siebzehn Mitglieder saßen in Hemdsärmeln, von denen fünf auch die Westen ausgezogen hatten. Zwei hatten die Stiefel abgelegt und dreizehn rauchten. Drei schienen zu schlafen und zwei schnarchten in verschiedener Tonhöhe, was ich übrigens nicht besonders tadle. Nun fragt es sich: könnte man nicht von den Mitgliedern verlangen, daß sie den Sprecher mit derselben Höflichkeit behandeln, die sie von ihm erwarten? Was würden sie denken, hätte er eine Cigarre im Mund und streckte die Beine in die Höhe, ihnen seine Stiefelsohlen zur Ansicht bietend?

Nachdem ich einer lebhaften Debatte im Hause beigewohnt hatte, begab ich mich ins Hotel, um zu Mittag zu essen, aber die parlamentarischen Redensarten spukten mir fortwährend im Kopfe umher, und dann durchstrich ich wieder die Stadt. Austin ist entschieden eine hübsche Stadt, vielleicht die hübscheste in Texas; in manchen Stücken ist sie San Antonio überlegen. Die hügelige Landschaft ist prächtig; auf den Höhen sieht man Familienwohnungen von viel schönerer Bauart, als in der Alamo=

stadt. Wenn jemand in San Antonio ein schönes Haus baut, so ist der Baugrund nicht größer als das Haus, und infolge davon werden auf dem Gesträuch vor dem Hause die sämtlichen Unterkleider der Familie zum Trocknen ausgehängt, während die Austinisten auf größere Terrains bauen und ihre Häuser mit Anlagen umgeben, wo sich hinreichender Raum für Waschleinen und dergleichen findet.

Wie San Antonio besitzt auch Austin Wasserleitungen, Eisfabriken und Straßenbahnen, sowie Gasbeleuchtung. Sie soll



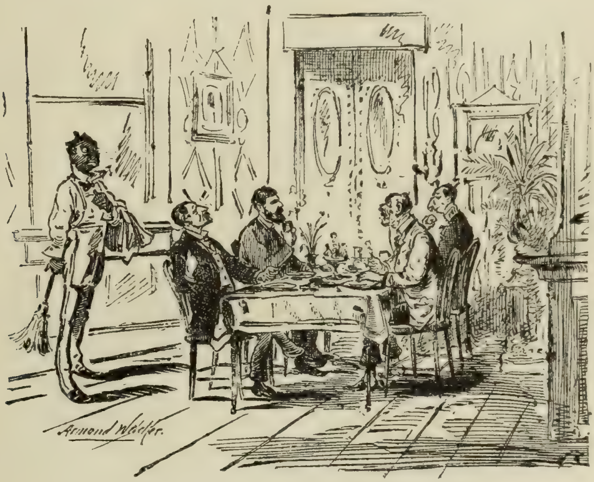
Eine lebhafte Debatte in der gesetzgebenden Versammlung.

die heißeste Stadt von Texas im Sommer sein und die kälteste im Winter. Wind giebt es nicht allzuviel, außer auf dem Kapitolsberg, wo er in unbeschränkter Menge vorhanden ist, besonders während der Sitzungen der Gesetzgeber.

Vor einigen Jahren gab sich das Volk von Texas eine Konstitution, welche folgenden Paragraphen enthält: „Der gesetzgebende Körper soll nicht ermächtigt sein, irgend eine Summe für Errichtung und Erhaltung eines Einwanderungsbüreaus aufzuwenden, oder irgendwie zu dem Zweck, Einwanderer in den Staat einzuführen.“ Man glaubt allgemein, daß die Verfasser

der Texaner Konstitution mit zwei Fuß dickem Moos auf dem Rücken bewachsen waren. Eine solche Bestimmung ist ein Unglück für das Volk von Texas und ein trauriger Beleg für ihre Einsicht; angenehm war es mir, zu hören, daß sechsundfunfzigtausend Stimmen dagegen abgegeben worden waren.

Texas braucht Einwanderer — darüber kann kein Zweifel sein — und zwar Leute, die produzieren, welche den inneren Wert des Landes durch Kultur und Verbesserungen erhöhen, welche früh aufstehen und sechs Tage in der Woche arbeiten, welche es nicht für zu mühsam achten, eine Kuh zu melken, um



Der Gentleman von Afrika hat das Wort.

Milch zu ihrem Kaffee zu haben, welche sich nicht begnügen, den Boden bloß aufzukratzen, nur um zu leben, sondern tief pflügen, wie es der reiche Boden von Texas verlangt. Diese Männer müssen Kapital genug mitbringen, um Land zu kaufen, es einzuzäunen und in Kultur zu nehmen, und die sich nicht mit einer Diät von „Maisbrot und Fry“ begnügen.

Texas braucht Kapitalisten, Leute von Energie und Unternehmungsgeist, welche die Flüsse und Bäche zu künstlicher Bewässerung zu benutzen wissen, welche Baumwollen- und Wollenfabriken bauen, Sägemühlen, Gerbereien und schmalspurige Eisen-

bahnen anlegen und die mineralischen Reichtümer der Provinz in Angriff nehmen.

Texas braucht Farmer, weil seine fünfundsechzig Millionen Acker Land bebaut werden müssen; die Baumwolle, der Mais, Weizen u. s. w., die darauf gezogen werden, müssen seinen Reichtum vermehren. Die Staatsökonomiker behaupten, daß jeder Ansiedler für den Staat tausend Dollars wert ist, und sicher liegt damit keine Ueberschätzung vor, denn die Arbeit eines Mannes, mit Aufbrechen und Einzäunen, wird den Wert eines Stückes Prärieland in einem Jahre um fünfhundert Dollars erhöhen. Jeder Arbeiter, Farmer, Viehzüchter vermehrt durch seine Arbeit den Reichtum des Staates, er erhöht den Export und jeder Bürger gewinnt dabei direkt oder indirekt. Der Kaufmann, der Handwerker, der Angestellte, alle gewinnen dabei, am meisten natürlich der Landbesitzer, denn entweder verkauft er sein Land zu guten Preisen, oder dessen Wert wächst durch die Nachbarschaft der Ansiedelungen.

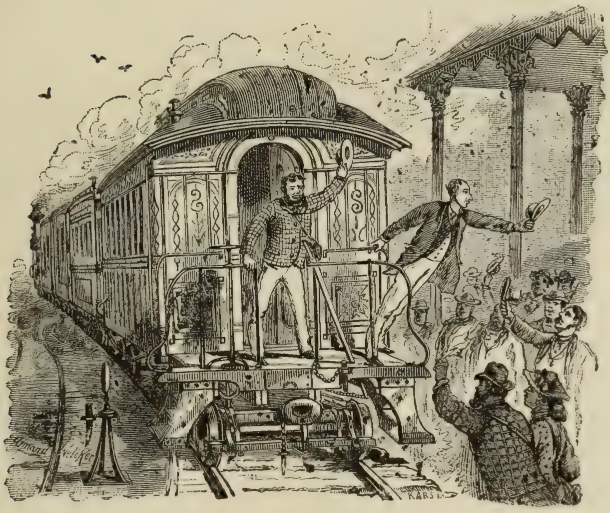
Der Einwanderer, welcher Geld besitzt, kann eine Farm mit so gutem Boden kaufen, als er irgendwo existiert, und zwar von funfzig Cents bis fünf Dollars den Acker, je nach der Lage. Auch kann er das Land kaufen und es in drei- bis zehnjährigen Raten bezahlen. Dünger braucht er nicht, so lange er lebt. Der Ertrag des Landes beträgt in Texas nach sorgfältig angefertigter und von der Regierung publizierter Statistik vom Acker im Durchschnitt: Baumwolle 275 Pfund; Weizen 24 1/3 Bushels; Mais 39 7/8 Bushels; Hafer 56 1/2 Bushels.

Texas bietet dem Einwanderer ein Klima, das ihm erlaubt, mehr als dreihundert Tage jährlich im Freien zu arbeiten; es hat auch Arbeit für den, der kein Geld besitzt. Farmer geben ihm Wohnung und Tisch und zahlen ihm guten Lohn, oder verpachten ihm so viel Land, als er bebauen kann, liefern ihm Gespanne und Gerätschaften und ein Haus, darin zu wohnen. Für das, was er erhält, giebt er die Hälfte seiner Ernte ab.

Dem Viehzüchter bietet Texas Gras, welches das ganze Jahr lang grün bleibt, und für einen Preis von funfzig Cents bis zwei Dollars der Acker kann er der Eigentümer des Landes werden. Es bietet den Unterdrückten aller Nationen eine Heimat, wo sie frei sind von der Tyrannei der Landbesitzer, von der

Anmaßung der angeblichen vornehmen Geburt, und wo sie freie Männer sein werden, mit Stimmrecht in der Regierung eines Landes, welches bestimmt ist, an der Spitze aller Nationen der Welt zu stehen.

In Austin bestiegen wir die Central-Eisenbahn und hatten einen Tag und eine Nacht zu fahren, ehe wir die Texaner Grenze erreichten. Ueberall an der Straße besteht das Land aus welliger Prärie, reich und fruchtbar. Die Farms sind besser kultiviert, als in Südtexas; sie verraten mehr Gedeihen und Unternehmungsgeist, als die im südlichen und westlichen Teil des Staates gelegenen.



Druck von Oskar Bonde in Altenburg.